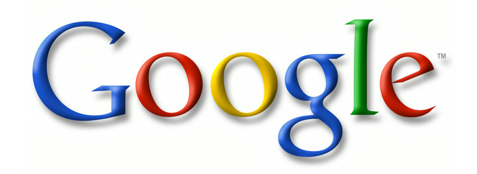
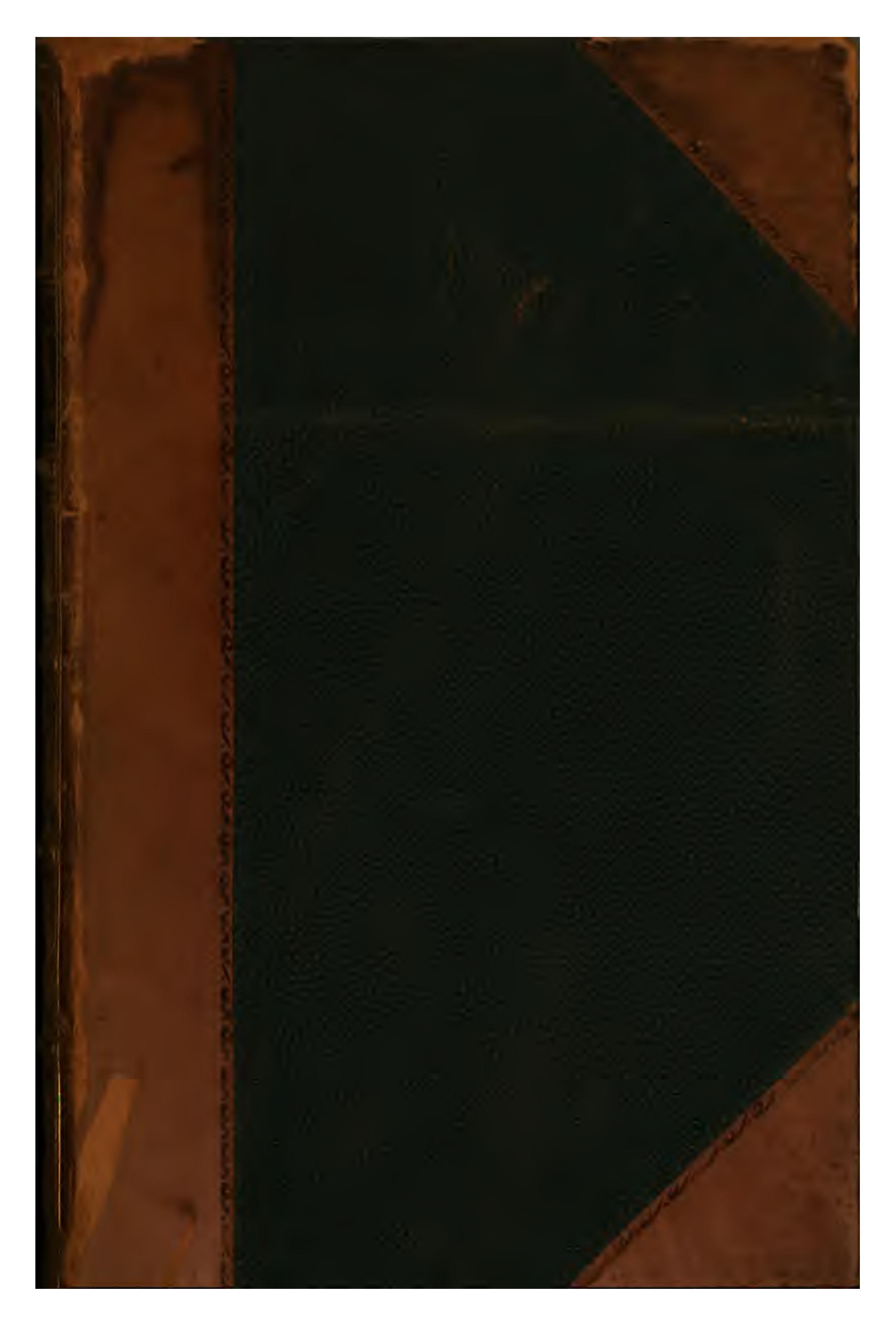





DOMI NUS ILLU MINA TIO MEA
Taylor Institution.



Deutsche Alpensagen.

Gesammelt und herausgegeben

von

Johann Nepomuk Ritter von Alpenburg.

Wien 1861.
Wilhelm Braumüller
k. k. Hofbuchhändler.

Vorwort.

Als der Herausgeber dieses Buches seine „Mythen und Sagen Tirols, gesammelt und herausgegeben von Johann Nepomuk Ritter von Alpenburg. Mit einem einleitenden Vorwort von Ludwig Bechstein. Zürich, Verlag von Meyer und Zeller 1857." erscheinen ließ, ahnte er noch nicht ganz den Reichthum einer stets nachquellenden Sagenfülle aus seinen heimathlichen Thälern und Bergen, die ihm aller Orten entgegenströmte — und einmal innig eingelebt in die Zauberkreise der heimischen Sagenwelt — zog es ihn unwiderstehlich dazu hin, weiter zu sammeln. Frucht dieser Mühe ist die vorliegende neue Sammlung; möge sie mit der gleichen Liebe aufgenommen werden, die der ersten zu Theil ward! Möge auch sie deutsche Mythographen als Wegweiser zu manch ungeahnten Fundorten, zu neuen Entdeckungen leiten! In Folge dieses Wunsches wurde ihr mit Bedacht und Absicht eine andere Form, wie die nach mythischen Gebieten, eben die wegweisende, landdurchwandernde gegeben, dabei jedoch die vollste Rücksicht auf Volksthümlichkeit genommen und wobei die Einfachheit der Volksüberlieferung beibehalten blieb.

Indem auf solche Weise nach wohlerwogenem Plane Thal auf Thal und Höhenzug um Höhenzug durch- und überwandert wird, und die Sagen in ununterbrochener Reihe auf einander folgen, ergeben sich doch mehrere große und bedeutende, zum Theil in sich abgeschlossene Gruppen, die sich dem Auge des Lesers auf der Landkarte also darstellen:

A. Sage 1 bis 32. Salzburger **Grenzland** gegen Tirol zu; dann Strubthal, Großachenthal, Pinzgau und Kaisergebirge.

B. Sage 33 bis 132. **Unterinnthal** mit seinen Seitenthälern,

Alpbachthal, Zillerthal, Achenthal, Wattenthal, bis zur Landeshauptstadt Innsbruck und deren Umgegend.

C. Sage 133 bis 223. **Oberinnthal**, zunächst mit einer Abzweigung des Zuges nach Lermos, Ehrenberg und Reutte nebst Umgegend bis zur bairischen Grenze; Lechthal nebst Hochtennen. Uebergang nach Imst, Silz, Oetzthal. Nun Stanzerthal, Paznaunerthal, **Vorarlberg**. In Bezug auf letzteres wurde nicht ausführlich alles vorhandene Material aufgenommen, um das verdienstliche Sagenwerk von Vonbun über dieses Gebiet nicht zu beeinträchtigen.

D. Sage 224 bis 296. Eigentliches Oberinnthal von Landeck und Umgegend aus über Nauders, mit Abschweif in das anstoßende Grenzthal des Engadin. Daran schließen sich Vintschgau, das Etschthal, und mit Berücksichtigung der Seitenthäler, z. B. des Passeierthales, die Thalstrecke bis Meran und Botzen.

E. Sage 297 bis 401 bilden eine abgesonderte Wanderung, nämlich die von Innsbruck aus durch das Wippthal mit seinen Seitenthälern, das Pusterthal, und über Kaltern wieder in das Etschthal herab nach Wälschtirol.

So schließt sich ein bedeutender Kreis größtentheils noch niemals im Druck veröffentlichter und ganz selbstständig bearbeiteter Gebirgssagen ab, der den Kundigen erfreuen und den großen deutschen Sagenschatz wesentlich bereichern wird. Auch dieses Buch gehört, wie alles was ich sinne, thue und denke, dem theuern Vaterlande.

Büchsenhausen im Wonnemonat 1860.

Alpenburg.

Inhalts-Verzeichniß.

Alphabetisch geordnetes Sachregister.

(Die Ziffern weisen auf die Seiten.)

1.

Maria Elend.

In der Rauris, einem Seitenthale der Salzach mit gleichnamigem Hauptorte, nahe beim Dorfe Embach, verlor sich einst ein Kind. Lange suchten es im ganzen Gebirge die bekümmerten Aeltern und ließen es suchen. Endlich wurde es schlummernd unter einem alten vergessenen Marienbilde, das in öder Wildniß verlassen stand, gefunden, und die hocherfreuten Aeltern gelobten und erbauten aus Dankbarkeit eine Kapelle, in welcher jenes Bild aufgestellt wurde. Bald geschahen vor demselben und durch dasselbe Wunder, und Erzbischof Hieronymus von Salzburg ließ eine neue stattliche Wallfahrtskirche an jener Stelle aufführen, mit einem sehr hohen Kirchenthurme, und in dieser nun das alte Bild aufstellen.

Der Name solcher Kirchen, an die sich die Sage von der Hilfe der göttlichen Jungfrau im Elende der Menschen knüpft, begegnet uns öfter. Bekannt ist die Wallfahrtskirche „Maria Elend“ im Drauthale. Auch auf dem Harze findet sich derselbe Name in Verbindung mit einer sehr schönen poesievollen Sage *).

2.

Die entrische Kirche.

Nicht fern am Wasserfalle der Gasteinerache und der schauerlichen Klamm bei Innsbruck zeigt sich hoch oben an der Kalkfelsenwand eine Höhle, welche die Umwohner die entrische Kirche nennen, was ohngefähr so viel als Riesenkirche besagt. Mächtige Riesen

*) L. Bechstein's deutsches Sagenbuch 399.

und wilde Männer, wie sie auch auf dem Salzburger Untersberge heimisch waren, hausten dort droben, besaßen furchtbare Stärke, warfen eiserne Pflugschaaren über das ganze Thal hinweg, neckten aber auch die drunten ziehenden Wanderer, und warfen diese mit Aepfeln, die sie von den Bäumen nahmen, welche vor ihrer Felshöhle wuchsen. Bisweilen überraschten die wilden Männer auch die Thalbewohner durch unverhoffte Geschenke von Milch und Butter, die sie ihnen in alterthümlich geformten Schüsseln vor die Thüren stellten.

Die Sage liebt es, Bergeshöhlen nicht selten Kirchen zu nennen, und sie mit Riesen und Heiden in Verbindung zu bringen. So ist hoch über dem Kapruntale am Wiesbacherhorn auch eine Heidenkirche, und wie die Sage gern ihre wilden Männer und Riesen als Heiden bezeichnet, so begegnet es in Schwaben, daß auch Zwergwichtlein Heiden genannt werden.

3.

Wie der Teufel nimmer in die Hölle wollte.

Zu einer Zeit hat jeder, der bei Nacht durch den Wald zwischen Hallein und Kuchl zu gehen hatte, einen kräftigen Segen gesprochen; es hielt sich nämlich in diesem Walde der leibhaftige Teufel auf. Er hatte zwar nicht Gewalt, jemand ein Leid zuzufügen, sondern sprang nur immerfort jauchzend über den Weg hin und her und spie dabei Flammen aus. Dieses war jedoch gar fürchterlich anzusehen, so daß mancher vor Schrecken daheim erkrankte. Auf das Bitten der Leute versuchte bisweilen ein Geistlicher den Gottseibeiuns zu bannen, aber keiner hatte Macht über ihn, ja, er lachte sie nur aus, und deckte spottweise ihre eigenen geheimen Schwächen auf, und trieb sein Unwesen weiter. Endlich kam ein Priester, der durch sein frommes Leben fast ein Heiliger geworden; dem konnte der Teufel nicht das Geringste vorwerfen, ausgenommen ein paar Studentenstreiche. Als der Beschwörer dem Teufel befahl von hinnen zu weichen, da wurde er traurig und bat, ob er statt in die Hölle zurück zu gehen, sich nicht in einem Grashalm verbergen dürfte? Der Priester bewilligte es nicht, daher flehte der Teufel, daß er doch auf einer Höhe oder Bergspitze weilen dürfe — auf einer so abgelegenen

und unzugänglichen, wohin niemals eine lebende Seele kommen würde. Als ihm auch dieses abgeschlagen wurde, flehte er endlich um die Erlaubniß in die Tiefe einer schmutzigen Lache zu fahren, die nebenan lag. Aber auch diese Bitte war umsonst, der Böse mußte heulend in den Abgrund der Hölle zurück. Diese Sage wird von Andern etwas verändert erzählt: es habe der Priester den Teufel in die Mitte des Tännengebirges hinein verbannt, allwo selbiger noch rumore und gräulich umherspuke, aber niemand schaden können soll; vielmehr jauchzt und juheit er nach wie vor, macht Bocksprünge die Kreuz und Quere und ist so recht, was man sagt: „verteufelt lustig.“

4.

Maria Brunneck.

Am Fuße des Tännengebirges zieht die Gebirgsstraße durch den weit berühmten Paß Lueg und kommt zu einer Kapelle, von welcher eine legendenhafte Sage geht. Einst wandelte die heilige Jungfrau Maria, die Mutter Gottes, durch dieses Bergland, war sehr erschöpft und durstig, und ließ sich zur Ruhe in der Ecke einer Felsenwand nieder. Da entsprang alsbald ein frischer Quellbrunnen dem Schooße der Erde, um die Dürstenden zu laben, wie er noch heute thut, und dann wurde der geheiligte Ort geweihet, Maria Brunneck benannt, und die Kapelle dort erbaut.

Es ist ein noch unerforschter und unergründeter Zug in der deutschen Sage, daß die heiligsten Persönlichkeiten der christlichen Kirche, Christus und Maria, mitten in unwegsamen und unwirthbaren deutschen Gegenden aufgetreten sind, und allda Spuren ihres Daseins zurückgelassen haben sollen, so z. B. im Thüringerwalde bei Liebenstein, auf der Schwäbischen Alp, im Fichtelgebirge u. a. m.

5.

Der Schneider von Unken *).

Im Loferthale, unweit der bayrischen Grenze, liegt der weitschichtig gebaute Ort Unken, eingeschlossen von einer erhabenen

*) L. Bechsteins deutsches Sagenbuch S. 983. — Alpenburg, Mythen und Sagen Tirols. S. 189.

Bergwelt. Dort lebte einst ein Schneider; der war ein gewaltiger Jäger, aber nur heimlich, denn offen durfte er seinem Gelüste nicht nachgehen, gleichwohl hielt er sich einen großen Fanghund, trotz einem Fürsten. Am Tage saß er fleißig bei der Arbeit und warf manchen guten Lappen in die Hölle, Abends aber warf er sich in die Joppe, setzte den spitzen Hut mit dem Gamsbart auf, hing den Stutzen über die Schulter und ging bürschen. Eines Abends hatte selbiger Schneider ein absonderliches Abenteuer.

Er war schon auf dem Heimweg sammt seinem Hunde, da geht plötzlich ein großer langer Mann schweigend neben ihm her, bietet keinen Abend *), und es weht von ihm aus den Schneider eiskalt an.

Leise, zitternd, ruft dieser den Fanghund; der aber klemmt den Schwanz zwischen die Beine, graunzt und gibt Fersengeld, voraus nach Unken zu. Dem Schneider ward bang und bänger; ganz in der Stille langt er nach seinem Messer und Gabelbesteck in der Hosentasche, theilt's, nimmt in die eine Hand das Messer, in die andere die Gabel, um nöthigenfalls eine Wehre zur Hand zu haben gegen den Schwarzen.

Dieser aber achtet gar nicht des Schneiders, er begleitet ihn nur bis unter den Wendberg und bis zur Säumerbrücke unter'm Mitterberg. Dort stand der Schwarze still, bog sich über das Wasser, machte sich immer länger, und auf einmal schnappte er hinunter und war weg. Der Schneider kam mehr todt als lebendig nach Unken heim, prügelte den Fanghund fast todt vor Zorn, zerschlug sein Gewehr, zerzauste den Gamsbart, und ist nachher mit keinem Tritt wieder bürschen gegangen.

6.

Das wilde Gejaid.

Im Dorfe Liefering bei Salzburg war ein lustiger Junggeselle, der nie ein „Gatterl" auf seinen Wegen aufmachte, sondern allzeit wie eine Gams drüber weg sprang, er mochte auch nicht gern irgend einen „Ländler" oder „Bäurischen" versäumen, und nicht wegbleiben, wo es lustig war, und „ein blaues Rachl" aufging. Wie

*) Abend (Morgen) bieten — soviel als grüßen.

er einmal nach Mitternacht von den Spielleuten und fleißig begrüßter Weinflasche aus Salzburg nach seinem Heim ging und noch die Geigen und Klarinetten nachsummen hörte, daß er fast in Versuchung gerieth, auf offener Strasse zu tanzen, da wurde er plötzlich durch einen Höllenlärm, welcher immer näher heran kam, aus seinem Rausch aufgeschreckt, und ward nüchtern, als ob er nur Wasser getrunken hätte. Holla Bua! sprach der Lieferinger zu sich selber, das geht einmal nicht natürlich her: da ist gewiß das wilde Gejaid im Anzuge. Und kaum hatte er dahin geschaut, woher der Lärm gekommen, so überzeugte er sich alsbald, daß er sich nicht geirrt habe. Er streckte sich sogleich auf den Boden hin, und legte Hände und Füße kreuzweis übereinander, und das wilde Gejaid fuhr ganz knapp über ihn vorbei mit erschrecklich verworrenem Geheul, Hundegebelle, Katzengeschrei, Roßgewieher, Raubvogelgekrächze und Natterngezisch. Zum Glück stürmte alles rasch vorüber, und ist ihm weiter nichts geschehen.

7.

Verwandelte Kohlen.

Eine Bäuerin auf einem zwischen der Stadt Salzburg und Berchtesgaden gelegenen Hofe begab sich einst spät am Abend in den Keller, Milch zu holen, um für ihr kleines Kind noch einen Brei zu kochen.

Da erblickte sie in einer Ecke desselben ein Häuflein Kohlen, worüber sie sich wunderte, denn sie hatte keine dahin gelegt, auch nie welche gesehen. Doch nahm sie einige Stücke mit sich hinauf in die Küche, weil sie einen gar wundersamen Glanz verbreiteten und legte sie auf den Küchentisch.

Am andern Morgen lagen eben so viele blanke Thaler an der gleichen Stelle, wohin sie die Kohlen gelegt hatte; aber als sie um die andern Kohlen in den Keller hinab stieg, waren alle verschwunden; sie hat halt auch die Zeit zu benützen nicht verstanden, wie so viele andere Menschen.

6

8.

Kundlkraut und Widritat.

Im Tirol wie im nahen Salzburgischen geht eine Sage vom würzigen Feldthymian (Thymus serpillum), welcher im Volke unter der Benennung „Kundlkraut" hoch gehalten ist. Das Kraut ist der heiligen Jungfrau Maria zu eigen und geheiligt und daher ein wahres Heilkraut. Die heilige Jungfrau machte sich nämlich bei ihrer Vermählung mit dem heiligen Joseph ein blühendes Kränzlein aus diesem bescheidenen Kraute, daher hat dasselbe so große Kraft, und noch immer brauchen es die Jungfrauen im Unterlande und im daran stossenden Salzburgerlande zu Kränzen, oder stellen es, zum Schutz gegen den Bösen, in die Fenster ihrer Schlafkammern; denn nicht selten schon ist der Böse in Gestalt eines grünen Jägers zu den Dirnen fensterln gegangen, hat angeklopft, und die, welche ihm aufthat, durch die Lüfte auf und davon geführt. Fast gleich heilsame Wirkung hat auch nach dem Volksglauben nicht nur in benannten beiden Ländern, sondern auch im übrigen Deutschland der „goldene Widertod" gewöhnlich „Widerton" (Polytrichum commune), den man volksmündlich „Widritat" nennt.

Einmal lebte an der Salzburgergränze in einem der neun einsamen Bauernhöfe bei Strub eine Näherin, die war über die Maßen eitel und hoffärtig, kein Kleid war ihr zu gut und prachtvoll genug; am liebsten wäre sie in Silber und Goldstoff einhergerauscht, wie eine Prinzessin; dafür aber war die Näherin auch in der That so schön wie eine stolze Tulipane, und es bewarben sich viele Buben von nah und ferne um ihre Liebe. Allein sie wies alle mit Hochmuth zurück, denn keiner von allen schien ihr vornehm genug gekleidet zu sein. Da kam von weit her ein fremder Bursche, der trat für den Sommer bei einem Bauern in der Nachbarschaft als Knecht in den Dienst. Er übertraf durch seine schmucke Gestalt alle Buben, so viel auch der Näherin unter die Augen gekommen waren, und sein G'wand (Kleidung) war verschwenderisch genug: die Jacke vom feinsten Tuch mit großen Silberknöpfen, und um den Hut die goldene Schnur. Das funkelte der eiteln Näherin so tief in's Herz, daß der fremde Bub am Morgen ihr erster und Nachts ihr letzter Gedanke war, und sie kamen auch bald überein, mit-

sammen fortzuwandern in die weite Welt, wo sie unbelästigt von ordentlichen Bauersleuten und den Vorwürfen ihrer Mutter, welche mit ihr die Stube theilte, in Saus und Braus und Lustbarkeiten — sie nannten es „für ihre Liebe" — leben könnten, und die Nacht wurde bestimmt, in welcher der schmucke Knecht die schöne Dirne abholen sollte. Aber der Mutter war dieser Mensch von jeher zuwider gewesen, seine schwarzen glühenden Augen und das Unheimliche an ihm machten sie immer erbeben, wenn sie seiner ansichtig wurde. Doch wenn sie ihr Bedenken der Tochter mittheilte, lachte diese darüber nur oder wendete sich unwillig weg. Da also nichts fruchtete, so befestigte die Alte vor dem Fenster ihrer Wohnung frisches Kundlkraut und Widritat, und dachte sich dabei: Nützt's nicht, so schadet's nicht, und die Alten waren auch keine Narren, und der liebe Gott und die heilige Jungfrau haben das Vertrauen nie zu Schanden werden lassen. Und wie der Knecht um Mitternacht seine Näherin abzuholen kam, blieb er in einiger Entfernung stehen — und fuhr flammend durch die Luft und schrie:

Kundlkraut und Widritat
Hab'n mi um d'Nahd'rin braht!

Das hat ein Mann gehört und gesehen, der die Nacht durch botenweise gehen mußte, und so ists offenbar geworden. Dieselbe Sage geht auch wörtlich, so wie hier steht, im Zillerthale volksthümlich um, nur mit der kleinen Abweichung, daß die Mutter der Näherin selbst den Bösen gesehen und gehört hat.

9.

Das Loferer Fräulein.

(1. Sage.)

Bei Lofer, an der Gränze zwischen Tirol und Salzburg, ist im Gebirge eine Höhle, in welcher ein Fräulein wohnt, welches reiche Schätze besitzt und zu erlösen wäre, aber nur wenige gelangten in ihre Nähe; gewöhnlich erblickten die Eintretenden ein unheimliches Wasser, in dessen tiefen Schlünden sie untersinken müßten und mit Leib und Seele verloren wären. Da war im Dorfe ein armes Ehepaar, welches zwei Kinder hatte, die in Gesellschaft eines alten Bettlers in der Nachbarschaft herum gehen mußten, zu betteln.

Einst führte der Vettler die Kinder zum „Loferer-Loch“ — so wird nämlich die oben erwähnte Höhle genannt — und sagte, hier sollen sie hinein gehen, sie würden da drinnen viel, recht viel bekommen, er selbst könne nicht hinein kommen, weil er alles voll Wasser sehe. Die Kinder, welche noch rein und ganz unschuldig waren, gingen trockenen Fußes durch den Felsengang, und gelangten zu einem grünen Platz, auf welchem ein paar prächtige Häuser standen. Vor dem einen Hause stand eine schöne Jungfrau, welche die Kinder baten, sie möchte ihnen für ihre armen Aeltern daheim etwas schenken. Die schöne Jungfrau blickte sie freundlich an, führte sie in's Haus und in ein fürstlich eingerichtetes Zimmer, gab ihnen zu essen und zu trinken und sprach: Mehr kann ich euch für heute nicht geben, aber bleibet bei mir über Nacht, dann sollt ihr morgen so viel bekommen, als ihr zu tragen im Stande seid, und womit euern Aeltern und euch für viele Jahre geholfen sein wird. Eins aber merkt euch, setzte die Jungfrau hinzu, nicht fürchten dürft ihr euch, wenn ihr während der Nacht außerordentlich schaurige Erscheinungen sehen solltet, denn ihr steht in Gottes Hand, und der Schutzengel ist an eurer Seite — euch wird nichts geschehen, und ihr könnt mich sogar erlösen, und dann werdet ihr glücklicher als der Kaiser. Die armen Kinder gelobten, sich nicht zu fürchten und gingen in das Schlafzimmer der Jungfrau, welche nahe zu ihrem schönen Bette auch Betten für die kleinen Gäste hinstellen ließ, wo sie dann bald entschlummerten. Aber um Mitternacht erweckte sie Flammengeprassel, sie sprangen empor und sahen das Bette der Jungfrau lichterloh brennen, und sahen, wie sie sich in den Flammen wälzte, die von fürchterlichen Geistergestalten neu angefacht wurden, wenn sie zu verlöschen schienen, und sahen des Schrecklichen mehr und mehr, und so viel, daß sie von ihren Betten hinaussprangen und ohnmächtig zu Boden sanken. Der goldene Morgenstrahl fiel schon lange in's Zimmer, als die zwei Kinder aufwachten, und das schöne Bett wie eh und vor, und alles im Zimmer so rein und ohne Brandzeichen fanden, daß sie gar nicht wußten, wie ihnen geschah. Und als die neben ihnen stehende Jungfrau in der gleichen Schönheit und Milde mit ihnen sprach, da hätten sie alles für einen bösen Traum gehalten, wenn sie dieselbe nicht belehrt hätte, daß sie in jeder Nacht eine solche Pein leiden

müsse, von welcher sie durch die unschuldigen Kinder die Erlösung hoffte. Die Jungfrau füllte ihre Mehlsäcklein mit Goldstücken und befahl ihnen nun heimzugehen, dieß den Aeltern zu bringen und davon Almosen zu geben: nur dem Manne, dem alten Bettler, der sie begleitet habe, und ein großer Bösewicht sei, dem sollten sie keinen Pfennig davon mittheilen — so befahl die Jungfrau. Ihr dürft auch nicht beim Eingang hinaus, wo ihr herein gekommen seid — sagte sie — der böse Bettler paßt dort und würde euch das Gold abnehmen und euch tödten. Folgt meinem Befehl, und kommt in dreimal sieben Tagen wieder her, dann wollen wir über das Erlösungswerk mehr sprechen. Sprach's und führte die Kinder durch einen verborgenen Gang vor die Höhle hinaus, und diese liefen eilend nach der Heimat. — Im Bettlerhause war nun alles anders geworden. Die Zimmer neu eingerichtet, Speck im Rauchfang und Schmalz in der Küche genug und Freude überall. Auch die Armen wurden gut bedacht, nur der böse Bettler nicht. Der wußte aber so bitterlich zu weinen ob dem Undank, da er den Kindern die Glücksquelle gezeigt, daß die Kinder gerührt wurden, und die Aeltern nicht minder, und ihm eine ansehnliche Summe vom Golde der Jungfrau schenkten. Nach dreimal sieben Tagen gingen die Kinder in die Höhle; doch wie sie einige Schritte vorwärts schlichen, fanden sie alles voll Wasser; und eine höllische Lache erscholl vom bösen Bettler, der beim Eingang stand, der etwas mehr wußte, als andere Leute, und der sagte, daß es mit der Erlösung nun alle sei, weil sie dem ersten Schritte dazu, „dem Gehorsam", nicht entsprochen, und gegen den Auftrag der Geberin ihm ihr Gold geschenkt hätten.

10.

Das Loferer Fräulein.

(2. Sage.)

In Lofer lebte eine arme Witwe mit einem einzigen Kinde, einem Mädchen; ihre ganze Nahrungsquelle war eine Kuh, und diese stürzte von einem Felsen und kam um. In ihrem Jammer um ihr letztes, ihr entrissenes Gut, gedachte die Witwe an das Loferer Fräulein, von dem die Rede ging, daß es allen wahrhaft bedürftigen, aber auch wahrhaft guten Menschen sich hülfreich erzeige, und faßte

den Entschluß, die Hilfe dieses wunderbaren, in eine nahe Berghöhle verwunschenen Fräuleins auch in Anspruch zu nehmen. Sie theilte diesen Entschluß ihrem Seelsorger mit, der denselben mißbilligte und ihr die Gefahren vormalte, welche dort drohten: der Wildbach, der feurige Hund, die Tücke aller Dämonen. Aber die Witwe wollte sich nicht abwendig machen lassen, und so gab ihr denn der Pfarrer den Rath, daß sie sich durch den Empfang der heiligen Sakramente reinigen und läutern, ihr Kind mitnehmen und in Gottes Namen gehen solle.

Sie kam mit ihrem Kinde, welches nur erst zwei Jahre zählte, fand den reißenden Wildbach, über den ein Steg aus dem feinsten Sand gelegt war, der beim Darauftreten zu brechen drohte, aber doch nicht brach, als ihn die Witwe beschritt. Als der Steg überschritten war, gelangte die Witwe an einen Felsen, auf diesem saß das Fräulein, und neben ihr der Hund, der laut bellte, aber angekettet lag. Nur den, der mit einer Todsünde auf dem Gewissen sich zu nahen wagte, durfte der Hund zerreißen.

Die Frau grüßte mit demuthsvoller Verneigung das Fräulein und dieses fragte: Was Guts? Die Witwe hob ihr Kind empor, das seine Händchen faltete und sprach: I thät recht schön um etwas bitten! So komm herein in mein Haus! entgegnete die Jungfrau, schlug mit einem ehernen Stabe, der von edlem Roste grün schimmerte, an den Felsen, drehte sich selbst dreimal um, wobei sie immer größer zu wachsen schien, und schritt dann der Witwe durch eine Oeffnung in dem Felsen, die sich alsbald gebildet hatte, voran. Innen lag ein schönes Schloß auf einer grünen Wiese, die mit ungewöhnlichen Blumen und Bäumen bewachsen und auch durchflossen war von einem silberhellen Bache. Das Schloß hatte sieben Thürme und auf jedem derselben strahlte ein großer Karfunkel, so daß die Umgebung hell beleuchtet war, und der Glanz blendete fast die verwunderte Witwe, welche von dem Fräulein jetzt gefragt wurde, was sie wünsche und wie viel sie wolle? Die Witwe begehrte nicht mehr als nur so viel, daß sie sich wieder ein Kühlein anschaffen könne, und das Fräulein belobte diese Bescheidenheit, machte aber noch zur Bedingung, daß die Witwe ihr auf drei Jahre ihr Kind überlasse. Es solle diesem ganz gut ergehen. Das war freilich ein harter Punkt, doch willigte endlich die Frau ein, ging

ohne ihr Kind zurück, kaufte sich von dem empfangenen Gelde eine Kuh, und lebte nun die drei Jahre still vor sich hin, nährte aber beständig die Sehnsucht nach ihrem Kinde, und als die drei Jahre herum waren, konnte sie kaum die Zeit erwarten, ihr Kind wieder zu holen. Die Witwe empfing, wie früher, die heiligen Sakramente, fand alles wie beim Erstenmale, und da das Fräulein fragte, was sie wolle? so antwortete sie: Gar nichts, als mein Kind. Mit trauriger Miene gab das Fräulein das Kind zurück, das nun fünf Jahre alt und sehr schön geworden war, und zugleich so viel Geld, daß beide genug zu leben hatten. Das Kind wuchs zu einem schönen Mädchen heran, blieb aber stets still und verschlossen, hat nie Tänze besucht und sich nie verheirathet. Am liebsten war es allein, und es war, als läge ein Schleier über sein Leben gebreitet.

11.

Das Loferer Loch.

Auf einer Höhe, unweit Lofer, geht ein Gang in die Erde, welcher sehr lang sein soll. Wer sich hinein wagt, gelangt nach vielem Steigen über Kies und Stein zu einem kleinen See, welchen man den „Loferer-See“ nennt, und der stark mit Schilf durchwachsen ist. In der Mitte sitzt eine schöne weiße Jungfrau auf einem Felsen, in welchem ein kostbarer Schatz in einer Truhe bewahrt wird, welchen die weiße Gestalt hütet. Woher und warum alles so gekommen ist, erzählt die Volkssage auf folgende Weise:

Vor vielen Jahren stand auf diesem Platze eine königlich geschmückte Grafenburg. Der Graf war aber ein wilder, schlechter, stolzer Mann, ein Scheusal mit einem Worte. Er schwelgte und verbrausete Tausende wegen seiner Gelüste; wenn aber ein Armer kam, um nur die Brosamen zu erbitten, die vom Grafentische fielen, so wurde der Arme mit Hunden zum Schlosse hinaus und durch den Garten gehetzt, worüber der Graf jedesmal herzlich lachen, und sich weidlich ergötzen konnte. Abends vor einem heiligen Frauentag war beim Grafen bis tief in die Nacht hinein ein großartiges Fest-, eigentlich Saufgelage, und der Jäger des Grafen wollte sich auch gütlich thun, und schlich mit einer Kerze in der Hand in den

Keller hinab. Und wie er bei der Pulverkammer vorbei ging, die in der Nähe war, dachte er nicht daran und schneuzte das Licht mit den Fingern, warf den glühenden „Lichtputzn" (die glühende Schnuppe) weg, und der Zugwind führte ihn gerade durch ein unverglastes Gitterfenster in deren Thüre und auf ein offenes Pulverfäßchen. In diesem Augenblick erdröhnte ein entsetzliches Krachen, und das ganze Schloß flog in die Luft, alle Bewohner und Gäste wurden unter seinen Trümmern begraben, und der böse Graf fuhr in den Abgrund hinunter und soll zu einem Höllenhund verwunschen sein, um die vielen Schätze zu hüten, von denen er einen so übeln Gebrauch gemacht hatte. Wer aber die weiße Gestalt mit der Truhe sein soll, das hat noch kein Mensch bisher erfahren können.

12.

Die Riesenkanne *).

Aus dem Loferthale erhebt sich mit andern ein stattlicher Bergkopf, benannt das Pechhorn. Auf diesem steht der Sage nach eine silberne Riesenkanne, und diese ist voll geschmolzenen Goldes, welches bisweilen überfließt. Schade, daß sie sammt ihrem Ueberfluß unsichtbar ist. Nur in heiligen Nächten und namentlich in der Sankt Johannisnacht ist es Sonntagskindern vergönnt, diese Kanne zu erblicken; ihrer jedoch habhaft zu werden, dazu gehören ganz besondere Begabungen und wundersame Constellationen. Noch niemals hat man vernommen, daß irgend ein Sterblicher so glücklich gewesen sei, aus jener Kanne auch nur einen Becher voll des rinnenden Goldes zu gewinnen.

13.

In Gottes Namen **).

Im Volke lebt der Glaube, daß, wenn jemand im Handel und Wandel betrogen wird und, ohne dieß zu wissen, beim Ab=

*) Vergl. Alpenburgs Myth. u. Sag. Tir. S. 189.

**) Variante der Sage „die Geldmesserinnen." Vergl. M. u. S. Tir. S. 188.

schluße des Geschäftes spricht: „In Gottes Namen!" Gott den Betrüger strafe, und zwar sehr bald, weil er sich der Sache so annehme, als sei er selbst betrogen worden. Das wird auch erzählt von jener Jungfrau zu Lofer, welche ihre blinde Schwester beim Messen des ererbten Geldes schändlich hinterging, sich das Staar oder das Gemäß stets voll füllte, und es bei der blinden Schwester stets umkehrte. Bald genug erfuhr die getäuschte Blinde durch Zuträger, was ihr widerfahren war, aber sie erhob keinen Streit, denn es war nun nichts mehr zu ändern, und sprach nur sanft und ergeben: „In Gottes Namen!" Bald darauf erkrankte sie und starb und nun hatte die untreue Schwester Alles, und ärgerte sich, daß es jetzt keine vollen Schüsseln mit Geld zu erben gab. Auch half ihr der schlimme Trug nichts, den sie verübt hatte, denn sie erkrankte ebenfalls, starb zwar nicht, fiel aber in einen Zauberschlaf, von dem sie noch immer befallen ist.

Man sagt, ihr Haus stehe zu Lofer, und im Zimmer, das sie bewohnte, liege sie, es werde auch immer offen gelassen, damit sie Erlösung finde. Die Schlafende wie die Geldtruhe bewacht jedoch ein schwarzer Hund, und wer nicht die Bedingungen zur Erlösung ganz zu erfüllen vermag, kann nicht in die Truhe langen.

14.

Silbertraum.

Die drei Bauern von Reiterbühel, Michael Rainer, Christian Gasteiger und Georg Prugger kehrten im Jahre 1539 vom Kirchweihfeste zu Going am Sankt Michaelitag fröhlich nach Hause zurück, und ruhten vor Ermüdung unter einem Kirschbaume aus, der just am Wege stand. Sie schliefen ein, und jedem träumte von einem uralten Bergmännlein, dessen weißer Bart bis zur Erde reichte, in den Boden eingeführt zu werden, auf dem sie schliefen, wo Silber und Kupfer weit herum strahlten, sie mochten schauen und maulaufreißen so lange sie wollten. Und weil sie stets mehr und mehr sahen, sprangen sie vor Freude auf und — erwachten.

Erstaunt über den gleichen Traum scharrten sie am Boden, und siehe! sogleich blickte ihnen das blanke edle Erz entgegen.

Dieß war der Anfang des berühmten Silber- und Kupfer-

bergwerkes am Röhrerbühel, der zweite unermeßliche Silberschatz nach dem Falkenstein bei Schwaz, aber der bewundertste von der Welt, indem man in eine Teufe von $502\frac{3}{4}^{0}$ grub, also 98^{0} unter der Meeresfläche *).

15.

Die Höhlenjungfrau.

Hart an der bayrischen Gränze am Nordrande Tirols ohnweit Kössen liegt im Bereiche des Großachenthales die Wallfahrtskapelle Klobenstein, zu welcher man durch eine schauerliche Klamm, den Gränzpaß gleichen Namens, gelangt. Oben zieht sich über eine Brücke ein schmaler Weg zur Höhe und drunten in der Tiefe hat sich die brausende und tobende Ache ihr Bett gewühlt.

Diese Tiefe heißt das Entenloch, und nahe demselben geht eine Höhlenkluft in den Felsen hinein, in welcher eine Schatzhüterin wohnt, deren Schatz in einer Kiste verschlossen ruht, auf welcher ein feuriger Hund liegt. Diesen Hund konnte nach einem alten Bannspruch ein sündenloser Mensch herunter jagen und schlagen, ohne daß ihm ein Leides geschehe, und dann aus der Kiste so viel Gold nehmen, als er nur immer von dannen zu tragen vermochte. Nun waren einmal dort herum zwei Brüder, von denen der eine blödsinnig war, der andere aber wohl bei Verstand, nur daß er sich dem Trunke ergeben hatte. Der letztere hörte von der Jungfrau, dem Hunde und dem Schatze, und vermochte seinen blödsinnigen Bruder, sein Glück, versteht sich für ihn mit, zu versuchen, in die Höhle einzudringen und Gold heraus zu holen. Er dachte: bringt der Trottl ein Gold, so ists gut, so nehm ichs, und kommt er drinnen um, so ists kein Schad'.

Der Blödsinnige bewaffnete sich mit einem großen Knittel und tappte in die Felsenhöhle hinein. Da lag der feurige Hund und graunzte ihn an; der Trottl war nicht faul, sondern schlug auf den Hund los, und alsbald sprang dieser vom Kasten, den nun die Jungfrau aufschloß, worauf sich jener mit schwerem Golde belud. Neben der Kiste stand das Bett der Jungfrau, das war weich und weiß wie Schnee. Da sagte der Blöde gar nicht blöde: Firnail, du

*) Vergl. Alpenburgs Myth. u. Sag. Tir. S. 124.

hoscht mein Dad a scheans Bött — und steckte die Hand hinein, zog sie aber alsbald mit einem jämmerlichen Schmerzenschrei ganz verbrannt wieder heraus, denn die in selbiger Höhle zum Schatzhüthen verwunschene Jungfrau litt die heiße Pein. Nun strebte der Blödsinnige hinaus, denn ein gebranntes Kind scheut das Feuer, doch da zeigte die Jungfrau in einen entgegengesetzten Höhlengang und sagte: Dort gehe hinaus, denn draußen am Entenloch wartet schon dein Bruder, will dich todtschlagen, dir das Geld nehmen, und dich in den Tobl werfen.

So war es in der That. Der schlechte Bruder wartete bereits, und als ihm der Trottl zu lange ausblieb, betrat er keck die Höhle. In diesem Augenblicke entstand ein Donnergekrach, erscholl ein Todesschrei und prasselten die Felsen brechend nieder auf den, der so Frevelhaftes im Schilde führte — jener hörte es noch mit Schrecken, tappte sich lange, lange im dunkeln Gange fort, und kam erst in den entgegengesetzten einsamen und öden Engen an einer überhängenden Felswand nach Anit oder Anöd (Einöde) im Winkel zu, wieder an das Licht des Tages. Und ob Anit oder Anöt geschrieben werden soll, woaß i a nit.

16.

Der Vaterschläger.

Zu Kößen steht ein Haus, in welchem ein mißrathener Sohn seinen alten Vater geschlagen hat, welcher stille leidend bald gestorben ist. Und als der Jahrestag dieses himmelschreienden Frevels kam, brannte dem bösen Sohne das Haus über den Kopf zusammen. Er baute es bald darnach größer und schöner auf, und abermal brannte es ab am Jahrestage der Unthat. Da zog der von Gotteshand verfolgte vom Orte, und man weiß nicht, wie es ihm ferner erging. Er hatte aber gewiß seinen Theil!

17.

Wie die Sennin mit dem Teufel tanzte.

Nahe dem Dorfe Kößen liegt die Egger-Alpe; auf dieser war eine junge Sennin, ein schönes lebenslustiges Madl, die tanzte für ihr Leben gern, und nichts ging ihr über's Tanzen.

Das wußten die Senner in der Nachbarschaft, kamen oft auf die Eggeralpe, brachten auch Madlen mit, Musik fand sich auch, denn wer gern tanzt, dem ist leicht gepfiffen, und eine Violine, eine Schwögl oder ein paar Alpenzithern finden sich überall, und da tollte und tanzte das junge Volk oft bis nach Mitternacht. Eines Abends aber war die tanzlustige Sennin mit ihrer Kameradin ganz allein, und sehnte sich, von Langeweile geplagt, sehr nach dem Tanz. Alle Augenblicke sprach sie: Ach, wenn heut nur einer käme! Und da keiner kam, so rief sie im Unmuth: Tanzen muß i heut noch und sollt's mit dem Teufel selber sein! — Ihre Kameradin verwies ihr die Lästerrede, aber indem diese noch sprach, jobelte es über die Alpe her, helllaut und immer heller und gellender. — Hörst du's? Jetzt kommt Aner und gwiß a lustiger! Sakara, wie der jobln kann! Wie aner job'lt, so tanzt er! — Und da trat ein Jäger in die Sennerhütte und fragte die Sennin gleich um's Tanzen, und sie sagte auch gleich freudig ja, denn alle Pulse schlugen ihr schon nach dem Vergnügen, und nun begann der Tanz; erst langsam, dann schnell und immer schneller, und der Tänzer hörte nicht auf, und die Tänzerin wurde bleich und athemlos, aber fort und fort riß ihr Tänzer sie herum im tollen Wirbel, und in der Stubenecke stand grinsend der Tod und geigte mit einem Knochen. Die Zuschauerin in Todesangst lief hinab und holte einen Priester — dieser kam eilend, und brachte mit harter Mühe den Jäger zum weichen, die Tänzerin aber fiel aus seinen Armen hin, steif und kalt, wie ein Holzblock. Sie war todt — der Jäger hatte ihre Seele mitgenommen.

18.

Der Name des Klobenstein.

Gern knüpft die Sage örtliche Namen an wunderbare Ereignisse, und prägt sie durch solche am tiefsten der Erinnerung der Bevölkerung ein.

Von der Wallfahrtskapelle „beim Klobenstein" geht die Sage, sie habe früher auf der andern Seite des Baches gestanden, sei aber von Engeln an die Stelle hinüber getragen worden, wo sie jetzt steht. Dort sperrte ursprünglich ein mächtiger Felsblock den

Pfad, und die frommen Waller, die aus Bayern über die Gränze herüber kamen, um in der Wallfahrt zu beten, mußten einen langen und beschwerlichen Umweg machen, um zu dem Gnadenorte zu gelangen. Da kam auch einst ein altes Mütterlein, das war weit von ferne hergewallt und konnte vor Müdigkeit kaum weiter, und erseufzte, als es den Felsenblock sah, und gedachte, daß noch ein großer Umweg zu der gleichwohl so nahen Kapelle zu überschreiten sei. Ach du Hochgebenedeite! rief das Mütterlein, wäre ich doch schon bei Dir in Deiner Kapelle, meine armen Füße tragen mich ja nicht mehr! Siehe, da schwebte mit einemmale die hochheilige Mutter aller Gnaden über den Felsblock, im himmelblauen Gewande mit silbernem Schleier und strahlend in überirdischer Schönheit. Und wie des Schleiers Saum den Fels berührte, theilte er sich zu beiden Seiten auseinander — der Felsen hatte sich „gekloben" nach tirolischem Sprachgebrauch, wo man klieben und gekloben statt spalten und gespalten sagt — und das alte Mütterlein konnte nun durch den Riß des Felsens schreiten und alsbald zur Kapelle gelangen. Sobald sie das Wunder kund gethan, nannte das Volk die Wallfahrtkapelle selbst „beim Klobenstein", wegen der gekloben en (gespalteten) und offen gebliebenen Felsenspalte.

19.

Die Kälberzähne.

Zu Kitzbühel lebte einst ein Ehepaar, dem die dürre Noth und das bleiche Elend durch jede Spalte seines armseligen Häusleins guckte. Eines Sonntags ging die Frau durch den Wald hinauf zur Einsiedelei Kniepaß, um dort vor dem lieben Herrgott ihr bekümmertes Herz einmal recht auszuschütten. Lange und inbrünstig betete das arme Weib und stieg erleichtert wieder zu Thale nieder. Der Weg führte sie am Ehrenbach vorbei, der oft gar wild ist, jetzt aber, es war im heißen Sommer, schier wasserlos sich zeigte und dessen Bette zum größten Theile ausgetrocknet war. Da glänzte neben Kieseln, Kalkstein und Grauwackengerölle etwas Weißes, und wie die Frau darauf, sich bückend, hinsah, gewahrte sie, daß es ein Häuflein Kälberzähne war, die ganz rein und weiß erschienen. Sie griff hin und schob eine Handvoll in ihren Sack, in der Meinung,

die Kinder könnten damit spielen, die immer etwas mitgebracht haben wollten, und gleich jedesmal, wenn die Mutter von einem Gange heimkehrte, an Händen und Kleidern zupften und fragten: Mutter, hast Du uns gar nichts bracht? — Nun waren aber die Kleinen just bei einem Nachbar, die Frau zog ihr Sonntagsgewand aus, hing es in den Kasten und dachte nicht mehr an die Zähne. Am nächsten Feiertag, als die Frau ihr einziges Festkleidungsstück wieder anlegte, klingelte etwas in dessen Tasche, wie Geld. Aber Geld — und meine Tasche — wie sollten die zusammen kommen? dachte das arme Weiblein, griff ganz verwundert hinein und brachte noch verwunderter eine Handvoll funkelnagelneuer Zwanziger heraus. Das war eine Freude! Erst Zähne eingesackt, und nun Geld, und auch für die eigenen Zähne etwas zum beißen zu kaufen! Flugs machte sich die Frau auf den Weg, lief am Ehrenbach hinauf, denn es hatten dort noch gar viel Kälberzähne gelegen. Aber o weh, jetzt waren sie alle weg, wie weggeblasen! Doch dankte die Frau mit ihrem Manne fromm und gerührt dem Helfer in der Höhe, der ihnen diesen schönen Schatz bescheert.

20.

Der versunkene Wald.

An mehrern Orten Tirols begegnet man der Sage von versunkenen Wäldern *), so bei Kitzbühel am Schwarzensee, am Lansersee, und unter andern auch bei Reit und Bschütt am Jochberge. Dieses Reit ist ein Weiler von sechs Höfen und liegt über dem Weiler Bschütt, eine Viertelstunde von der Pfarrgemeinde Jochberg, am rechten Ufer der Jochberger-Ache. In der Nähe befindet sich ein kleiner See, und so weit sich dieser erstreckt, so weit stand einst dort ein Wald. Zu dessen Eigenthümer kam ein Mann, der sagte, der Wald sei sein, er habe alte Dokumente aufgefunden, welche das bewiesen. Da jener seinen Besitz behauptete, so kam es zu einer Klage vor Gericht, und der Streit zog sich in die längste Länge, denn die Advokaten denken und sagen: „Wozu Eile in Rechtssachen? Wenn der Prozeß vorbei ist, steht die Kuh trocken.“ Nun durfte der bis-

*) Vergl. Alpenburgs Myth. u. Sag. Tir. S. 236.

herige Eigenthümer in seinem Besitzthum keinen Ast mehr abschlagen und die schönen Stämme alle wurden ihm zu Kreuzbalken, so daß er alle Freude an dem Walde verlor. Da begegneten einmal beide Gegner einander im Walde, und da sprach der Besitzer, indem er sein Haupt entblößte und die Hand gen Himmel hob: Ich rufe Gott den Allmächtigen und Allwissenden zum Zeugen an. Gehört dieser Wald mein, so soll er in Jahresfrist zum See werden, gehört er aber Dein, so soll er fortgrünen und Dein bleiben! Selbes ist mir schon recht! werd' ihn wohl behalten, denk ich — antwortete höhnisch der Gegner. Aber ehe das Jahr verstrich, kam ein Orkan und ein Erdbeben und ein Wolkenbruch, der Wald brach und versank, und dunkle Wellen bedeckten ihn, aus dem Walde ward ein stiller schauriger Weiher, auf dessen Boden man noch bisweilen die übereinander gestürzten Stämme liegen sieht.

21.

Die drei Könige von Pinzgau und die wilde Frau.

Zur Rechten der Salzach mündet das bedeutende Stubachthal in das Hauptthal aus, und im ersteren liegen drei umfangreiche Bauerngüter, deren Besitzern fast das ganze Thal gehört. Diese reichbegüterten Grundbesitzer nennt das Volk, auch wenn die wirklichen Namen im Laufe der Zeiten sich ändern, den Enzinger, den Wibrechtshäuser und den Bollerer, alle drei zusammen aber die drei Könige von Pinzgau. Vormals war der Reichthum noch größer, davon zeugen noch immer die stattlichen Wohnungen mit altgetäfelten schmuckreichen Prunkzimmern, wie man sie heutzutage nicht mehr bei Bauern findet. Auf dem Gutshofe Wibrechtshausen wohnte ein stattlicher Mann, der die Gunst einer wilden Frau genoß, welche ihren Wohnsitz unweit seines Gehöftes in einer unzugänglichen Höhle hoch oben an der Felswand hatte. Tief unten im Thale lag ein Stein, auf welchem bisweilen die Wildfrau sitzend und spinnend erblickt wurde, sonach gehörte sie jedenfalls nicht zu den ungethümen Fanggen, sondern zu den seligen Fräulein. Dort hatte sie auch der Wibrechthäuser erblickt, und war schon selig durch ihren Anblick geworden. Noch seliger machte es ihn, als sich für ihn ein Zugang zu der Felsenhöhle zeigte, auf

dem er jeden Samstag die wilde Frau besuchte, die gegen ihn nichts weniger als wild war. Die Frau des Widrechtshäuser merkte Unrath, schlich dem Manne nach, fand ihn in den Armen der wilden Frau schlafend, schnitt ihr rasch eine Haarlocke ab, und enteilte. Von da an verstattete die wilde Frau ihrem Liebling keine fernere Zusammenkunft, beschenkte ihn aber, indem sie auf jenen Felsen im Thale einen Garnknäuel und ein Hemd neben den Garnknäuel legte, und mit dem Fuße gegen den Felsen trat. Von diesen drei Wahrzeichen blieben die Eindrücke zurück. Der Faden des Knäuels sollte nie abnehmen, eben so wenig das Glück des Hauses, so lange die Besitzer ihre Wäsche auf dem Felsen trocknen würden, und wachsen solle das Glück, je tiefer die Fußtrittspur werde. Leider verschwieg des Widrechtshäusers Frau das Geheimniß des Garnknäuels nicht, und er verschwand. Der Fußtritt nahm nicht zu an Tiefe, und die Wäsche, die man wie Wölkchen über dem Felsen bisweilen flattern sieht, scheint auch meh'r den Fainen, als der bauerlichen heutigen Widrechtshäuserin anzugehören. Doch ist das Gut im besten Stande.

Diese Sage scheint einigermaßen ausgeschmückt überliefert worden zu sein; dieselbe hat nahe Verwandtschaft mit der von der wilden Frau am Untersberge, die einen Bauer aus Anif liebte, dessen Frau dann auch kam, und der wilden Frau zurief: Behüte Gott deine schönen Haare! *)

22.

Der Kropfalm-Geist.

Im Dorfe Kaprun im Pinzgau und in dessen Nachbarschaft erzählen die Leute:

Auf der Kropfalm war es einstmals gar nicht auszuhalten. Bei dem besten Gesundheitszustand und bei der gesegnetsten Almzeit ging fast alle Tage ein Stück Vieh zu Grunde, und das war gewöhnlich die schönste und beste Milchkuh. Sie fielen plötzlich todt nieder, und dann fand man jedes Stück mit einem kohlschwarzen Eisenring um den Hals, der es erstickt hatte, und die Melcher und

*) L. Bechsteins deutsches Sagenbuch S. 991.

Hirten mußten sagen: „Buaben da hat d'r loadige Schwarzi sein Gschpül (Gespiel) dabei, das sicht ma' r' am schwarz'n Ring." Sie sendeten endlich nach Hundsdorf, wo sich ein Pater Franziskaner aufhielt, welcher schon mehr als einmal dem Teufel das Handwerk gelegt hatte, und ließen ihn um Beistand bitten. Wie der Franziskaner vom Boten den Hergang der Sache genau erfahren hatte, nahm er ihn mit sich in die Kirche und betete, nahm ein Buch und mancherlei „gweichts Zoig" (geweihte Dinge) und begab sich mit dem Boten auf die Alm, befahl aber diesem, auf dem ganzen Wege kein Wort zu reden, was jener auch that, und beide gingen stumm neben einander. Auf der Alm droben mußten ebenfalls die Almleute stumm verbleiben, und der Pater machte auf einem lichten Platze einen weiten Kreis, stellte sich mit den Melchern und Hütern hinein, las aus dem mitgebrachten Buche, welches sehr groß war, und — — auf einmal rauschte, krachte und polterte es im nahen Berge, und eine große schwarze Kugel rollte holpernd durch den Wald heraus zu Thal, und fiel unten hinab über das sogenannte „Wändgschröf." Seit jenem Tage ist wieder Ruhe auf der Alm, und dankbar gedenken die Besitzer derselben des Franziskaners, der auch schon lange todt ist.

23.

Die Goldhöhle im Kaiser.

Ein breiter, kahler, zackig und zerrissen aufragender Gebirgsstock an der Gränze Tirols gegen Bayern, rechts über Kufstein aufragend, heißt der Kaiser, der in den Treffauer-Kaiser und Hinter- oder wilden Kaiser abgetheilt, in mehreren bedeutenden Spitzen — Kaiserspitz, Hochkaiser, Scheffauspitz — weit sichtbar ist. In diesem Gebirge ist nach Sagen, die hauptsächlich im Leukenthal leben, eine große Höhle voll gewachsenen Goldes, welches jedoch von einem großen furchtbaren Hunde bewacht wird. Wer aber rechten Muth hat, kann schon wagen, etwas von jenem Schatze zu gewinnen. Er muß freilich den Weg nach der Höhle wissen oder erfahren, den nicht jeder weiß, und der nicht auf der Landkarte steht. Ist er aber auf dem richtigen Wege, so gelangt er zwischen Felsenwänden an eine breite und tiefe Lache, und diese muß übersprungen werden,

denn zur Seite geht kein Pfad, weder zur rechten noch zur linken, und rückwärts kann keiner gehen, der einmal so weit gegangen ist, daß er an die Lache gelangt, weil der schlimme Wächterhund plötzlich im Rücken steht, und nicht wie bei andern Schatzhöhlen auf dem Golde liegt. Glückt der Sprung, so kann der kühne Schatzsucher ein unermeßliches Gut davon tragen, denn dann ist der Rückweg frei, die Lache ist verschwunden. Mißglückt der Sprung, so versinkt der Schatzsucher in eine grausenvolle Tiefe und kommt nie wieder an das Tageslicht herauf. Wer aber vor der Lache stehen bleibt und sich nicht traut zu springen, den beißt der Hund in die Waden, und Geister umschwärmen ihn, bis er den Sprung wagt, oder sich den Kopf an den Felsen zerschellt.

24.

Die Teufelskanzel bei Kufstein.

Eine halbe Stunde unterhalb der berühmten Bergfeste Kufstein, am Kaiserberge, rechts vom Inn, starrt ein hoher Felsvorsprung über dem Ufer, auf welchem Vorsprunge eine oder zwei Personen stehen können. Dieser Vorsprung heißt die Teufelskanzel. Darauf soll, so will die Sage, vor Zeiten der Teufel gepredigt haben. Drunten am Boden, an der schönen breiten Straße, die nach Ebs führt, gewahrt man zu beiden Seiten derselben viele hundert kleine Erdhügelchen von nur ½ bis 1½ Schuh Durchmesser, deren Ursprung unerklärt ist, und die schon Mancher mit Verwunderung sah.

Das waren einst die Zuhörer des Teufels, welche zur Strafe, daß sie dessen Predigt hörten und keine bessere, die Erde stehend verschlang, und nur über den Köpfen ein kleines Merkmal — oder die Köpfe selbst — zurück ließ.

25.

Der Nachtschwärmer bei Thierberg.

Ein loser Nachtschwärmer ging einmal gegen das Schloß Thierberg bei Kufstein hinauf, wollte fensterln gehen, oder hatte vielleicht noch Schlimmeres im Sinne. Wie er nun über das Feld

aufwärts nach dem Walde zu gelangte, und über das „Stiegele“ (Zaun zu beiden Seiten, ein Stein oder Brett, um leichter hinüber steigen zu können) steigen wollte, vertrat ihm eine feurige Gestalt den Weg, und winkte ihn zurück. Der beherzte Bursche fürchtete sich aber vor keinem Feuermann, ja nicht einmal vor dem Teufel selbst, fluchte und schlug nach der Erscheinung — und da war es um ihn geschehen. Die Feuer-Erscheinung war just so ein Nachtschwärmer gewesen, wie jener, war verdammt an dieser Stelle zu geisten und zu glühen, und fand nun ihre Erlösung, jener aber mußte alsbald an ihrer Stelle glühen und büßen, bis auch ihm — wer weiß wann? Erlösung wird. Seitdem ist von der Burg Thierberg vieles in Trümmer zerfallen, aber das Stiegele ist noch immer ein verrufener Ort, und wer nicht muß, meidet es des Nachts zu übersteigen.

26.

Verdächtige Windstöße.

Ganz nahe bei Kufstein steht der einsame Bauernhof „zu den Ainifen“ (Eilfen) zubenannt, an welchem blutige Erinnerungen haften. Als Kaiser Maximilian im Jahre 1504 die Festung Kufstein belagerte, und dessen Kommandant Hanns Pienzenauer zum Spotte mit einem Besen die Festungsmauern abkehrte, verdroß es den Kaiser so sehr, daß er der ganzen Besatzung den Tod schwur, und dem eine Maulschelle zu geben drohte, der dafür bitten würde. Die Festung wurde genommen, und Pienzenauer und seine Mannschaft hinausgeführt zum Tode. Pienzenauer und zehn seiner Gefährten waren schon enthauptet, da bat der anwesende Herzog Erich von Braunschweig um Gnade für die andern. Dieser eine Liebling des Kaisers erhielt einen Backenstreich, doch die übrigen waren gerettet. Die Eilfe wurden hier eingegraben, eine am Hause angebrachte Tafel enthält jene Exekution in Erinnerung. Aber, wenngleich die armen Gerichteten lange schon zu Staub und Erde zerfallen sind, so wagt sich um Mitternacht nicht leicht ein Wanderer über die Flur; denn dann weht ein Eisperwind stoßweise auf den Menschen, daß er ob dem verdächtigen Gebaren eiligst

davon rennet, und froh sein muß, wenn ihm nicht ein „Gallschuß" im Fuß bleibt.

27.

Pilatus in Tirol.

Die Verwandlung eines menschlichen Uebelthäters in einen Spukgeist in Thiergestalt, ist ein tiefmythischer und Tirol vorzugsweise eigener Sagenzug. Bekannt ist die Schweizersage, daß der Geist des Landpflegers Pilatus, nachdem er im Exil verstorben, in den See des nach ihm benannten schroffen und zackigen Pilatusberges gebannt worden sei, in welchen er sich als Selbstmörder gestürzt haben soll *). Aber die Sage von einer Stierverwandlung desselben begegnet uns in der Schweiz nicht. Anders in Tirol. In der Gegend bei Kufstein, im Thale Thiersee, das vom Thierberg gegen Westen in drei Bezirke abgetheilt, sich hinzieht, wo ein wirklicher See dieses Namens liegt, der auch den Namen Schreckensee führt, (wie eigenthümlich klingen schon diese Namen an) ist die Pilatussage seit uralter Zeit ebenfalls heimisch, aber sie lautet ganz örtlich, daß der römische Landpfleger nach seinem jämmerlichen Tode nicht alsbald zur Hölle gefahren, weil er Christum kreuzigen ließ, sondern in schrecklicher Stiergestalt wild brüllend umher wandeln müsse. In jede Gegend, wohin er früher gekommen war, brachte er, dem grausamen Vieh-Schelm gleich **), eine große „Sterb" mit, und brüllte Tag und Nacht in einem fort. Namentlich aber habe er im Unterinnthal und gegen Bayern hinaus, sich zum öftern sehen und hören lassen und Menschen und Thiere gefährdet. Noch jetzt sieht man den nun neugebauten „Schreckenhof" in der Nähe am Schreckensee, der zu jener Zeit freiwillig verlassen wurde, bis er zur Ruine fiel. Denn hier vorbei vom See den Mühlbach hinauf wüthete der Schrecken-Stier am längsten: bis ihn endlich ein frommer Franziskaner in den Schreckensee bannte, wo er nun bis zum jüngsten Tag bleiben muß.

*) Vergl. Alpenburgs Myth. u. Sag. Tir. S. 47.
**) Vergl. Alpenburgs Myth. u. Sag. Tir. S. 62.

28.

Der Teufel in Einfang.

Die im Thale Thiersee zunächst gegen Audorf in Bayern liegenden Grenzhöfe heißen Augustin, Sixt, Teigl und Einfang. Dieselben waren einst während der großen Sterb von Thiersee abgesperrt gewesen, und nach Audorf kirchpflichtig. Seitdem geht noch jetzt der alte Spruch von diesen vier Häusern:

„Augustin! siehst du den Teigl (Teufel) in Einfang?" —

29.

Der Bettlerin Fluch.

Zu dem großen reichen Einödehof Schwendt im Thiersee kam eine Bettlerin Almosen sammeln. Die geizige Bäuerin, welche gerade in guter Hoffnung des Leibes war, wies die Bettlerin von dannen. Diese aber stellte sich vor das Haus und schrie:

„Bis auf den neunten Stum (Stamm)
Lahm und krumm",

und die Verwünschung ging von Geschlecht zu Geschlecht in Erfüllung bis auf den heutigen Tag, wo der neunte Abkömmling, obgleich er nicht mehr auf dem fluchbeladenen Hofe wohnt, wirklich noch hinkt.

30.

Das Teufelchen von Mariastein.

Nahe der Wallfahrtkirche Mariastein steht auf niederm Felskegel ein alter Trümmerthurm, den das Volk umher das Teuflsthürml nennt. Vor langer Zeit hat in demselben ein kleines Schnitzbild gestanden, das war graulich anzusehen, und kein Mensch vergriff sich an demselben. Da kam einmal eine Witschnauerin (Wildschönauerin) von der Wallfahrt nach Mariastein zurück und dort vorbei, sah das Teufelchen stehen, und dachte, das gibt ein Spielzeug und einen Kinderschreck daheim, wenn die Kinder nicht gut thun und kein'n Fried geben. Und sie nahm das Teufelchen

und verbarg es unter ihrem Fürtich (Schürze) bis sie zur Ueberfahrt bei Angath gelangte. Da fragte der Fährmann, was sie da verborgen halte, sie solle es zeigen. Als dieß nun geschah, so sagte der Fährmann: „Han Weibl wos denkscht denn? den Toifl führ i nöt üba, und di a nöt, wann 'd'n nöt wida hintrogscht, wo 'd'n hergnumma hoscht." Das war der Witschnauerin doch zu weit, den Rückweg zu machen, sie wurde ärgerlich und warf das Teufelchen in den Inn. Kaum war das Schnitzbild im Wasser, so wurde es lebendig wie ein Kobold, budbelte, schlug Purzelbäume, und schwamm munter wie ein Frosch den Inn hinunter.

Anderen Tages stand das Teufelchen wieder an seiner alten Stelle im Thurme, der, als die Mär laut geworden war, noch mehr verrufen wurde, als er ehedem schon gewesen *).

31.

Die Räuber auf der hohen Salve **).

Die hohe und kleine Salve sind die Häupter eines fast isolirten Gebirgsstockes zwischen dem Brixenthale, dem Leukenthale und dem Sölland, und ein herrlicher Aussichtspunkt. Im Brixenthale lebte vor gar langer Zeit die Witwe eines Bauers, Gertrud geheißen, welche einen einzigen Sohn hatte, Johann. Dieser Sohn artete ganz und gar aus, führte ein lasterhaftes Leben, fiel von einem Verbrechen in das andere, und wurde endlich Räuber und Mörder. Er sammelte eine Bande von sieben gleich lüderlichen Burschen, und machte sich mit ihnen einen gefürchteten Namen. Die Mutter Johann's weinte Tag und Nacht über ihren Sohn, der sich mit seinen Raubgenossen in den Wäldern der hohen Salve herumtrieb, in denen sie sichere Schlupfwinkel hatten. Endlich gab ihr Gott den Gedanken ein, den entarteten Sohn aufzusuchen, und ihn mit Bitten zu bestürmen, sein verruchtes Leben aufzugeben.

---

*) Wer über dieses Teufelchen mehr wissen will, lese in Wolfs Zeitschrift für Mythologie I. Band. 1853, S. 464 von Dr. V. J. Zingerle.

**) Vergl Alpenpurgs Myth. u. Sag. Tir. S. 215 und 216. Obiges ist eine etwas erweiterte Variante der dort bereits mitgetheilten Sage.

Sie fand auch wirklich ihren Johann nahe dem Gipfel der hohen Salve, und versuchte ihr Heil mit ihm, aber ganz vergebens. Er stieß sie von sich und befahl seinen Gefährten, sie fortzuführen und niederzustoßen. Dieses thaten jene aber nicht, sie führten die Mutter ihres Hauptmanns nur abwärts, und verloren sich dann in ihre Waldesdickichte. Frau Gertrud aber fiel auf der Stelle, wohin man sie gebracht hatte, auf ihre Knie nieder, und weinte und betete die ganze Nacht zu Gott und dem heiligen Johannes, dem Namenspatrone ihres Sohnes, während dieser auf dem Gipfel der Salve mit seinen Kameraden schlief. Da kam ein Traum über ihn, in welchem er seine und seiner sieben Genossen Häupter abgeschlagen, blutig, schwarz und verbrannt am Boden liegen sah, und es gingen Feuer und Flammen aus den Häuptern, gleichwie aus denen der zur Hölle Verdammten. In den Wolken aber über ihnen schwebte des heiligen Johannes des Täufers hehres, blutiges Haupt, von diesem träufelten Thränen nieder auf die Häupter der Räuber und löschten deren Flammen. Das wendete das Herz des Räubers, er ging nach dem Erwachen alsbald vom Berge herab, suchte seine Mutter auf, nachdem er ihre Rettung erfahren, bat sie um Verzeihung und überlieferte sich und seine Genossen dem Gerichte. Sie wurden alle enthauptet, die Mutter aber erbat sich die acht Häupter der Gerichteten, trug sie hinauf zum Gipfel der hohen Salve und begrub sie droben. Dann verkaufte sie all ihr Hab und Gut im Brixenthale, und erbaute davon das kleine Gotteshaus zu St. Johann auf der hohen Salve.

32.

Der schwarze Stier.

Aus dem Brixenthale, das von der hohen Salve überragt wird, zweigt sich die Windau oder das Winnacherthal ab. An dem linken Gehänge desselben liegt die Reinkahrer-Alpe mit einem kleinen Hochsee, der von ihr den Namen trägt. Auf dieser Alpe war einst ein Senne, der den Bauer, welchem er diente, tödtlich haßte, und durch Nachlässigkeiten und Treulosigkeiten aller Art dessen Alpenwirthschaft fast auf nichts herunterbrachte, doch gelang es ihm, sein Unwesen eine Reihe von Jahren hintereinander fort zu treiben,

und die Verluste anderweitigen Ursachen zuzuschreiben. Ganze Ströme von Milch hatte dieser treulose Senne verschüttet — und endlich war er ohne Reue und Leid gestorben. Da traf ihn die gerechte Strafe. Er mußte als Almputz in Gestalt eines wilden schwarzen Stieres büßen, und in solcher versprengte er die Kühe, und machte die Alpe ganz verrufen, obschon dieselbe fett und ergiebig war. Endlich wurde dem Eigenthümer der Reinkahrer-Alpe gerathen, doch den bösen Geist bannen zu lassen, und so bewog dieser zwei fromme Mönche, mit ihm hinauf zu steigen. Als der Abend kam, hörten alle drei ein dumpfes Murren im Walde, und gingen muthig auf den Wald zu. Die Mönche hatten die Absicht, den Stierputz in den Reinkahrersee zu bannen, und der Geist merkte alsbald ihr Vorhaben und brüllte mit schrecklicher Stimme:

Bannt ihr mich in den See,
Dan Wehe Windau, Weh!
Den See dann laß ich aus,
Und ihr seht nimmermeh
Die Spitz von einem Haus!

Aber diese gefährliche Drohung schreckte nicht die beiden kühnen Beschwörer. Sie ließen den schwarzen Stier toben, brüllen und wüthen, so sehr er wollte, lasen ihren Exorcismus, sprachen ihre Bannformeln, und unter furchtbarem Gebrülle stürzte sich der schwarze Stier in das schwarze Gewässer. Leute von Brixen, Kitzbühel, Sankt Johann und aus den Thälern, wollen oft noch den Stier brüllen gehört haben, heraus aber kommt er nicht, nur mit den Augen lugt er bisweilen ganz teuflisch herauf.

33.

Der Teufel im Keller.

Zu Wörgl ist ein verrufenes Haus, in dessen Keller ein Teufel sitzt, der manchmal verteufelt rumort und schreit, so daß sich niemand hinunter wagt. Ein Mann vom Reiterberge lachte über die Dummheit der Leute, und kaufte den Hof um ein Spottgeld. Aber dem Reiterberger ging bald ein Licht auf, denn der leibhafte Teufel rumorte noch wüthender, ja er trieb den Hausherrn beim Loch aus.

Nun möchte der Reiterberger den Teufelshof noch billiger an Mann bringen, aber kein Mensch mag ihn geschenkt.

34.

Die arme Seele.

In einem Walde des Dorfes Lahnthal, ohnweit Wörgl, wo das kurze Lahnthal in das Unterinnthal heraustritt, war einst ein armer Holzhauer beschäftiget, der eben so fromm, als heitern Sinnes war. Jedermann bot er mit fröhlicher Miene den frommen Weggruß: „Gelobt sei Jesus Christus!“ und that das zum Heile der armen Seelen; wenn ihm aber ein Wanderer darauf nicht antwortete, so rief der Holzhauer wohl manchmal spottend aus: „Wo willst du hin, verlorene Seel'? bist du vielleicht ein Ju — hu — hud?“ Bei seiner Arbeit pfiff und sang der Holzhauer, daß es gar lustig durch den Wald hin schallte. Es kam die Mittagsstunde, der Mann ließ die Axt ruhen, sprach einen Segen, und begann sein schlichtes Mahl zu verzehren, das aus einem Stück trockenen Brotes bestand, welches er mit dem kühlen Naß einer nahen Quelle befeuchtete, aus der er mit hohler Hand schöpfend, seinen Durst löschte. Da vernahm er nahe bei sich ein tiefes Seufzen. Er horchte auf — es seufzte noch einmal. „Gelobt sei Jesus Christus!“ rief der Holzhauer — und „In Ewigkeit!“ klang es in einem schauervollen Ton zurück — und zugleich wurde jener einer uralten, verschrumpften zitternden Menschengestalt ansichtig, die so grau war, wie ein bemooster Baumstamm — und seufzend sprach: „Ewigkeit! Ewigkeit!“ — „Wer bist Du, was willst Du?“ fragte der Holzhauer — und die Gestalt seufzte: „Oh, oh! Du konntest mich erlösen, und hast es nicht gethan. Du hast mich nicht richtig besprochen. Siehe nur — diese Tanne hier am Boden, gefällt von Deiner Hand — wie sie Zapfen trägt! Aus einem dieser Zapfen muß ein Samenkorn fallen, Wurzel schlagen, Baum werden, stark werden, gefällt werden, Wiege daraus gezimmert werden — und erst das Kind, das in dieser Wiege gewiegt wird — erst das kann mich erlösen. So lange muß ich Pein leiden — so lange noch, oh so lange — oh Ewigkeit!“ Mit diesen Worten verschwand die Gestalt, und den Holzhacker schauerte es. Er pfiff und sang lange nicht wieder, aber er sprach

jeden Tag mehr als ein Vaterunser zum Heile der armen Seelen, und dadurch zu seinem eigenen Seelenheile.

35.

Die schöne Kundelburgerin.

Es ist gar nicht lange her, da gingen zwei Bauern von Kundel im Morgengrauen rüstig in den Wald Holz zu fällen; als sie in die Nähe der Ruinen kamen, wo einst die Kundelburg gestanden, hörten sie eine wunderliebliche Stimme, worüber sie anfangs erschracken; nachdem sie sich aber ermuthigt hatten, und nach der Richtung des Gesanges vorgingen, erblickten sie alsbald ein schönes Fräulein, das Kundelburgerfräulein, am Felsen stehen, an welchem sich dießmal eine große Eingangspforte zeigte, die sie früher nie gesehen hatten, obgleich sie viel hundertmal da vorbei gegangen waren. Das Fräulein war jung und wunderschön anzuschauen, trug glänzend reiche Kleider, hielt in der Hand einen Bund Schlüssel und winkte. Die zwei Bauern aber liefen davon, waren Hasenfüße, wurden brav ausgelacht, und hatten das Glück von sich gestoßen: denn das schöne Fräulein war die Schatzhüterin des reichen Goldhortes, der unter der Kundelburg verborgen liegt, und hätten sie die Schlüssel in Empfang genommen, wären sie reich, und das Fräulein erlöst worden. Andere wollen an dieser Stelle manchmal eine gar liebliche Musik vernommen haben, aber gesehen haben sie nichts.

36.

Gemeinde-Alm-Putz bei Breitenbach.

Ueber Breitenbach liegt eine Gemeindealm des Ortes, auf welcher jeder Nachbar seine bestimmte Anzahl Vieh des Sommers über weiden läßt. Ein armes Bäuerlein, weil es kein Geld hatte, versprach dem Sennen die Hälfte des Ertrages von jedem Stück seines Viehes, welches aus irgend einer Ursache geschlachtet werden müßte, machte aber demselben die sorglichste Ueberwachung seines Viehes zur strengsten Pflicht. Diese gelobte der Senn auch an, dachte aber in seinem Sinn, daß der Bauer das Pulver nicht erfunden habe, sonst hätte er einen solchen Vertrag nicht abge-

schlossen. Im Sommer ereigneten sich nun auch einige Fälle, wo durch Absturz oder Verwundung ein Stück Vieh geschlachtet werden mußte, und das freu'te den Senn in seine Seele und nächstdem in seine Tasche hinein, nur kamen ihm diese Fälle, die für ihn Glücksfälle waren, zu selten, daher unterstützte er das Glück, jagte bald dieses bald jenes Haupt der Heerde in einen Abgrund, und ließ dann dem Bäuerlein durch den Kuhbuben melden, das Vieh sei abgestürzt. Das trieb er mehr als einen Sommer so fort, auf einmal aber stürzte er selbst ab und brach den Hals, und alsbald mußte er als Putz auf der Breitenbacher Gemeindealm spuken. Er mußte vorerst geistweise auf allen Klippen und Schürfen, über die er Vieh gejagt, Blut und Fleisch abfegen, das ihn wie glühende Lava brannte, hernach schwere Felsenblöcke hinauf wälzen, die immer wieder abrollten, und immer wieder empor gewälzt werden mußten. Oft hat man ihn gräßlich jammern hören, und dann mußte er nicht minder gräßlich lachen, wie er einst gelacht, wenn das arme Vieh über die Felsen kugelte (abrollte) und sich zu Tode fiel.

37.

Der starke Schmalzträger.

Auf einem Bergübergang in der Nähe des Markbachjochs in der Wildschönau liegt ein großer Stein mit einer klaffenden Spalte. Vor Zeiten pflegte ein riesengroßer Schmalzträger (Buttenträger), wenn er mit schwerbeladener Kraxe von den Almen kam, auf jenem Steine zu rasten. Einmal wollte ihm seine Kraxe gar nicht mehr fest stehen. Da war er nicht faul, und machte mit seinen Händen jenen Riß hinein, um die Last bequemer aufsetzen zu können.

Diese Mär deutet nach den im Wildschönauer- und Alpbacherthale noch ganz lebendigen Riesensagen hin *).

38.

Das lustige Geigerlein.

In der Wildschönau ging einst ein lustiges Geigerlein in der heiligen Christnacht zur Mette. Bei einer Brechelstube, an der ihn der

*) Vergl. Alpenburgs Myth. u. Sag. Tir. S. 36—39 und 42.

Weg vorbei führte, wollte er noch sein Instrument stimmen und probieren, um dann in der Kirche zur Ehre Gottes recht schön aufspielen zu können. Er schwang sich, wie immer voll lustiger Schwänke, auf eine Brechel und sagte zu derselben: „Und solltest du a Hex sein, da will i die Soat'n umspäena und am Fidlbogn den Kalfon nit spar'n!"

Und kaum hatte er den Spaß gesprochen gehabt, da flog die Brechl mit ihm hoch auf durch die Luft, und auf und davon, und brachte ihn an einen Ort, wo viel lustiges Volk bei Tanz und Zecherei versammelt war. Der Geiger! der Geiger! schrien die Gäste, als sie denselben erblickten, und der arme Musikant wurde genöthigt, Walzer um Walzer aufzuspielen. Dem Geiger wurde aber schier unheimlich im Herzen; er sah mancherlei, wobei er sich dachte, daß das alles nichts Gewöhnliches wäre, daher spielte er statt des Walzers die Arie eines frommen Kirchenliedes, und wie er am besten im geigen war, verschwand in einem Nu Gesellschaft, Tanz und Fraß, aber das Geigerlein saß mutterseelenallein hoch oben auf einer verrufenen Felsenspitze im grausigen Sturm, Hagel und bösen Wetter, welches ihm die Hexen über den Kopf zauberten, weit weg von seiner Heimat im Innthal draußen. Erst nach zwei Tagen kam er heim, und die Hexenfahrt lag ihm lange genug in allen Gliedern.

39.

Das Mühlrinnen-Mandl.

In die sagenreiche Wildschönau, ja weiter aufwärts über den Schatzberg hinüber in's Alpbachthal, ist die Sage von einem mythischen Wesen gedrungen, das von elbischer Natur ist, und die Eigenheit hat, sich am hellen lichten Tage auf Mühlrinnen zu setzen, und sich in solcher Weise erblicken zu lassen. Da sitzt es, still in sich gekauert, dickleibig, grau oder grün gekleidet, und hat den großen Kopf mit einem breitkrämpigen Hut bedeckt. Das Andenken an diese seltsame gespenstige Erscheinung wird fortlebend erhalten in einem durch das ganze Unterinnthal und bis in das Salzburgische verbreiteten und üblichen Kinderspiele. Dasselbe ist ein Fangespiel mit abzählen. Sämmtliche an demselben Theil nehmende Kinder

schließen einen Kreis, fassen sich mit den Händen an, und ein Kind steht in der Mitte, hält ein Stäbchen, womit es bei jeder Silbe auf einen der Mitspieler abzählend deutet, und spricht jede Silbe betonend, im Tacte:

„Jetzt lost (hört) nur wer da will:
Hockt ein Mandl auf der Mühl,
Das hat a gscheibigs Hütl auf,
Um — a — d — um voll Federn drauf,
Geh spring davon
Daß's di nit erwisch'n kann!
Oans — zwoa — drei
Du fangscht's ei!" (fängst es ein.)

Dasjenige, auf welches das letzte Wort „ei" gefallen, ist das Mühlrinnenmandl, das muß die nun blitzschnell nach allen Seiten auseinander stäubenden Kinder alle oder eine bestimmte Anzahl wiederum einfangen, je nachdem es anfangs verabredet worden. Dazu werden auch die Gränzen genau bestimmt, bis wohin zu laufen gestattet ist. So flüchtet sich die alte Sage in die Kinderkreise mit ihrer Erinnerung und ihrem Nachhall, wenn die Alten, Neugescheidten ihrer nicht mehr achten oder sie verspotten.

40.

Der Kugelgeist in der Wildschönau.

Vor Zeiten hat sich in der Wildschönauer Gegend und in der nach dem Orte benannten Thalrinne ein seltsamlicher Geist blicken lassen, dessen sichtliche Erscheinung an den im Enneberg gefürchteten Spukgeist Orko erinnert *). Wanderer erblickten Erstern in einem Winkel des Thales als ein winzig kleines kugeliches Ding, das sich vorwärts rollte, neben dem Wanderer herlief, dann aber aufschwoll, immer größer und größer wurde, furchtbare Riesengestalt annahm, zuletzt mit dem Kopfe in die Wolken hineinragte, und dann plötzlich verschwand. Ob dieser wunderliche Kugelgeist bei seinem Verschwinden auch, wie der Orko gestunken hat, haben die Erzähler zu merken und zu melden vergessen.

*) Vergl. Alpenburg's Myth. u. Sag. Tir. S. 71—74.

41.

Die Waitzenkörner.

Ein Bauer von Wildschönau machte sich auf den Weg, um draußen, im Innthal am Sankt Margarethenmarkt eine Kuh zu kaufen, und wie er stille dahinzog, erblickte er ein Häuflein schönen Waitzens mitten auf der Straße liegen. Die gute Gottesgabe reuete ihn, die von den Wägen zerfahren oder von dem Marktvieh und den Leuten zertreten werden mußte, daher füllte er mit so viel Waitzenkörnern seine Taschen, als er unterbringen konnte, und als er bei dem Marktplatze ankam, da wurden die Waitzenkörner schwer und schwerer und endlich so schwer, als ob er Blei drinnen hätte. Er griff daher hinein und fand, daß sich jedes Waitzenkorn in eine Silbermünze verwandelt hatte. Mit dieser freudigen Ueberraschung vergaß er auf den ganzen Kuhhandel und lief was er laufen konnte zurück zu dem Waitzenhäuflein, um auch die andern Körner zu versorgen; allein die waren verschwunden, nicht ein einziges lag mehr an der Stelle.

42.

Der Geist des Gerichteten.

Es ist in Tirol, und namentlich im Ober- und Unterinnthal, ein allgemeiner alter Volksglaube, daß jeder Geist eines Hingerichteten am andern Tage dem Geistlichen, der ihn zum Tode begleitet und vorbereitet habe, erscheine, und ihm andeute, wie es ihm im Jenseits ergehe. Ja selbst ohne ein wirkliches Erscheinen des Geistes, nähme der Geistliche den größern oder geringern Grad der Seligkeit wahr, den der Gerichtete genieße, indem, wenn der Priester zum Seelenheile des Hingerichteten das heilige Meßopfer verrichte, der Kelch leicht sei, wenn jenes Zustand ein seliger, aber schwer und immer schwerer werde, je unseliger der Geist sich befinde.

Mit diesem Glauben steht ein anderer im Zusammenhange, nämlich der, daß Seele und Geist des Menschen ihren Wohnsitz im Kopfe haben, dem Sitze des Denkvermögens.

Die Sage geht, daß, als zu Rattenberg der gelehrte Hofkanzler der Erzherzogin Claudia, Wilhelm von Biener, der vormalige Besitzer des Schlosses Büchsenhausen ob Innsbruck, durch Verrath und Schlechtigkeit seiner Feinde im Jahre 1651, am 17. Juli Vormittags um 10 Uhr, mit dem Schwerte vom Leben zum Tode gebracht wurde; zunächst dessen abgeschlagener Kopf am Boden eine furchtbar ernste und schreckliche Miene gemacht habe, daß manche der Zuschauer ganz entsetzt enteilten — sodann daß der Geist des Hingerichteten dem Priester, der am andern Morgen für Letzteren das heilige Meßopfer vollzog, erschien und ihm auftrug, vor Gericht zu sagen, er (Biener) sei unschuldig gestorben. Und noch Eines habe der Geist zu dem Priester gesagt: Künde den Männern des Rechtes und der Gerechtigkeit, daß es übergrausam sei, den Kopf eines Enthaupteten, statt ihn ruhig und sanft hinzustellen, auf die Erde zu werfen oder fallen zu lassen, denn das verursache den fürchterlichsten Schmerz, weil im Kopfe noch auf eine Zeitlang der Geist oder die Seele mit vollem Bewußtsein lebe und im erhöhten Maaße empfinde.

Auf den Grund dieses alten Tiroler Volksglaubens, daß der Kopf des Menschen wesentlichster Theil sei, und es genüge, wenn auch nur dieser, und nicht der übrige Körper, in geweihter Erde ruhe, begrub jene Witwe die Köpfe ihres enthaupteten Sohnes und seiner Raub- und Mordgenossen auf der hohen Salve, begruben in neuerer Zeit die Wildschützen von Liebermier das Haupt ihres erschossenen Kameraden.

43.

Das Weihnachtsgeläute.

Im Brandenbergerthale arbeiteten mehrere Leute eifrig an den Eis- und Kälterinsen, eine gar harte und beschwerliche Mühe. Eisrinsen sind gewöhnliche Holzrinsen, Rinnen von Baumstämmen), welche man tüchtig einschneien läßt, und wenn es recht kalt gefriert — die Holzleute sagen „wenn Gria eintritt" — dann läßt man die Hölzer nacheinander hinabfahren; daher eilt man und schafft fleißig Tag und Nacht fort, weil Thauwetter, vor dem man nie ganz sicher ist, diese mühevolle Arbeit ins Stocken bringen würde.

Wenn man Wasser in der Nähe hat, so begießt man auch zeitweilig die Holzrinne, wodurch die Glätte um vieles vermehrt wird.

Einst hatten die bei solchen Eisrinsen beschäftigten Arbeiter zu hinterst in den Brandenberger-Urwäldern so beschwerliche und lange Arbeit, daß sie es kaum mehr auszuhalten vermochten, und sich viele nur durch Tabakrauchen und Tabakschnupfen wach erhalten konnten, ja sogar auf die Tage, und selbst auf die Weihnachtfeiertage vergaßen. Als die Stunde der heiligen Christnacht-Mette kam, hörten die Arbeiter ein wunderbares Glockengeläute, und noch dazu das volle liebe Geläute von ihrer Pfarrkirche von Brandenberg, obgleich sie gute sieben Stunden davon entfernt im beschneiten Wald waren. Die Holzleute stutzten und staunten, denn sie konnten sich das Wunder nicht erklären, und als die bekannten Glockentöne stets lieblicher und heller klangen, sagte einer: Weiß Gott ist heunt g'wiß schon die heilige Nacht und s' Christkindl nahet uns. Das leuchtete allen ein, sie eilten daher alsbald heimwärts dem Dorfe Brandenberg zu, wo sie um 8 Uhr Morgens am heil. Christtag ankamen und dem feierlichen Gottesdienste beiwohnen konnten, der wie bekannt um diese Stunde, acht Uhr, beginnt. Dieses geschah, als der große Wald zu „Baierach“ an der baierischen Gränze, abgestockt wurde, der gegenwärtig wieder neu und groß aufgewachsen ist, und die rauhe Felsennatur ziert, in welcher diese fromme Sage von Mund zu Mund überliefert wird.

44.

Das tanzende Beil.

Als eines Tages in Brixlegg mehrere Zimmerleute beschäftiget waren, in einem neu erbauten Hause den Boden zu legen, wollte einem sein Beil gar nicht taugen; denn bald hieb er sich über die Schnur, bald fehlte er den Laden und hieb ins Schurzfell, daß er endlich, als die Mittag-Essenzeit angekommen war, das Beil zornig in eine Ecke des Zimmers warf und schrie: „Wenn dieß verdammte Beil nur der Teufel holen thät!“ Hierauf setzte er sich zu seinen Kameraden das Mittagmahl zu verzehren, welches freilich nur in kalter Küche bestand, und wie er zu essen anfangen wollte, sprang auf einmal das Beil aus der Ecke hervor und hüpfte und

tanzte im Zimmer immer schneller und schneller, und machte endlich solche Sprünge, daß allen Arbeitern, die beisammen waren, die Haare zu Berge standen, und sie durch Thüre und Fenster entsprangen.

Der Inhaber des Beiles aber wurde fast wahnsinnig vor Schrecken, denn das Beil schien es auf ihn abgesehen zu haben, es gab ihm sogar einige arge Puffer und schien sich in ihm einhacken zu wollen: daher hatten die Kameraden, als sie draußen im Freien gerettet waren, gar viel zu thun, um den Erschreckten zur Vernunft zu bringen, der sein übereiltes Fluchen im vollen Ernste bereute. Ein alter frommer Zimmermann nahm endlich das Wort, und rieth — weil das Beil drinnen noch immer herumsprang und wild rumorte — es mit Weihwasser zu besprengen, und das wurde auch gethan, und das Beil ward augenblicklich zur Ruhe gebracht; dafür aber verbreitete sich im Zimmer ein sehr bestialischer Gestank, wie ihn nur der Teufel von sich geben kann. Die Leute wußten daher alsbald, woran sie waren, und der Besitzer des Beiles wollte nichts mehr davon wissen und sagte: Wer das Beil aufheben will, mag es behalten! Ein dummdreister Mensch, welcher Lehrbub bei den Zimmerleuten war, nahm es auf, und alle bedauerten den Unglücklichen, aber es zeigte sich jetzt des Beiles Kraft ganz anders. Der Lehrbub verfehlte nie die Schnur, er brauchte das Beil niemals zu schleifen, es war ein Wunderbeil. Als nach vielen Jahren der Besitzer zu sterben kam, paßten die Erben gierig auf diesen Schatz, allein mit seinem Tode war auch das Beil verschwunden, und ist nicht mehr gefunden worden.

45.

Der Kalbsfuß.

Ueber dem Dorfe Brixlegg steht auf einer Felsenhöhe das Mariahilfkirchlein „Mariahilf im Grünwald“ genannt mit einer stillen Einsiedelei. Von da aus wird auf einem südlich ziehenden Pfade die „Hochkapelle“ erreicht, welche, wie die Sage geht, an der Stelle einer ehemaligen Burg (Mehrenstein) aus dem grauesten Alterthume erbaut worden sein soll. Die Ritter dieser Burg waren sehr reich, und haben auf der Höhe ihren Schatz vergraben. An

Sonnabenden und Sonntagen wollen Viele flimmernde Lichtlein dort herum schweben gesehen haben. Einst war ein Einwohner von Brixlegg so sehr herabgekommen, daß bereits sein Eigenthum auf den öffentlichen Verkauf stand, und er mit seinem Weibe die nächste Aussicht auf den Bettelstab hatte. Voll Trübsinn nahm er einen Strick und ging auf den Berg hinauf, sich aufzuknüpfen. Da kam er in die Trümmerreste der alten Burg, er wußte nicht wie, und stolperte über einen alten Klotz, der ihm im Wege stand. Unwillig darüber, ergriff er den Klotz, um ihn aus dem Wege zu schleudern, siehe, da hatte er einen Kalbsfuß in der Hand. Der Fuß war aber ganz ungewöhnlich schwer, und wie der Finder denselben näher untersuchte, so fand er, daß das Innere des Fußes ein gelbes Metall war — am Ende Gold. Die neue Hoffnung verscheuchte nun in dem Armen die Hängegedanken, und er eilte nach Hause und zeigte seinen Fund. Und es war wirklich Gold! Der glückliche Finder konnte nicht nur davon seine Schulden sammt und sonders bezahlen, sondern er behielt noch viel übrig und hat nachmals aus Dankbarkeit gegen Gott die große Glocke zu Brixlegg gießen lassen. Später sind andere heimlich hinauf zur Hochkapelle gegangen, welche dachten: wo ein goldener Kalbfuß gelegen hat, kann wohl auch ein ganzes goldenes Kalb liegen; das hätten sie gern gehabt, und es wäre ihnen auch nicht darauf angekommen, es zu umtanzen und anzubeten, wie die Juden in der Wüste den kleinen Apis — sie haben aber nichts gefunden. Uebrigens erzählen die Anwohner, daß unter der Thürschwelle der Hochkapelle eine unterirdische Stiege in die Tiefe unheimlicher Gänge und Gewölbe leite, die aber schon ziemlich verfallen seien.

46.

Wer nicht betet, den schreibt der Teufel auf.

Es ist ein alter Volksspruch und Glaube in Tirol: „Wer nix bet't, den schreibt der Toifl au!", nämlich wer nicht in der Kirche betet. Freilich darf der Schwarze nicht in die Kirchenbetstühle, sondern er kauert immer in einem Winkel oder sitzt auf einem Pfeiler oder in einem Fenster. Vor mehreren 100 Jahren, als das Pfarrdorf Reit ob Brixlegg noch Roab oder Ruite hieß,

soll sich folgendes dort zugetragen haben: In der Reiter Pfarrkirche war ein feierliches Hochamt und sehr zahlreich besucht; auf einmal kam der Teufel daher mit einer großen Ochsenhaut in der Hand, setzte sich auf das offene Fenster hinauf und schrieb Namen darauf. Und weil der Gottesdienst länger als lange dauerte, so schrieb er so viele Leute auf die Haut, daß sie ihm zu klein wurde und er keine Namen mehr darauf bringen konnte. Nachdem aber noch viel geschwätzt statt gebetet wurde, so begann der Teufel die dehnbare Haut durch Strecken zu vergrößern; er schnitt deßhalb ein Loch an dem einen Ende in die Haut, fuhr mit dem Fuß in dasselbe, nahm das andere Ende in die Hände und zog und reckte mit unbändiger Gewalt daran, um für die vielen Unandächtigen und Schwätzer und Schlafenden, deren es während der Predigt nur zu Viele gab, genug Raum zu bekommen. Aber mit dem oftmaligen Strecken riß endlich die Haut — gratsch — entzwei und der Teufel, der dieses gar nicht vermuthete, fiel beim Fenster rückling herab, fing ein jämmerliches Zetergeschrei an und lief davon. Er schämte sich. Dießmal gings gut ab, denn es bleibt nicht beim Aufschreiben, allein es kommt später noch was Gröberes nach, drum merkt Euchs, Kinder:

„Wer nix bet't, den schreibt der Toifl au!"

47.

Der gefrorene Wolfgang.

Links ob der Alpacher-Achn am Eingang in das segenreiche Alpachthal auf sonniger Ebene des Mittelgebirges liegt das Dorf Steit und eine halbe Stunde davon der Weiler Higna (Gignau) und noch eine halbe Stunde weiter ein und aufwärts liegen noch drei andere Höfe neben einander. Einer derselben gehörte einem Manne, dessen Vornamen Wolfgang war und dessen Zuname hier ungenannt bleiben soll. Dieser Wolfgang lebte vor ungefähr 240 Jahren und war in vieler Weise merkwürdig und seltsam. Er war als Bauerndoktor weit und breit berufen, half oftmal noch, wenn es andern Doktoren nicht mehr glücken und schicken wollte, und war im Besitz von mancherlei geheimen Künsten. So auch verstand er die Kunst des „sich gefror'n (fest, unverwundbar) machens"

aus dem Grunde. Dabei war er von riesenhafter Gestalt und großer Körperkraft. Sonst war er ganz brav und dabei reich und angesehen in der Gemeinde, nur mit dem Pfarrer stand er sich nicht zum Besten, der aber war ein fester, unerschrockener Mann. Da kam, es mag 1612 gewesen sein, ein „großer Sterb“ ins untere Innthal, der raffte viele Leute dahin, und da wurde auf des Pfarrers Antrag von der Regierung angeordnet, daß die an der Pest Verstorbenen wegen der Nähe der Kirche und Wohnhäuser, nicht auf den gewöhnlichen Kirchhof, sondern abseits ins freie Feld begraben werden sollten.

So vernünftig aus Gesundheitsrücksichten diese Maßregel war, so erregte sie doch Mißstimmung bei den Bewohnern des ganzen Alpachthales, und es war, wie es in solchen Fällen zu gehen pflegt, des Schwätzens, Tadelns und Aufbegehrens, in den Wirthshäusern zumal, kein Ende und der Wolfgang war der erste Wortführer und Sprecher. Er war aber kein bloßer Sprecher und Maulheld, wie deren jede bewegte Zeit so häufig gebiert, wie eine Sumpflache schwarze Qualstern, sondern er that, was er glaubte verantworten zu können vor Gott und seinem Gewissen; er begrub, ein zweiter Tobias, die Verstorbenen heimlich bei der Nacht in den gewöhnlichen Kirchhof, damit sie, wie er sagte, nicht der geweihten Erde entbehrten. Das konnte nicht lange geheim bleiben, der Herr Pfarrer zu Steit zitirte den Wolfgang in den Widdum (Pfarrhaus) und hielt ihm einen sehr ernsten Strafsermon, wobei sich die beiden Männer fast bis zum Prügeln zankten und einander mit nicht Geringerem als Todtschießen drohten; und weil der Streit sich nicht auf die Stube beschränkte, sondern Wolfgang noch draußen auf der Pfarrhofflur schalt, schimpfte und drohte, so zeigte ihm der Pfarrer seinen Jagdstutzen zum Fenster hinaus und drohte Feuer zu geben, wenn Jener nicht Ruhe gäbe: Schieß du Schelm! Schieß in Teufels Namen! schrie der Wolfgang, darob erschrack der gereizte Pfarrer so sehr, daß er blindlings abdrückte, den wilden Mann zu verscheuchen, aber die Kugel fuhr Jenem gerade auf die Brust, Wolfgang schlug eine helle Lache auf, fing die Kugel, die von der Brust abprallte, flugs mit der Hand auf und warf sie dem Pfarrer an den Kopf, der nun seinerseits entsetzt vom Fenster wegsprang. Der Wolfgang aber ging von Steit hinweg auf sein Gehöft und kam fortan nicht mehr

herab in die Pfarrkirche zu St. Peter in Steit, sondern er ging nach dem entfernten Alpach in die St. Oswaldkirche, denn er war wie schon bemerkt, ein guter Christ, wenn er sich auch durch die Weißkunst mitunter g'fror'n machte. Der Pfarrer zu Steit aber verketzerte und verfolgte den Wolfgang, wo er konnte und vornehmlich, da er nun überzeugt davon war, daß sein Feind sich g'fror'n machen konnte, was er, der von der Weißkunst nichts wissen wollte, für eine Teufelskunst erklärte. Und da ist nach einer Weile noch der starke Wolfgang dem Pfarrer von Steit erlegen — wie? darüber verwirren sich die Sagen. Einige sprechen, Wolfgang sei an Gift gestorben, Andere: der Pfarrer habe ihn todt gebetet, welches auch eine vom gottlosen Aberglauben für möglich gehaltene und geübte Kunst war; aber das wollen die Meisten wissen, daß der Pfarrer den Wolfgang also verwünscht habe, daß sein Leib nimmer in der Erde ruhen solle, weil er unberufene und verbotene Todtengräberei getrieben habe und ein Teufelsbündner gewesen sei. Aus gleichem Grunde setzte es der Pfarrer durch, daß Wolfgang auf dem geweihten Steiterkirchhof nicht begraben ward, sondern auf einem der ihm gehörigen Felder verscharrt wurde. Sieben Jahre vergingen, da lag Wolfgangs Leiche noch völlig so beschaffen, wie bei seiner Einsenkung und unverwest mitten im freien Felde und man sah mit Schauder, daß Wolfgang auch gegen die Verwesung gefroren sei. Er wurde wiederum eingescharrt und war nach abermals 7 Jahren wieder da. Man grub ihn noch tiefer ein und immer tiefer und er kam immer wieder regelmäßig alle 7 Jahre zum Vorschein. Da wurde viel gebetet, exorcirt und Segen gesprochen und das half mindestens so viel, daß der gefrorne Wolfgang längere Pausen seines Wiedererscheinens machte. Das Feld, in welches Wolfgang verscharrt war, gehört zum Dummahof und bei jedem dritten Besitzer dieses Hofes läßt sich der Wolfgang auspflügen. Ein wohlbekannter Oekonomiepächter hat für gewiß und wahrhaftig erzählt, daß er als Knabe von 10 Jahren Anno 1819 den Wolfgang gesehen und bei seiner Wiedereingrabung, die kein kleines Aufsehen im Thale gemacht habe, zugegen gewesen sei. Man deckte damals große Steine auf Wolfgangs Grab, aber siehe da, Anno 1853 — pflügte ihn der jetzige Besitzer des Dummahofes unvermuthet abermals aus, grub ihn jedoch, um kein Aufsehen zu

erregen und dem dritten Besitzer des Hofes nach ihm auch etwas vergönnend, in aller Stille und so bald als möglich so tief wieder ein, als er nur immer konnte. Jener zornige Pfarrer soll aber, wie einige Thalbewohner erzählen, auch jähen Todes verstorben sein. Nach deren Aussage, hätte derselbe Wolfgangs Tod gar nicht erlebt, sondern habe, als Wolfgang die Wirkung des ihm durch seine Tücke beigebrachten Giftes empfunden, einen Krötenstein verschluckt, und dadurch alsobald alles Gift im Leib an sich gezogen. Darauf aber habe der Wolfgang über seiner Hausthüre neben magischen Sprüchen den vollen Namen des Pfarrers geschrieben, und habe mit einer gläsernen Zauberkugel nach ihm geschossen und in dem Augenblicke des Schusses, der im Oaslahofe fiel, welchen Wolfgang zu eigen hatte, stürzte der Pfarrer in Steit entseelt zu Boden.

48.

Die Heidin.

In der uralten St. Oswaldkirche des weit zerstreuten Dorfes Alpach hängt eine uralte Glocke, welche die Heidin heißt. Die hat schon geklungen zur Zeit der Einführung des Christenthums in diese Gebirgsthäler und zu den Versammlungen der neuen Christengemeinde gerufen, als noch Heiden im Gebiet dieser Berge hausten, vornehmlich in den Felsgeklüften des Thierberges. Ihre Auffindung erzählt die Sage gar merkwürdig also:

Es stieg einmal ein Hüterbub am Thierberg herum von Geschröf zu Geschröf, da hörte er plötzlich ganz in seiner Nähe ein Klingen, wie Glockengeläute. Er ging dem Schalle nach und war noch gar nicht weit gegangen, als er vor einer Felsgrotte stand, in der er 3 Glocken erblickte. Er ging hinein, faßte sich einen frischen Muth und wälzte, obschon mit vieler Mühe und Anstrengung die kleinere dieser Glocken vor den Eingang zu der Grotte. Weiter wußte er die Glocke nun nicht zu bringen und lief eilends herab nach Alpach, um Leute zu holen, welche ihm hülfreich wären. Als ihm dieß gelungen war, ging die Gesellschaft am Berg hinauf, da zeigte sich aber die Felswand glatt und geschlossen; die herausgewälzte Glocke lag außen vor derselben und von der zweiten noch größeren Glocke war nichts mehr zu sehen. Indeß freute man sich

des Einen glücklichen Fundes, schaffte die Glocke ins Dorf hinab, hing sie in der Kirche auf und nannte sie, weil sie aus der Heidenzeit stammte: „die Heidin." Dort hängt sie noch immer; zwar ist sie rauh von äußerm Ansehen, wie vom Klang, aber die gesammte Thalgemeinde schätzt sie höher als alle andern Glocken, weil man ihr die meiste Kraft gegen gefahrvolle Hochwetter so wie auch gegen böse Hexereien zuschreibt. Vor ein Paar Menschenaltern erst herrschte noch der Brauch im Alpach, daß bei Gewittern der Geistliche aus der Kirche ging und vom Friedhof weg mit dem hochwürdigen Gut gegen die Wetterseite hin den Segen gab. Dazu wurde mit allen Glocken geläutet, wie noch heut zu Tage geschieht und Wetterläuten heißt. Einmal sagte der Vikar zum Meßner, er solle ihm mit dem rechten Fuß gleichfalls auf den rechten Fuß treten und dabei an den Kirchthurm hinauf blicken. Der Meßner that so und sah, wie eine Hexe mit fliegenden Haaren sich erschrecklich plagte und abmühte, den Klöpfel der Heidin aufzuhalten und das Anschlagen zu verhindern, denn nur diese war ihrem verderblichen Vorhaben am meisten hinderlich.

49.

Der Hellseher im Alpachthale.

Zu Maierhofen bei Reith, am Eingang ins Alpachthal lebte in den dürftigsten Verhältnissen ein armer Blödsinniger, der „Stöger Jakail" (Jakob Stöger). Aus Mitleid gaben die Bauern der Umgegend ihm einfache Taglohnarbeit. Obschon der Jakail blödsinnig war, so war er doch stets munter, sang auf seine Weise manch lustiges Liedl, und trug seine Armuth ohne Klage, weil er einen bessern Zustand nicht kannte. Zu gleicher Zeit lebte in Fügen, im nachbarlichen Zillerthal, ein Richter vom schlimmsten Ruf und Leumund, der aber klug war, und Vieles in die Zukunft hinein berechnen konnte: nur um seine eigene Zukunft konnte oder wollte er sich nicht bekümmern. Und als der Richter gestorben war, erkannten die Fügner alsogleich, daß ihm Sankt Petrus die Himmelspforte nicht geöffnet habe, denn bald genug verbreitete sich nach dessen Tode durchs Ziller- und Alpachthal die allgemeine Sage, daß des Richters Seele zur Strafe seiner Uebelthaten verurtheilt worden sei,

gleichsam in einen Teufel verwandelt, in den blöden, schmutzigen Jakail zu fahren, und in dessen elendem Leib zu wohnen — denn — der Stöger Jakail war plötzlich Hellseher geworden, auch fand dieses Gerücht dadurch eine Art Bestätigung, daß am Jakail ein seltsames schußweises Aufspringen zur Erscheinung kam. Also wurde auf einmal der Stöger Jakail frisch, sprang und schwang seinen Hut, erzählte den Leuten tief hinten im Thale, was eben jetzt weit weg geschah, wovon man weder Etwas sehen noch hören konnte, und es war jedesmal wirklich so, wie er sagte. Aber jodeln und singen, das er früher so gerne geübt, das war von nun an bei ihm wie fortgeblasen. Von seinem Hellsehen werden viele unglaublich lautende Stücklein erzählt; unter andern hatten einst die Söhne und Knechte vom „Schönerhof" nach dem Umackern die Steine in einen Korb gesammelt, welche Jakail zu einem Gatterl oder Stiegele beim Zaun zu tragen und auf einen Haufen zu werfen hatte. Da erfaßte ihn auf einmal der seltsame Zustand mit Hüpfen: er rieß sich das Hütlein vom Kopfe, und hielt es mit beiden Händen rückwärts hinab, und rief: O Je! Z' Hall in der Faßergassen brinnt's! Darauf arbeitete er fort, und die Umstehenden lachten ihn aus. Aber es brannte wirklich in der Faßergasse zur gleichen Stunde.

Ein anderesmal hatten einige Bauern zu Mairhofen „Holz vergraselt", das ist im Winter auf einem Bergschlitten, den man die Goas (Geise) nennt, Holz zu Thal geführt. Während dieser Zeit schlich ein Knecht ins Haus, stahl ein Stück Butter und aß den Butter später vor den Andern, denen er weiß machte, daß er ihn geschenkt erhalten habe. Allein der Jakail bekam seine Zustände und rief: „He! tazt gait (gibt) a nuia Doip (Dieb) Seg'n mit an Stuckh Buttar!" Der Butterdieb wurde feuerroth im Gesicht, und wich dem Jakail später aus, wo er ihm begegnete. Einmal schrie der Jakail auf: „Jazt hots d' z' Silberbergs Roß g'fuhlt und an Ascht'rkrisn hots d'rwusch'n! (Jetzt hat des Silberbergers Roß gefühlet, welches einen Osternstern bekommen hat). Und wirklich hatte die Stute jenseits im Thale im sogenannten Silberbergerhofe, welcher zwei Stunden entfernt lag, ein junges Pferd gefohlt, das einen schönen weißen Stern auf der Stirne hatte.

50.

Die Erzhüter vom Thierberg.

Zwischen dem Alpach- und Wildschönauerthal erhebt sich der ehemals erzreiche Thierberg (nicht zu verwechseln mit dem Schloß und der Gemeinde Thierberg bei Kufstein), von dem man weit hinab ins untere Innthal und in die bayrischen Ebenen, bis hinauf nach Innsbruck blickt und der berühmt ist durch seinen vormaligen Silbèrreichthum — hier lebt auch die Schatz und Erz-Hüter-Sage, wie auf so vielen Höhen Tirols *).

Im Alpach läuft einige Büchsenschüsse weit, unterhalb der Kirche von Thierberg ein Thälchen, das sich zur Sohle des Alpachthales herabsenkt und wegen seiner sonnigen Lage das Heißenthal genannt wird. Dort war einmal ein Holzhauer beschäftigt, der sah plötzlich eine Schaar Männer das Thälchen herabschreiten, die waren alle von riesiger Größe und trugen schwarze Harnische. Ihre Mienen waren kalt und ernst, und sie wandelten lautlos vorüber. Der Holzhacker war aber keiner von den Furchthasen, wie es deren Viele gibt, denen beim Wehen eines Lüftleins das Herz im Leibe zittert und so fragte er ganz beherzt den letzten dieser Männer, wer sie seien und wohin ihr Weg sie führe? Darauf sprach der Gefragte mit hohler Stimme:

„Des Erzes im Thierberg
Haben wir gehütet;
Erz ging zu Ende,
Wollen nun wandern
Der reichen Felder
Felsenverschlossene
Schätze zu schirmen!"

Sprach's und folgte seinen Gefährten, und der Holzhauer stand und blickte ihnen mit offenem Maul stumm und staunend nach.

---

*) Vergl. Alpenburg's Myth. u. Sag. Tir.. S. 144 „Schatzhüter".

gleichsam in einen Teufel verwandelt, in den blöden, schmutzigen Jakail zu fahren, und in dessen elendem Leib zu wohnen — denn — der Stöger Jakail war plötzlich Hellseher geworden, auch fand dieses Gerücht dadurch eine Art Bestätigung, daß am Jakail ein seltsames schußweises Aufspringen zur Erscheinung kam. Also wurde auf einmal der Stöger Jakail frisch, sprang und schwang seinen Hut, erzählte den Leuten tief hinten im Thale, was eben jetzt weit weg geschah, wovon man weder Etwas sehen noch hören konnte, und es war jedesmal wirklich so, wie er sagte. Aber jodeln und singen, das er früher so gerne geübt, das war von nun an bei ihm wie fortgeblasen. Von seinem Hellsehen werden viele unglaublich lautende Stücklein erzählt; unter andern hatten einst die Söhne und Knechte vom „Schönerhof" nach dem Umackern die Steine in einen Korb gesammelt, welche Jakail zu einem Gatterl oder Stiegele beim Zaun zu tragen und auf einen Haufen zu werfen hatte. Da erfaßte ihn auf einmal der seltsame Zustand mit Hüpfen: er rieß sich das Hütlein vom Kopfe, und hielt es mit beiden Händen rückwärts hinab, und rief: O Je! Z' Hall in der Faßergassen brinnt's! Darauf arbeitete er fort, und die Umstehenden lachten ihn aus. Aber es brannte wirklich in der Faßergasse zur gleichen Stunde.

Ein anderesmal hatten einige Bauern zu Mairhofen „Holz vergraselt", das ist im Winter auf einem Bergschlitten, den man die Goas (Geise) nennt, Holz zu Thal geführt. Während dieser Zeit schlich ein Knecht ins Haus, stahl ein Stück Butter und aß den Butter später vor den Andern, denen er weiß machte, daß er ihn geschenkt erhalten habe. Allein der Jakail bekam seine Zustände und rief: „He! iazt gait (gibt) a nuia Doip (Dieb) Seg'n mit an Stuckh Buttar!" Der Butterdieb wurde feuerroth im Gesicht, und wich dem Jakail später aus, wo er ihm begegnete. Einmal schrie der Jakail auf: „Jazt hots d' z' Silberbergs Roß g'fuhlt und an Ascht'rkrisn hots d'rwusch'n! (Jetzt hat des Silberbergers Roß gefühlet, welches einen Osternstern bekommen hat). Und wirklich hatte die Stute jenseits im Thale im sogenannten Silberbergerhofe, welcher zwei Stunden entfernt lag, ein junges Pferd gefohlt, das einen schönen weißen Stern auf der Stirne hatte.

50.

Die Erzhüter vom Thierberg.

Zwischen dem Alpach- und Wildschönauerthal erhebt sich der ehemals erzreiche Thierberg (nicht zu verwechseln mit dem Schloß und der Gemeinde Thierberg bei Kufstein), von dem man weit hinab ins untere Innthal und in die bayrischen Ebenen, bis hinauf nach Innsbruck blickt und der berühmt ist durch seinen vormaligen Silberreichthum — hier lebt auch die Schatz und Erz-Hüter-Sage, wie auf so vielen Höhen Tirols *).

Im Alpach läuft einige Büchsenschüsse weit, unterhalb der Kirche von Thierberg ein Thälchen, das sich zur Sohle des Alpachthales herabsenkt und wegen seiner sonnigen Lage das Heißenthal genannt wird. Dort war einmal ein Holzhauer beschäftigt, der sah plötzlich eine Schaar Männer das Thälchen herabschreiten, die waren alle von riesiger Größe und trugen schwarze Harnische. Ihre Mienen waren kalt und ernst, und sie wandelten lautlos vorüber. Der Holzhacker war aber keiner von den Furchthasen, wie es deren Viele gibt, denen beim Wehen eines Lüftleins das Herz im Leibe zittert und so fragte er ganz beherzt den letzten dieser Männer, wer sie seien und wohin ihr Weg sie führe? Darauf sprach der Gefragte mit hohler Stimme:

„Des Erzes im Thierberg
Haben wir gehütet;
Erz ging zu Ende,
Wollen nun wandern
Der reichen Felder
Felsenverschlossene
Schätze zu schirmen!“

Sprach's und folgte seinen Gefährten, und der Holzhauer stand und blickte ihnen mit offenem Maul stumm und staunend nach.

*) Vergl. Alpenburg's Myth. u. Sag. Tir.. S. 144 „Schatzhüter“.

51.

Der Hort in den reichen Feldern.

Auf dem Mittelgebirge stand auf seiner Hutmatte ein Hüterbub, und schaute empor; da erblickt er auf einem Felsenvorsprung eine Bergfaine, die war wunderschön. Sie trug ein blaues Gewand von der Farbe der Leinblüthe und strählte ihr goldgelbes, reiches Haar. Und wie der Hirte so voller Verwunderung zu ihr hinaufschaute, nickte sie herab und rief ihm freundlich zu: „Stülpe deinen Hut auf!" — Der Bube gehorchte und stülpte die Krämpe seines Hutes um, und sah wieder empor, da war der ganze Berg ein klarer Krystall, schöner als alle gläsernen Berge, von denen die Kindermärchen erzählen, und durch die durchsichtige Klarheit strahlte der Goldhort in Form hellschimmernder Bäume und Gesträuche. Lange gaffte der Hirte so hin, mittlerweile sank die aufgestülpte Hutkrämpe wieder in ihre vorige Lage zurück und da schwand auch der Hort und aus dem Krystall wurde wieder unburchsichtiges Gestein und die schöne Bergesfaine war verschwunden. Die gute Stunde war vorbei — weder die herrliche Jungfrau noch der helle Hort zeigten sich dem Hirten jemals wieder, er mochte seine Hutkrämpe noch so vielmal aufstülpen.

Das Fräulein mochte wohl eine Schatzhüterin gewesen sein.

52.

Das Eschenreis.

Ein Mädchen aus dem Alpachthale gebürtig stieg im Frühjahr auf die Alm; da fand es auf seinem Pfade ein Eschenreis, das hatte wunderseltsame Knoten und Auswüchse, weßhalb das Mädchen dasselbe aufhob und mitnahm. Nach einer Stunde Weges kam die Dirne an eine kleine Grube, in der noch Schneewasser vom Winter her stand und in der Lache schwamm junge, schwarze Brut von Fröschen und Wegnarren (Salamander). Da schlug das Mädchen mit dem Eschenreis in die Lache, und im Augenblick stieg ringsum schwarzes Gewölk auf, der Himmel verfinsterte sich mehr und mehr, es begann zu hageln, daß die Alm wie überschneit war.

Bald aber war Alles licht und heiter wie vor und eh'. Das Eschenreis war einer Wetterhexe aus ihrem Busen gefallen.

53.

Das Goldbächlein.

Von den reichen Feldern sind gar viele Sagen in ihrer Gegend umgängig und zwar vornehmlich solche von Bergschätzen.

Allgemeiner Volksglaube ist, „daß das jenseits gelegene Zeller-Goldbergwerk im Zillerthale seine Goldadern bis in die Höhen zur Linken des Alpachthales hinüberstrecke."

Viele verfallene Stollen und Schachte sind noch immer beredte Zeugen des alten, aufgelassenen Bergbaues auf edle Metalle. Die „reichen Felder" sind eine Gruppe schöner, blumiger Alpentriften, welche erreicht wird, wenn man an das grüne Alpachthal hinter dem Dorfe Alpach hinaufwandert, hinauf dem Greitergraben zu, der in's Fornkahr, Greitalpergraben und Moserbaumgarten ausgeht. Hier liegen die Alpen: Radingeralpl, drei Stettaureralm, Farbenkahr, Greit, Moserbaumgarten mit den „reichen Feldern."

Hier grünt und blüht und sproßt es voll gewürziger Milchkräuter bis zu höchst auf die Berge, von welchen der Goltenberg, Breitfeld, Tristkopf, die Reichenfelder Berge, Bachfilzen und Widdersberghorn (gewöhnlich der Horn genannt), malerisch emporragen. Das Horn wird der schönen Fernsicht wegen häufig bestiegen, dafür labt ein besonders gutes, kaltes Quellwasser „das Enzianbründl", welches oben entspringt, den Wanderer.

Zu alten Zeiten sind alljährlich zwei Venediger auf die reichen Felder gekommen, und haben Gold genug ausgeführt. Sie hatten einen Eingang in das Innere der Berge, der befand sich bei den Greitalpenköpfen an der Azwand, da gingen sie hinein, arbeiteten und schleppten schwere Lasten klaren Goldsandes heraus. Als sie nicht mehr kamen, weil sie entweder genug hatten, oder verstorben waren, hat sich von jenem Eingang jede Spur verloren. Aber da war — so erzählte es gerne der alte Pröglerwirth Andre Maier zu Alpbach, ein redlicher und erfahrener, sagenkundiger Siebziger, der die Alpe „Bangorscht" (Baumgart) besaß — ein Thalbauer an der Linden, Peter Wörgler, aber kurzweg der Lindpeter geheißen,

der hatte durch seinen Vater etwas los von den Venedigermandeln, machte sich hinter den reichen Feldern ein Tröglein zurecht und ließ ein Quellbrünnlein, das aus dem Berge kam, darüberlaufen und seinen Sand darin absetzen; davon wurde das Tröglein in jedem Jahre zwei Mal voll, und trug dann den Sand in eine Schmelze, wo er ihn so gut bezahlt bekam, daß er sich bald genug selbst ein Hüttenwerk ankaufen konnte. Selbiger Lindpeter ist erst 1845 gestorben.

54.

Des Nörggleins Klage.

Bei Münster, einem Pfarrdorfe im Unterinnthale unweit Rattenberg, breitet sich als eine weite Fläche im heitern Flußthale die Egerer-Wiese aus. Dort herum hauste ein uraltes Nörgglein, das kauerte Nachts am Achenrain, blickte nach der hohen Bergspitze des Tristkopfes im Zillerthale, und weinte und schrie gar oft ganz kläglich durch Nacht und Nebel:

„O mein Gott, wie bin i so alt!
Denk die Egererwies' 9 Mol Wies' und 9 Mol Wald
Und den Tristkopf
Kloan wia a Kitzkopf!
O mein Gott, wia bin i so alt!

Es ist ein eigener Zug in der Tiroler Volkssage, daß solche Nörggelein- und Wichtleinsklagen an so vielen weit von einander entlegenen Orten in verwandter Weise sich wiederholen *).

55.

Stein nach der Kuh.

Im Norden von Münster im Unterinnthale, bildet sich ein Bollwerk von Riesenbergen, von denen das Sonnenwendjoch die herrlichste Krone ist, denn nicht nur, daß es im Sommer mit dem üppigsten Grün zur gesegneten Almweide bedeckt ist, auch in dessen Innern hält es noch reichere Erzlager edeln Metalles verborgen.

*) Vergl. Alpenburg's Myth. u. Sag. Tir. S. 90, 121, 128.

An einem Nachmittag im Sommer lag ein Hüterbue von einer nahen Alm gemächlich auf eine Grasdecke hingestreckt. Vor ihm lag eine Landschaft ausgebreitet, die den schönsten Stoff für einen Maler geboten hätte, nämlich Rattenberg mit den ehrwürdigen Ruinen der Feste, Brixlegg mit seiner amphitheatralischen Umgebung, mit den rauchenden Schmelzöfen, der ehrwürdige Thurm des alten Masciacum, mit der großartigen grauschwarzen Prachtruine Kropfsberg. Ob der Hüterbue von dieser Landschaftspracht so entzückt war, wie der Erzähler dieser Sage, oder ob er nicht vielmehr an ganz andere Dinge, oder ob er alleweil gar nichts dachte, — darüber weiß man nichts G'wisses; er fuhr auf einmal sehr unwirsch auf aus seiner Betrachtung und verfolgte ein Rind, das sich aus seinem Bereich entfernte, und warf ihm einen großen Stein nach. Da hörte er ein Aechzen, und vor ihm stand ein Männlein mit magerm Gesichte und dünnen Haarlocken, beinahe ganz in schwarzen Sammt gekleidet, mit einem sonderbaren Schnitt. Dieses Männlein sprach zum Hirten: O du Thor! Mit welchem Steine wirfst du nach deiner Kuh! Such ihn, such ihn, er ist mehr werth als jene! — Damit ging das Mandl hinweg, und der Hirte suchte den Stein und fand ihn auch glücklich wieder. Der Stein bestand aus zwei Drittheilen Goldes. Nun schleppte der Hüterbue fast einen halben Berg Steine ins Thal herunter — war aber in allen übrigen kein Körnlein Gold enthalten.

56.

Der Polterer.

In einem Bauernhofe bei Münster ließ sich unter dem Dache oftmals ein polternder Geist hören, und öfter als den Hausleuten und Nachbarn lieb war. Aber noch öfter schritt er mit einem gewichtigen Holzstecken in der Hand durch die Gassen von Dorf und Fluren, und schlug mit besonderer Vorliebe auf die Gartenthüren, so heftig, als ob er zornig wäre, und seinen Zorn an den unschuldigen Gatterln auslassen wollte. Da man ihn vom Hause und der nächsten Umgebung seines Spukes nicht fortbannen konnte, so ging man ihm natürlich von weitem aus dem Weg, und die Buben verkrochen sich Abends gerne im Bette. Uebrigens

wußte man nicht viel mehr über den Polterer zu sagen, als daß er im Leben ein reicher Geizhals gewesen, der keinem Nachbar etwas vergönnte, und sonst auch ein „unguter" Mensch gewesen sei. Es begab sich einmal, als die Hausleute auf den Margarethenmarkt gegangen waren, und nur die Hausdirne allein daheim war, daß ihr der Polterer erschien und sie bat ihm nachzufolgen, wohin er sie führen werde. Aber die Dirne ging nicht mit ihm, denn es überkam sie Schauer und Entsetzen, und als der Polterer endlich zum dritten Male vergebens bat, versank er vor ihr in die Tiefe, und es war als ob mit ihm klingendes Geld in voller Kiste versänke. Seitdem ist Ruhe im Hause. Von einem andern Polterer in einem Bauernhof zu Volderererberg wird eine ähnliche Sage erzählt. Ob sie sich aber in Groß- oder Kleinvolderererberg zugetragen haben soll, weiß man nicht. Kleinvolderererberg liegt rechts, Großvolderererberg liegt links der Thalwand, und so wird es wohl am letzten Orte gewesen sein, da die meisten Polterer insgemein sehr links sind.

57.

Die wilde Fahrt bei Münster.

'S Wildgfahr oder die wilde Fahrt ist in vielen Gegenden Tirols bekannt und gefürchtet *). Einst ging eine Frau aus Wiesing nach Mitternacht von Rattenberg aus heimzu, und ihr Weg führte sie über die große flache Wiese bei Münster. Da hörte sie plötzlich hinter sich her ein Geräusch wie von einem Sturmwind. Wie sie umschaute, sah sie einen Wagen hinter sich herfahren, pfeilgeschwind, auf dem Vögel saßen, so schwarz wie Kohlraben, aber so groß wie Geier, die schlugen heftig mit ihren Flügeln und kreischten ganz entsetzlich, so daß ihr Geschrei noch das Gerassel der Wagenräder übergellte. Plötzlich erscholl das Frühgeläute in Wiesing, und mit einemmale war bei dessen Schall der böse Nachtspuk hinweg. Glockenklang und Hahnschrei kann die Dämonenwelt nicht vertragen, und Gebet hat immer genützt, wie es einst zu Wildschönau geschehen. Da hat die wilde Fahrt ein nicht

*) Vergleiche Alpenburg's Myth. u. Sag. Tir. S. 53 u. s. w. S 69 u. s. w.

genug gesegnetes Kind weggeführt, mußte es aber wieder absetzen, weil die Mutter gar so viel betete; so soll es auch auf dem Bauerngute „zu Lechen" im engen Grunde des Alpbachthales geschehen sein. Das noch ungewaschene Kind spielte unbefangen vor dem Hause, da stürmte 's Wildgfahr daher und führte es fort, die Mutter aber jagte ihm durch Gebet das Kind wieder ab.

58.

Der Goldschlamm.

Ueber das mächtige Kalkgebirge, das Sonnenwendjoch, führt ein Jochpfad, der den Wanderer auch zu dem Zierein-Hochalpensee mit seinen Goldforellen leitet *). Das Joch ist verrufen, Geister bevölkern dasselbe, und die Sage breitet über seine Schrofen und Höhlen ihre Schleier. Vor Jahren gingen zwei Männer aus dem Dorfe Kramsach durch die Voldepp aufwärts über Mariathal und folgten dann dem Pfade. Als sie an den Jochsee gelangten, sahen sie eine Gestalt daran sitzen und eifrig Schlamm aus dem See fischen. Es war ein Venediger-Mandl. Wie dasselbe die näher kommenden Wanderer gewahrte, wurde es sehr unwillig, brummte und packte sein ganzes Geräth und Gezeug zusammen, indem es damit enteilte, ohne sich nach den beiden Männern umzusehen; es verlor aber im eiligen Gehen ein wenig von seinem Schlamm, der seltsam gleißte. Die Männer hoben den verlorenen Schlamm auf, machten sich aber auch zugleich selbst ans Werk und fischten Schlamm an dem Jochsee, soviel sie nur immer konnten. Endlich gingen sie über und über beschlammt nach Hause, und vermeinten, sie müßten wie eitel Gold gleißen, war aber nicht so. Nun wurde der Fund verkündet und untersucht, und siehe da, der wenige Schlamm, den das Venediger-Mandl verloren, enthielt Gold, und der, den die Männer selbst gefischt hatten, war Dreck. Da wurden sie greulich ausgelacht und ihnen der Rath gegeben, sich für das bischen Gold, da es just dazu langen werde, einen Waschschwamm zu kaufen, dieweil sich Schwamm auf Schlamm gut passe und reime.

*) Vergl. Alpenburg's Myth. u. Sag. Tir. S. 98 und 237.

59.

Roßzähnefund.

Zwischen Maurach und Rothholz im untern Innthale ruht auf grüner obstbaumreicher Gebirgsneige gegen Osten der stattliche aus alter Zeit herstammende Edelsitz Rettenstein — gegenwärtig ein Meierhof, an welchem nichts Schloßartiges, sondern nur mehr eine freundliche Kapelle zu sehen ist. In neuester Zeit wurde etwas höher an dem Hügel hinauf ein kleines Lustgebäude aufgebaut, dessen Erker eine herrliche Aussicht gewährt und Rettenstein, auch Neurettenstein getauft ist, Alles zusammen Eigenthum der uralten Tirolerfamilie, der Grafen von Taxis. Eine Sage läßt einen Bauer in tiefer Nacht bei Rettenstein vorbeireiten, der sieht zur Rechten einen Bottich stehen, der ziemlich erleuchtet ist, daher steigt er vom Roß und schaut neugierig, was denn darinnen sei. Er findet nichts als eitel Roßzähne und weiß nicht, ob er sich ärgern oder ob er lachen soll. Wart, dachte er sich, ich will mit meiner Alten daheim einen Spaß machen und ihr ein Paar mitnehmen, damit sie sich, weil sie zahnlucket (Zahnlücken hatte), dieselben einsetzen lassen kann. Der Bauer steckt also richtig ein Paar von den Zähnen ein und als er nach Hause kam, ließ er seinen Jux los. „Do hoscht a mol an Morktkram, an recht'n, Alti! sprach er: nui Zähnd, dö konscht d'r einsötz'n loßn und — und — und —" der Bauer konnte nicht mehr weiter scherzen, denn er sah, daß die Zähne, welche er seiner Frau vorzeigte, von reinem, gediegenem Golde waren. Er schlug sich vor die Stirn, weil er deren nicht mehrere eingesteckt hatte, und ritt zurück zur Stelle, wo der Bottich gestanden; aber vergebens suchte er, Alles war verschwunden. So gehts halt, pflegte er oft zu sagen, wer nicht zum Glück geboren ist —, hat keins — ist aber jetzt Alles gleich; denn das Bäuerl und sein Weibl sind schon lang im Grabe und im Himmel droben braucht man kein Gold und auch keine Zähn, die sind nur in der Höll' nöthig, wo eitel Heulen und Zähneklappern — sagte der Erzähler.

60.

Der Jaudenstein (Augenstein).

Bei dem kleinen Dorf Schlitters nahe der Ausmündung des Zillerthales in das Unterinnthal liegt links am Wege nach Fügen ein Gebirgsvorsprung mit dem hochragenden, aussichtreichen Kellerjoch, worauf eine, dem Erlöser geweihte Kapelle steht. Der in das Thal gedrängt vorspringende, düstere, zerklüftete und nur spärlich mit Fichten bewachsene Hügel heißt der Jaudenstein, in dortiger Gegend dialektisch „Augnschtoan“ und an ihm haftet eine unheimliche Sage.

Drunten an der Thalstraße liegt der Weiler Gagering, bestehend aus fünf größeren Bauernhöfen und zwei Kleinhäuslein. Eines der letztern steht vorderwärts am Waldsaume, der Fußpfad nach Fügen führt nahebei vorüber. In diesem „Waldhäusl,“ so wird es insgemein genannt, lebte vor vielen Jahren ein fleißiger Bergknappe mit einer braven, jungen Frau in zufriedener und glücklicher Ehe. Der Bergmann stand in guter Löhnung bei der Gewerkschaft des ehedem sehr silberreichen Bergwerkes Ringenwechsel und Falkenstein. An einem Herbstmorgen gab die Frau, die guter Hoffnung war, ihrem Mann das Geleite nach dem Ringenwechsel und fühlte ihr Herz von einer schweren Ahnung bedrückt, daher sie von ihrem Manne sehr schmerzlich bewegt Abschied nahm, und ihn zu fleißigem Gebet ermahnte, als sie sich am Jaudenstein, an dem der Bergpfad zur Knappei empor führte, unter Thränen von ihm trennte. Er schob ihr ungewöhnliches Bangen auf ihren Zustand und tröstete sie. Nach Hause zurückgekehrt, wurden ihre Gedanken in der That wieder heiterer, sie betete Abends ihren Rosenkranz und entschlief im Gebet für ihren Mann, den sie schon am nächsten Abend wieder zu sehen hoffte. Dieser Abend kam, aber der junge Bergmann kam nicht. Oft schaute die Frau auf den Weg hinaus und nach dem Jaudenstein, den schon aschgraues Nebelgewölk umhing und die Flöre der Dämmerung; die Luft wehte kühl und schaurig. Weinend und zagend harrte die Arme lange, lange und setzte sich endlich auf die Ofenbank; da riß ein Anklopfen sie aus ihrem Hinbrüten. Freudig fuhr sie empor, glaubend ihr Mann sei zurückgekehrt, freudig öffnete sie — o Schreck — da wars ein Anderer, ein Arbeitsgenosse,

seine Miene ernst und kummervoll. Er kündete mit theilnehmenden Worten ihr an, daß ein abstürzender Fels im Schacht ihren Mann erschlagen habe, und mit einem Schreckensschrei brach das arme Weib zusammen. Am andern Tage lag sie in Wehen und gebar unter unermeßlichen Schmerzen ein Kind. Eine Freundin pflegte treu die Unglückliche und sie erholte sich so gut es eben ging. Ihre erste Bitte an die Freundin war, nach Fügen zum Geistlichen zu gehen, daß er komme und sie „aussegne;“ denn der Volksglaube will, daß dieses Aussegnen, nach welchem eine Wöchnerin wieder an ihre Geschäfte gehen darf, nicht über den 14. Tag nach der Niederkunft hinaus verschoben werde. Vom Ave-Marialäuten Abends bis zum Ave-Marienläuten am Morgen darf keine nicht aufgesegnete Wöchnerin mit ihrem Kinde oder ohne dasselbe aus dem Hause treten, sonst hat jeder finstere Zauber Gewalt über sie. Einige wagen es selbst bei Tag nicht, denn es könnte ein Unglück passiren. Aber der Wärterin begegnete eine Verhinderung und sie kam nicht zum Geistlichen; die letzte Woche ging schon zu Ende. Da bat die Wöchnerin die Hebamme hoch und theuer, den geistlichen Herrn heraufzubitten. Diese versprach es und ging und es kam der Sonntag, aber weder kam die Hebamme wieder, noch kam der Seelsorger. Da entschloß sich die Frau mit ihrem Kinde selbst nach Fügen zu gehen; sie kleidete sich und ihr Kindlein festlich an, versah sich mit allem Nöthigen, wartete aber stets noch und sah nach dem Wege, ob nicht der Ersehnte komme. Schon neigte sich der Nachmittag dem Abend zu — und Niemand kam. Jetzt segnete sie sich und ihr Kind, verschloß ihr Haus und ging. Kühl und frostig wehte der Herbstwind, ein Rabe, ein Unglücksvogel, flog über den Weg und setzte sich auf einen Zaun, an dem die Frau vorbei mußte. Sie fürchtete sich vor dem Unglückspropheten, sie machte einen weiten Umgang über einen Fußpfad, der am Jaudenstein vorbeiführt, darüber sank der Abend vollends nieder.

Dort ragte im herbstlich frühen Nebeldämmer der Kirchthurm von Fügen drüben und — jetzt erklang sein abendliches Avegeläute. Vorbei war der Segenstag! Ein Aufschrei des Schmerzens! Die Glocke schnitt der Armen durchs Herz — sie kehrte um. Da erblickte sie hinter sich die Hebamme; hieher war diese gekommen sie zur Kirche zu begleiten — sie nahte ihr — aber nein — das war ihre Wehmutter nicht — das war ein Weib mit kaltem stechenden

Blick, das lachte ihr laut und höhnisch entgegen und rief: Fliehst du vor der Glocke? Ei, so flüchte zu mir, und das Weib umfaßte die Ergrausende und ein Fels im Jaudenstein spaltete sich, und dort zog jenes höllische Weib, eine Stampa, die Unselige sammt ihrem Kinde hinein, und der Felsen schloß sich wieder und für immer.

Die Hebamme hatte treulich ihren Auftrag ausgerichtet und den Geistlichen vermocht am 14ten Tage nach Gagaring in das Waldhäuschen zu gehen, um die Witwe aufzusegnen. Er könne aber erst gegen Abend kommen, weil Sonntag sei, trug er der Hebamme auf, der Wöchnerin zu sagen. Aber da nahm eine andere Frau in Kindesnöthen Letztere in Anspruch und sie konnte ebenfalls erst gegen Abend nach Gagaring kommen. Wie der Seelsorger an das Waldhäuschen kam, fand er dasselbe verschlossen. Die Witwe hatte es bereits verlassen.

Von ferne nahte nun die Hebamme; sie sah die fremde Weibsgestalt, sie sah die Unglückliche von weitem. Ehe sie nahe kam, war Alles geschehen. Sie erschrack darob so sehr, daß sie irrsinnig wurde und blieb. Der Jaudenstein aber blieb von jener Zeit an verrufen. Man will nächtlicher Weile aus seinem Schooße bald eine liebliche Musik, bald schmerzliches Aechzen und Geheul vernommen haben.

Letzterer Umstand bestärkte einst die Meinung, daß im Jaudenstein drinnen die gefürchtete Zillerthalersche Nachtwuon wohne, die seit uralter Zeit in den hintersten Thalbezirken so viel Unheil gestiftet und auch die arme Knappenfrau und ihr Kind in ihr finsteres Reich gezogen habe.

61.

Der Höllenpförtner.

In Schlitters im Zillerthale war vor vielen vielen Jahren ein gefürchteter Robbler, bissig und wild wie ein Stier, ein rechtes Teufelsvieh. Fluchte stets gar viel und beschwor den Teufel, der aber seiner Meister ward, und bei Putz und Stingel mit ihm zur Hölle hinab fuhr. Nach langen Jahren zog ein unbekannter Zillerthaler durchs Thal, der den Leuten erzählte, wie er seit Jahren den Pförtnerdienst an der Hölle versehen mußte, und genug für sein ganzes

Leben gesehen habe. Es war der vom Teufel entführte Schlitterser-Nobbler, der zahm wie ein Lamm geworden war, den man für überschnappt gehalten hätte, wenn er nicht in andern Dingen vernünftiger gesprochen und gehandelt hätte. Man nannte ihn den „Höllenpförtner.“ Er wurde aber endlich eingesperrt, weil er steif behauptete, daß während seiner vieljährigen Amtshandlung fast gar keine Bauernleute, sondern meistens Herrenleute und faules Bettelgesindel, auch viele Weibsleute zur Hölle fuhren.

Eine ähnliche, von der Volksmeinung abweichende Sage erzählt Spieß in seinem „Wächter an der Höllenpforte.“

62.

Die Zischkin — eine Hex.

Bei Uderns im Zillerthal erhebt sich der grüne Kupfnerberg, welcher mit acht bis neun behäbigen Bauernhäusern geziert ist. Das Häuslein zu höchst oben war einst von der „Zischkin“ bewohnt, welche als sehr mächtige Hexe allbekannt war. Von ihrem Wirken und Schaden wird mancherlei erzählt, unter andern Folgendes: Am Antlaßfest (Heil. Blutfest) tragen die jungen Mädchen und Jungfrauen bei der Prozession Kränze in den Haaren. Da war eine blühende Jungfrau in dem untern Hof, die band sich vor Freude schon sehr zeitig den Kranz um den Kopf, und ging damit in aller Früh hinauf auf den Berg ihre Kühe zu melken. Da begegnete sie der Zischkin, die sah das schöne Mädchen neidisch an und sagte: Du wirst auch nicht so lustig vom Berg herab geh'n. Und wie das Mädchen die Kühe gemolken hatte und herab kam, ward es krank und kam alsbald zum Sterben. Das Mädchen erzählte die Worte der Hexe. Daher ging der Vater desselben zur Zischkin hinauf und bat sie, den Bann von der Tochter zu nehmen, allein vergebens. Man trug sogar die sterbende Tochter hinauf, allein die Hexe sagte, daß sie nicht mehr helfen könnte, wenn sie auch wollte, weil sie die Sachen ins Wasser geworfen hätte.

63.

Ein Zillerthaler betrügt den Teufel.

Die Zillerthaler sind, wie bekannt, gar lustige, aufgeweckte Leute, und klug sind sie und singen und jodeln, daß 's schon eine Freude ist; aber wie der Bauer und Hofbesitzer „zu Häusling“ den Teufel geprellt hat, das geht noch über Alles! Häusling liegt auf dem Brandberg hinter Maierhofen im Zillergrund und der Häuslingbauer saß gerne in den Brennhütten, auf den dortigen Alpen herum, oder weiter im Thal drunten beim Wirth, nur am seltensten war er daheim zu finden, daher kam seine eigene Wirthschaft herab, ja es kam schon so weit, daß die Gläubiger dem Häuslinger alles Korn nahmen, als er just seine Felder bestellen wollte, daher wußte er nicht, wie und was er nun aussäen sollte. Es war ihm recht langweilig zu Muthe; daher setzte er sich an den Branntweintisch und trank so viel Enzianbranntwein, bis er einen ehrlichen Dusel bekam, und im Dusel warf er hin, daß er ewig dankbar sein würde, wenn ihm Jemand helfen thäte, und wenn es auch der Teufel wäre. Wie er das redet, da geht die Thüre auf und der leibhaftige „Gottseibeiuns“ tritt ein, und setzt sich ihm zur Seite, klopft ihm dann zutraulich auf die Schulter und sie hoangartn und hoangarten mit einander so fein, als ob sie alte Schulkameraden wären. Endlich kamen sie übereins, daß ihm der Teufel Geld „grad gnuagalat“ verschaffen wolle, um Samenkorn einkaufen zu können, jedoch gegen dem, daß der Häuslinger dem Teufel die Hälfte von der Ernte überlassen müsse. Hierauf tranken sie mitsammen den Leihkauf, der Teufel übergab dem Bauer das Geld und ging hohnlachend davon, denn er gedachte den guten Freund nach und nach in die Schlinge zu bringen, welcher noch während der ganzen Nacht „Nikal, Nakal no a Frakal“ fortmachte. Nach einigen Tagen bestellte der Häuslinger seine Felder und Aecker und war froher Dinge. Als die Erntezeit kam, zog er mit Knecht und Magd aufs Feld und befahl ihnen den Waizen just in der Mitte mit der Sichel abzuschneiden und fuhr dann mit dem Obertheil, mit den Aehren heim. „Hier ist deine Hälfte“, sagte er zum Teufel, der um seinen Antheil gekommen war, und wies auf die langen Stoppeln, „laß geschwind ernten, Freund, sonst kommen die Spatzen (Sperlinge)

drüber," föppelte der Zillerthaler. Der Teufel schnitt ein grimmes Gesicht, weil er sah, daß er angeführt worden war. Der Bauer aber fragte den Ueberlisteten, ob er den Vertrag auch fürs nächste Jahr gelten lassen wolle? „Ja"! sagte dieser; „'s nächste Jahr nehme ich die obere Hälfte und du nimmst die untere". „Es gilt schon," antwortete der Bauer und sie schieden. Als der Frühling gekommen war, pflügte der Häuslinger die Aecker, bepflanzte sie aber mit Erdäpfeln und Rüben, und nahm im Herbste, wie festgestellt worden war, die untere Hälfte für sich und der Teufel hatte nichts als das Kraut und Blätter und wurde so zum zweiten Male geprellt. Da fuhr er mit Gestank ab und will mit keinem Zillerthaler mehr etwas anfangen, und seither nennt man die Leute, welche sich überlisten lassen, dumme Teufel. Auch ist ein Sprüchlein in den zwei Nachbarthälern, dem Ziller- und Alpbach-Thale im Gang, welches vermuthlich seit diesem Vorfalle datirt und heißt:

„Derwei die Alpböcker (Alpacher) 'n Tuifl oanmal anschmian, derwei hot'n a Zillarschthola schon zwoamal betrog'n!"

64.

Eine Vorweilung.

Im Zillerthale haben sie ein etwas derbes Sprichwort. Wenn einer gestorben ist, sagen sie „der hot a Tosch'n aufn A... (Hintern) kriagt;" der Ursprung desselben aber wurzelt in einer Sage. Zu Fügen im Zillerthale wohnten zwei elternlose Schwestern, die einander recht lieb hatten, aber von einander scheiden mußten, weil die eine, Urschl geheißen, in ein Kloster ging und die andere, Moidl, in einen Dienst trat. Beim Abschiede verabredeten Beide mit einander, wenn eine von ihnen sterbe, solle sie dieß der Ueberlebenden durch eine Tosch'n (Ohrfeige), aber nicht ans Ohr, sondern auf einen andern Körpertheil als Vorweilung anzeigen. Es vergingen Jahre, und die Moidl dachte vielleicht gar nicht mehr an jenes Versprechen, als sie in einer Nacht plötzlich einen gewaltigen Schlag an jener Stelle empfing. Erschreckt sprang sie vom Lager auf und dachte nun in einem fort an die Schwester Urschel, sie konnte nicht mehr schlafen, kleidete sich an und reisete ins Kloster. Als sie es erreichte, bimmelte schon das Seelenglöcklein, das den

Tod einer Nonne anzeigt. Schwester Urschl war in derselben Stunde verschieden, in welcher sie ihrer Schwester Moidl die Vorweilung hatte — spüren lassen.

65.

Die Butter-Alpe.

Unweit dem Dorfe Finkenberg, das halb dem Zillerthale und halb dem Duxerthale zugewendet ist und nahe an 10000 Morgen Alpenweiden besitzt, liegt die sogenannte Butteralpe, eine der größten und schönsten dieser Alpen, welche vor Zeiten hochberühmt war wegen ihrer Ergiebigkeit an Futterkräutern und dem Reichthum den sie durch den Ertrag an Butter und Käse ihren Besitzern lieferte. Die Butteralpe breitet sich über ein Joch aus, das von unten gesehen sich äußerst lieblich und grün darstellt; von oben aber gesehen, erscheint dasselbe rauh und felsig. Das war ehedem nicht so. Alles war eine herrliche Matte, auf welcher die Sonne den ganzen Tag lag, und nur durch Menschenfrevel ist dieß anders geworden. Eines Tages, als die Senner auf der Butteralpe ihre sämmtliche Arbeit verrichtet hatten und nicht wußten, wie sie den Tag zubringen sollten, sprach einer von ihnen: Ich wüßte ein Spiel, das noch nie gespielt worden, ein Kegelspiel nach der neuesten Mode. Mit Butterkugeln wollen wir zielen und sehen, wer am meisten Kegeln umwerfen kann. Gleich brachten die Senner Butterkugeln aus ihren Hütten heraus, und das Spiel begann; aber siehe da! es erhob sich alsbald ein fürchterliches Ungewitter. Links und rechts krachen die Felsen, vom Donner gleichsam erschüttert, und wild fliegt der Nebel von einer Bergspitze zur andern, Blitze durchkreuzen die Luft und ein schreckliches Hagel- und Schneegestöber folget dem Unwetter. Wohl verließen die Senner das frevelhafte Spiel und eilten den aufgescheuchten Kühen und der Heerde nach, um sie aus dem Sturm zu retten, allein Alles war vergebens, das meiste vom Alpenvieh sprengte an den nahen Gründen herum und mehr als die Hälfte war — in einen sehr tiefen Abgrund gefallen. Und als die Sennen auch hier nach Möglichkeit zu helfen versuchten, da wurden sie gleichsam mit einer unsichtbaren Gewalt ringend in den nämlichen Abgrund hinabgeschleudert, wo sie noch heute begraben

liegen. Auf diese Weise wurden die übermüthigen Spieler bestraft, und ein Fluch scheint sich zugleich auf die Alpe gelegt zu haben, denn sie ist seitdem fast immer mit Schnee und Eis bedeckt. Und Wandersleute, welche in der Nähe jenes Abgrundes, wo die Frevler begraben liegen, ausruhen, wollen ihre Gestalten gesehen und „huschen" (husch! husch! rufen) gehört haben — ein Zeichen, daß sie an der kalten Pein leiden.

66.

Die Pfarrköchin.

Es lebte einmal ein armer Landpfarrer in einer Gemeinde des Zillerthales, der am liebsten gestöckelte (gestockte) Milch aß, welche er aber bei seinen Bauern selten bekommen konnte. Desto willkommener war ihm die Rede der Köchin, die ihm eines Nachmittags erzählte, daß sie nun ein Bäuerlein gefunden habe, bei dem sie zu jeder Stunde seine Lieblingsspeise haben könne. Und wirklich war es so, der geistliche Herr durfte nur wünschen, so stellte ihm die Köchin nach einer Viertelstunde die gestöckelte Milch auf den Tisch.

Nach mehreren Wochen fiel es dem Pfarrer denn doch auf, daß die Köchin in so kurzer Zeit ihn bediene, und er wollte sich selbst überzeugen wie das zugehe. Er begehrte daher an einem heißen Nachmittag solche Milch und schlich ihr heimlich nach und fand, daß sie, statt zum Bäuerlein zu gehen, nur einen kleinen Umweg machte und durch die Hinterthür zurück in die Küche ging, welche sie sodann inwendig mit einem Riegel absperrte. Aber sie hatte vergessen das Schlüsselloch zu verstopfen und durch selbiges konnte der Beobachter hineinsehen, und er sah — Schrecken über Schrecken! daß sich die Köchin das Strumpfband löste, es an den Dreifuß anknüpfte, einige unverständliche Worte dazu murmelte — und die schönste Milch aus dem Strumpfand in die Schüssel molk. Er hatte genug gesehen und im Voraus auch genug gegessen, es grauste ihm über und über.

Der Pfarrer ging auf sein Zimmer und die Köchin kam auch bald mit der Milch daher, erschrack aber nicht wenig, als der Pfarrer sie fragte, von wem sie das Melken am Strumpfbande

gelernt habe. Sie wollte anfangs leugnen, allein es lag alles zu klar am Tage, so daß sie endlich zitternd und bebend eingestand, sie habe sich dem Teufel ergeben und von demselben diesen Zauber und noch andere Kunststücke erlernt, und daß sie die Formel den Teufel zu rufen von der Bäuerin W. zu F. erlernt habe, welche als Hexe wohl bekannt gewesen, und wie sie nach und nach mit dem Teufel sich vergangen und des Teufels geworden.

Die Sage erzählt weiter, daß der Pfarrer alsbald, noch dieselbe Stunde in einen finstern Wald ging, wo ein verrufener Teufelsgraben war, und den Fürsten der Finsterniß beschwor, der auch sogleich mit einem großen Buche erschien und den Geweihten um sein Begehren fragte, weil er ihm sonst nichts anhaben konnte. Der Pfarrer sagte, er wolle im Buch nachsehen, wer da eingeschrieben sei und ein wenig die Künste und Wissenschaften nachlesen; allein dazu willigte der Teufel nur unter der Bedingung ein: daß der Priester mit eigenem Blute vorerst sich ins Buch hineinschreibe. Das will ich gerne thun, sprach der Pfarrer, machte sich einen Ritz in die Haut und schrieb ins Buch nicht seinen Namen, sondern den süßen Namen Jesus, und als das geschehen war, reichte er dem Teufel das Buch, aber der schrie und zappelte und konnte das Buch nicht anrühren und stürmte stampfend und heulend durch den Teufelsgraben, daß hin und her die Felstrümmer herabkugelten.

Wie nun der Pfarrer in dem Buche herumblätterte, fand er in demselben nicht nur seiner Köchin Namen, sondern auch die von vielen andern bekannten Personen. In den Widdum zurückgekehrt, suchte er seine Köchin auf, allein diese fand sich hinterm Hause an einem Baume erhenkt; und noch an demselben Abend erfuhr er, daß der Teufel zwei Weibern, die in der Nähe auf den umliegenden, zerstreuten Höfen wohnten und auch Zauber trieben, die Hälse umgedreht und mit sich durch die Luft davon getragen habe. So hat sich der betrogene Teufel an den Seinen gerächt, und ist also auch mit dem Teufel nicht gut Kirschen essen!

67.

Der Teufelssteg bei Finkenberg.

Gegenüber der Gemeinde Finkenberg springt über den tiefen Abgrund des Durer-Baches ein Steg, der im Gegensatz zum „Hohen-Steg" oder „Hochsteg", am Eingang des Zemmgrundes, der „höchste Steg" heißt, aber zugleich auch der Teufelssteg benannt wird. Ein Bursche aus Finkenberg hatte einer Dirne Hoffnungen gemacht, die er zu erfüllen keine Neigung hatte, und wollte das zum Vorschein gekommene arme Würmlein nicht als sein Kind anerkennen, obgleich viele seinen vertrauten Umgang mit der Dirne kannten. Er legte sich auf das hartnäckigste Läugnen, und da er gerade nahe dem höchsten Steg war und von mehreren seiner alten Bekannten umgeben war, die ihm zuredeten, sich des Kindes und der durch ihn gefallenen Dirne anzunehmen, so vermaß er sich hoch und theuer, indem er auf eine Steinplatte am Wege trat: „So wahr dieser Stein, auf dem ich stehe, so hart ist, daß meine Schuhnägel ihn nicht eindrücken, so wahr bin ich nicht Vater von dem Kinde." Kaum war dieser Meineid gesprochen, so war der Teufel da, zerrte den falschen Schwörer über den Steg und warf ihn dann in den hundert Klafter tiefen Abgrund und in den brausenden Bergbach. Seitdem heißt dieser Steg der Teufelssteg und in der Platte erblickt man tief eingedrückt noch alle Nägelspuren von des Meineidigen Alpenschuhen.

68.

Die Schindalm im Stillupp.

Im hintern Zillerthale ist eine Alpe, welche oft ganz eingeschneit bleibt, so daß sie manchen Sommer gar nicht befahren werden kann. Diese Alpe, im Stillupp gelegen, war einst ein schöner, grüner Kuhhimmel; da haben aber der Senn und die zwei Hirten einen lustigen Feiertag einmal gefeiert, aber leider keinen christlichen, sondern einen heidnischen, weßhalb die Strafe nicht lange auf sich warten ließ. Erst haben sie unter einander recht gesoffen und sich mit Speisen übermäßig überladen und dann wollten sie auch noch eine

gute Unterhaltung und kamen von Spiel auf Spiel und am Ende zu einem gar sonderbaren.

Der Senn in seinem heidnischen Uebermuthe hatte den Einfall einen Götzen zu schnitzen, um mit demselben unzeitige Späße zu machen, welches auch die zwei Hirten billigten. Sie nahmen den Stamm eines Zirmbaumes (Zirbelbaum), dessen Holz sehr weich ist, und sich leicht schneiden läßt, und bald bekam dieser menschliche Gestalt, wenn auch roh und ungestaltig. Hernach brachte der Senn die beste Butter her und strich unter Zoten und wildem Gelächter seinem Götzen den Mund voll. Weil aber der Götze nicht essen wollte, schlug der Senn denselben über den Haufen, und allgemeines Gelächter begleitete diese Possen. Die Holzfratze wurde wieder aufgerichtet und ihr neuerdings Butter in den Mund gestrichen, und als sie wieder nichts aß, schlug sie einer von den Hirten zu Boden. Dem dritten Hirten gefiel dieses Frevelspiel nicht gar so sehr, vielmehr weigerte er sich daran Theil zu nehmen; er machte nur den stillen Zuschauer und lachte zuweilen über das muthwillige Treiben der Andern.

Wie der Senn und die Hirten noch etliche Male den Kauz herumgeschlagen hatten, fängt er plötzlich an, sein Maul weit aufzusperren, während seine Augen wie Feuer funkeln, und er frißt jetzt Alles auf, was da ist, und Senn und Hirten ließen ihr loses Spiel und sprangen entsetzt ins Weite.

Nachdem es Nacht geworden, legen sich die drei Aelpler zusammen in die Schlemm, (Liegerstatt). Aber keiner will am äußersten Ende liegen, bis sich endlich jener Hirte dazu herbei läßt, welcher nicht mitgefrevelt hatte, und der Senn, welcher den Götzen geschnitzt, blieb zuhinterst. Wie es Mitternacht wird, kommt etwas herein zur Liegerstatt — es ist der Götz — und sagt rauh und barsch:

„Den Erscht'n find i!"

sieht ihn an, thut ihm aber nichts zu Leide, dann brummt der Götz wieder:

„Den Zweit'n schind' i!"

Kaum ausgesprochen packt er den Hirten, zieht ihm die Haut vom Leib und nagelt sie an die Wand.

„Den Dritten wirf i übers Dach!"

raunt er zum letzten Male, ergreift den Senn und schleift ihn bei der Kaserthür hinaus in's Freie und wirft ihn einige Male über das Hüttenbach hin und her, als ob er Ball spielen wollte, und der Senn schrie fürchterlich, denn mit dem Hin- und Herwerfen brach Bein um Bein, endlich das Genick und erst dann, als der Senn zerfetzt am Boden lag, hing ihn der Putz ans Dach hinauf zu Schreck und Warnung Anderer. Der Götz ging bald von dannen und sprach zum Hirten: Sag den Besitzern der Alm, sie sollen dieselbe von jetzt an „Schindalm" heißen, sobald sie aber nicht folgen und ihr einen andern Namen geben, komme ich zurück und schind die Ungehorsamen.

Diese Sage findet ihren treuen Wiederhall auf der Schinderalpe im Stubeithal, so wie auf einer Alpe in der wilden Gerlos.

69.

Die Pfannhexen.

Der Paul Simon in Windg'saß zu innerst im Schwendberg, mit seinem eigentlichen Namen Simon Daum geheißen, weiß Vieles zu erzählen von einer noch unbekannten Art geheimnißvoller, mythischer Wesen. Sein Wohnort liegt freilich tief hinten im Gebirgsschooße, und wer hin will muß von Zell, droben im Zillerthal, nach Hippach gehen und von da noch 2½ Stunden bis zum Weiler Grün, und wenn er dort ist, so ist er noch lange nicht im Windg'saß (im Sitz des Windes). Es gibt halt Pfannhexen, sagt der Paul Simon, er glaubt es, und noch viele Andere mit ihm. Selbige sind sehr böse; sie schleichen am Tage und bei nächtlicher Weile herum, wie die Katzen, sie können sich klein und groß, schwarz und weiß machen. Man würde sie kaum gewahr werden, aber zum Glück pfeift und tanzt, und dreht immer am Tage ein Windgisperl (kleiner Wirbelwind) vor ihnen her, der ihre Anwesenheit verräth. Man heißt sie Pfannhexen, weil sie nichts liebers thun als Muß und sonstige Speisen in den Pfannen zu verderben. Eine Köchin darf nur eine Pfanne voll Muß allein stehen lassen und davon weggehen oder sie vor die Thüre zur Abkühlung stellen, wie es bei

den Bauern üblich ist, gleich ist eine Pfannhexe da und wirft Mist und Unrath und Teufelsdreck hinein, daß allen der Appetit vergeht, die davon essen wollen. Ebenso stellen sie den Hennen nach, wenn sie in den Hühnerstall gelangen können und drehen diesen die Hälse um, den Hähnen aber thun sie nichts. Es gibt aber auch Abwehr- und Rachemittel gegen die Pfannhexen. Z. B. macht man eine Pfanne über dem Feuer ganz glühend, in welcher ein solches Mistvieh die Speisen verdorben hat, und scharrt dann mit einem Messer heftig drinnen herum, daß man das Geräusch recht weit hört; das sengt und brennt dann der Pfannhexe die Haare vom Kopf und nun ist sie Jedermann kenntlich.

70.

Alpe Schönach.

Der wilden Kriml gegenüber, im Alpengebiete der Gerlos, blickt man in das Schönachthal, dessen gebirgiger Hintergrund bis ins Thal herab weithin übereist erscheint.

Da hat vor Zeiten ein herrliches Alpenland gelegen, das eine Sennin und ein Hirte bewirthschafteten, welche gottlos waren und beseelt von frechem Frevelmuthe; die Sennin wollte stets eine glatte, blanke und geschmeidige Haut haben und wusch daher alltäglich sich Gesicht und Hände mit Milch. Und da ihr Milch auch viel besser schmeckte als Wasser, so trank sie davon auch so viel als möglich.

Zum Zeitvertreibe schnitzelte der Hirte statt aus Holz, aus Käse ein Kegelspiel, darnach schoben dann er und die Sennin täglich mit Butterkugeln. Solches trieben beide eine geraume Zeit und noch mehr andere Frevel, wie sich denken läßt, bis der Himmel es nicht mehr ansehen konnte; und da kamen Sturmorkane, Hirt und Sennin ereilte der Tod und die Alpe wurde mit Eis bedeckt, und wie man sie früher schön genannt, so konnte man sie nun nicht mehr nennen, ohne zu seufzen: Schön — ach! Und daher kam ihr nun der heutige Name.

71.

Der Pfaffenstein.

Auf dem Wege von Zell im Zillerthale nach Gerlos steht knapp am Pfade bei den Gerloser-Gütern im Walde ein Stein mit einem Eindruck, als habe ein Mensch in ihm gelegen, fast so wie der Herrgottstein im Egergrunde im Reich draußen, nur daß dieser hier kein Herrgottsstein ist.

Die Sage gibt demselben einen andern Ursprung. Ein junger Geistlicher aus Salzburg, der durch das Pinzgau herauf und über den Gerlosberg gewandert, fiel, als er einer schönen Dirne begegnete, in eine sehr heftige Versuchung und sagte zu der sich sträubenden Dirne, was er von ihr begehre, sei so wenig Sünde als der Stein am Wege Schnee sei. Aber wie er jene zum Steine drängte, gab dieser nach, wurde so weich wie Schnee, nahm ihre Gestalt auf, und erschrocken bebte jener zurück und die Dirne entsprang. Sichtbar erschüttert von dem Wunder, das vor seinen Augen sich gezeigt, ging der Verirrte in sich und büßte hart und schwer und lange in einem strengen Kloster den Fehl jener Versuchung ab *).

72.

Die Schatzhüter der Reichenspitze.

Geheimnißvoll webt die vaterländische Sage ihre Duftschleier über die reiche Spitze oder den Reichenspitz, der mit seinen Fernerzacken und Eishörnern die Grenzscheide zwischen dem Zillerthal und dem Pinzgau majestätisch beherrscht. Tief unter dem blauen Aether, der sich über die Ferne ausspannt und hoch über der grünen Erde liegen seit undenklichen Zeiten in den fast unzugänglichen Gufeln, nahe unter dem Scheitel des Gebirgsstockes Schätze, welche ein anderes vorzeitliches Geschlecht im geheimen Bunde mit der Naturkraft dort wachsen ließ und verbarg. Es sind Gold- und Silberadern, die dort zu Tage stehen, die der erlan-

*) Aehnliches vom Pfaffenstein „im Egergrunde“ erzählt L. Bechstein im deutschen Sagenbuch S. 695.

gen kann, der Muth und Unerschrockenheit besitzt. Aber sie segnen nicht, diese Schätze, sie sind noch keinem Sterblichen zum wahren Heile gediehen und nur selten, vielleicht alle Jahrhunderte einmal, findet sich ein Sterblicher, der so viel kecken Muth, so viel Verwegenheit besitzt, dort hinauf zu klimmen in die ewig starre Eisregion, dann in die Schätzegufeln niederzusteigen und wieder hinauf, und dann hinab mit den dem Eise und dem Gestein mühsam abgerungenen Schätzen, deren noch dazu keiner zu viel hinwegtragen wollen darf, weil ihn sonst die Last nimmermehr hinauf läßt. Was einer droben sieht und hört, das hat noch keiner verrathen, aber es ist des Schrecklichen sicher mehr, als des Schönen: denn dort droben wohnen in ihrer grimmen kalten Pein, die sie andauernd erleiden müssen, sieben Schatzhüter, welche als Wächter bestellt sind über die Gold- und Silberadern in den Schründen und Schrofen des Eisgebirges. Gleichwohl sind sie nicht ohne Hoffnung auf endliche Erlösung, denn sie haben ein gewisses Recht; so oft es einem Menschen gelang, von dem Schatze etwas von dannen zu tragen, wodurch sich dann sein irdisches Besitzthum schnell und wundersam mehrt, und er stirbt, so muß er alsbald hinaufwandern zum Reichenspitz in das Reich der spitzen kalten Pein, und jener Hüter, der von den Sieben am längsten droben weilte, darf eingehen in das Reich des ewigen Friedens; davon gehen im Zillerthale wie in der Dur verschiedene Sagen.

Einst waren, so wird in Piesendorf erzählt, zu gleicher Zeit drei Herren unter der Zahl der unseligen Schatzhüter; diese trugen lange schwarze Talare und Schnabelschuhe mit großen glitzernden Silberschnallen und spitze Hüte. Sie meisterten die Uebrigen und man sah sie nicht selten zur Winterszeit in Sennhütten und Gehöfte eintreten, um sich zu wärmen, denn die menschlich getrennte irdische Natur war noch nicht von ihnen genommen, daher konnten sie noch frieren, und furchtbar zu frieren war ja eben ihre Strafe und Verdammniß. Und obwohl jene Halbgeister die Schätze der Eiswelt zu hüten hatten, lockten sie doch auch wieder Menschen an sich an, durch jener Verderben der eigenen Erlösung nahe zu kommen, just wie die Greinerhüter.

Einmal hatte ein Bauer aus dem Dorfe Stumm, jenseits des Zillerthales, einen weiten und wichtigen Gang zu thun,

zu dem er die Nacht verwenden mußte. Als er heimkehrte, brach schon der Tag an, und die Vögel begannen zu singen.

Schon wurde es Tag, da kam er zu einem schmalen Gangsteig, der durch grüne Matten führte und schaute vergnügt auf seine Wiesen und Gründe. Es war um Johanni, der Himmel war klar und der Tag versprach heiß zu werden. Heut gilts! sprach zu sich der Bauer: Heut heißt's Sensen dengeln, was mein Arm aushalt, denn es wird ein Tag, an dem's mit einer Sonne rauschdürres Heu gibt, Vormittag wirds niedergemäht, Abends wird heimgefahren. Da kam auf einmal ein Mann vom andern Ende des Gangsteigs dem Wanderer entgegen; den erkennt Jener, es ist ein Nachbar, aber in völligem Winteranzug, im Lodengewand mit dicken Pelz-Fäustlingen an den Händen und versehen mit einem starken Bergstock. Ueber diesen Anzug lacht der Bauer laut auf und fragt: „Ja wohin willst d' denn"? Uebern Tauern? Schaust mein Dad grod aus wia r' a Eismandl. Der Angeredete grüßt nicht, dankt nicht, er geht an dem Nachbar kalt vorüber, ja wohl kalt im eigentlichsten Sinne des Wortes; denn es geht eine Kälte von ihm aus, daß es den Bauer überrieselt und nur das spricht jener mit tiefer Stimme: Auf d' Reich'nspitz! Gold hüten! Kaum tritt der Bauer ins Haus, als ihm sein Weib die Neuigkeit entgegenruft, der Nachbar sei in der Nacht todeskrank geworden, und werde es wahrscheinlich überstanden haben. Nun ging dem Bauer ein Licht auf. Es hatte aber mit selbigem Nachbar diese Bewandtniß: Vor Jahren war er in seinem Hauswesen so merklich herabgekommen, daß um ein Haar er vergantet worden wäre und Haus und Hof mit dem Rücken hätte ansehen müssen. Da war er einige Tage lang fort gewesen und dann vergnügt wieder gekommen, worauf sich sein Wesen schnell gebessert. Auswärtige Freunde, sagte er, haben ihm geholfen. Ja — sehr auswärtig! — droben die Schatzhüter auf der Reichenspitz hatten das gethan. So erzählten auch die Leute zu Piesendorf, daß einst daselbst ein grundreicher Mann auf dem Sterbebette gelegen. Bei ihm standen seine beiden Brüder mit traurigen Mienen und bekümmerten Gedanken, unter Seufzen entrang sich die Seele des Todkranken ihrer irdischen Hülle. In diesem Augenblicke ging draußen ein Mann vorbei, der trug einen langen festen Stecken in der Hand, ein warmes Jägerkleid, wie man es

Winters trägt, am Leibe und zeigte überaus kummervolle traurige Miene. Dieser Mann sah leibhaftig so aus, wie der Verstorbene, und wie die beiden Brüder ihn wandeln sahen, überlief sie ein eiskalter Schauer. „Gott tröste ihn!“ sprachen sie vor sich hin. „O weh, o weh! der muß hinauf zur Reichenspitz! Und da faßten die Brüder den Entschluß, ihren verstorbenen Bruder von seiner Pein zu erlösen. Rasch machten sie sich reisefertig und durchwanderten aufwärts das Pinzgau und eilig und muthig am steilen Gelände hinan höher und immer höher. Als die Wanderer endlich am Ende des schroffen Bergsteges angelangt sind, bildet sich Nebel rings um sie her, der wird dichter und dichter und aus dem Nebel wird Nacht, und sie können ihre Füße nicht mehr sehen, geschweige den Boden, so finster wirds und zugleich beginnt es greulich zu blitzen und zu donnern. Aber die beiden Brüder sprachen ihr Gebet, rufen einander bisweilen zu und kraxeln langsam vorwärts. Endlich hört das Donnergekrach und das Blitzen auf, die Brüder stehen auf dem Scheitel der Reichenspitz und der Nebel schwindet plötzlich weg und über ihnen lacht der blaue Aether in voller Klarheit, und so steht mit einem Male ihr Bruder bei ihnen, ganz so wie sie ihn hatten wandeln gesehen und sagt: „dank euerer Lieb und Treue, ihr habt mein Loos gewendet zur Erlösung — und es wurde sein Jägergewand umgewandelt in ein Lichtgewand und er schwand vor ihren Augen hinweg wie Morgennebel. Und sie gingen heim und begruben den Verstorbenen.

73.

Reichenspitzler.

Von Zell im Pinzgau mußte ein Mann spät in der Nacht in die Glemm hinein gehen; der sah alsbald auf einem Gras- und Getreideboden, durch welchen ihn der Weg führte, eine große Anzahl Vieh weiden und die Aehren zertreten. Weil er glaubte, daß das Vieh zufällig hineingekommen sei und Schaden anrichte, so fing er an, dasselbe hinauszutreiben. Er schlug aber vergebens auf die Kühe, denn die Hiebe gingen durch, und als er mit der Hand darauf tappte, ergriff er nichts, und er eilte von Grausen erfaßt, eiligst davon. Aber ein Männlein begegnete ihm später

am Wege und sagte zu dem Erschreckten: Guter Freund, fürchte dich nicht vor mir, ich bin nur ein Reichenspitzler, und muß um 12 Uhr zur Mitternacht droben sein, und ist schon 11 Uhr, muß daher eilen. Ist dir nicht Vieh begegnet? Ja, sagte der Mann, ich wollte es aus dem Felde treiben, konnte aber nicht, 's'war lauter Luft. Da lachte das Männlein und sprach: Glaub's gern, das waren alles Geister von der Reichenspitz, die mit mir hinauf müssen; wird dir noch mancherlei begegnen, Rosse, Ochsen, Stiere und Kühe; sie werden sich bäumen und aufspringen, merk dir aber — weich nicht aus, denn wie du das thust, bist du des Todes! Damit ging das Männlein fort, und der Mann auch. Dem begegnete richtig bald das Vieh; aus Furcht, weil die Rosse gar so wild thaten, wich er ein klein wenig mit einem Fuße auf die Seite, da war schon ein Glied von seinem kleinen Finger weg. Daran hatte er genug, wich nicht mehr aus, und kam unbeschädigt weiter.

Auch wird von den drei Geistern auf der Reichenspitze erzählt, daß einer davon immer zu Hause bleiben mußte, während die andern zwei auf den Almen herum gingen. Einmal luden die Hirten die zwei Reichenspitzler zum Essen ein, als sie just vorbei gingen, und die Geister nahmen die Einladung an. Unter dem Essen wurde das Muß ganz schwarz, nach und nach verlor es die schwarze Farbe wieder und wurde weiß wie frisch gefallener Schnee, worüber sich die Hirten nicht genug verwundern konnten. Als hernach das Muß aufgegessen war, sagten die zwei Geister: Wir danken recht schön, wir sind nun erlöset; wir mußten warten, bis uns Jemand zum Essen einlade, wir mußten zur Strafe so lange warten, weil wir in unserm Leben mit den Speisen grob umgingen, und doch niemand etwas gönnten. Die zwei hatten freilich leicht zu danken, aber der dritte nicht, der sitzt vermuthlich noch immer auf der Reichenspitze und hat das Nachschauen.

74.

Kasermandl auf der Nassendurer-Alm.

Wenn man von Lanersbach in Dux über die große Alpe Hoch-Lizum ins Wattenthal hinabsteigen will, so kommt man gar leicht

in 3 Stunden dahin. Von Lanersbach gehts zuerst aufwärts übers „nasse Dux" und man kommt in $1\frac{1}{2}$ Stunden bei der Nassenduxer-Alm an, welche dem Lanersbacher, dem Christler und dem Geislerbauern gehört, die zusammen gegen 300 Stück Kühe auftreiben.

Von hier führt ein anderer Weg weiter empor links zum „Thor," einer malerischen Felsenwandgruppe, in deren Nähe ein bedeutend langer herrlicher Hochsee liegt und der „blaue See" genannt wird, von welchem der Eingang durchs Langgrübel nach Hochlizum hinüberleitet. Rechts vom Thore führt ein Steig nach der Lahnalm ins Wattenthal. — Auf der Nassenduxeralm nun treibt auch ein Kasermandl sein absonderliches Wesen, meist in solcher Weise wie es den Kasermandln eigen ist *). Es hängt Kühe schier unlösbar zusammen, es ruft, es klingelt, es schlegelt und wirft, es lacht und pleart (heult) und treibt oft solchen Spuck, daß keinem Wanderer oder Jäger zu rathen ist, sich der Almhütte zu nahen, in der es haust, obgleich seit vielen Jahren nichts mehr Ungleiches weder gehört, noch gesehen worden ist.

75.

Das Hilpoltmandl.

Um den Bergkopf, der Hilpolt oder Hilpoltkofel genannt, der sich zwischen dem Watten- und Duxerthal aus den Alpenregionen Fallruck, Außer- und Inner-Lahn und Grafens erhebt, weben und schweben mannigfaltige Sagen. In diesem Hilpoltkofel soll sich ein Schatzloch befinden, unermeßlich und unerschöpfbar, dasselbe wird bewacht vom Geislerbauern, der einst ein ordentlicher Mann gewesen, das Geheimniß des Findens besaß, auch viel Gold gefunden hat, und als er unendlich reich geworden, dem Stolze und Geize sich ergab. Der Bauernhof, in welchem er wohnte und welcher der „Geislerhof" genannt wird, steht bei zwei Stunden weit drunten im Dux, am Wege von Wattenthal nach Lanersbach im Duxerthale. Als der Geisler älter geworden war, vergrub er seine Schätze in den Hilpolt und als er starb, mußte er, gekleidet, wie er sonst

*) Vergl. Alpenburg's Myth. u. Sag. Tir. S. 140. u. f.

war, hinauf zum Hilpolt, Schatzhüter werden und die kalte Pein leiden. Daher bedingte sich der Geisler vor dem Sterben, man möge ihn warm anlegen, damit er nicht gar zu sehr friere. Seine Hinterlassenen entsprachen auch vollkommen seinem Wunsche, und nachdem er in warmer Winterkleidung zur Erde bestattet worden war und die Leute im Wirthshause den gewöhnlichen „Todtentrunk" verzehrten und heimgingen, da haben sie den armen „reichen Geisler" über den Anger gehen gesehen, in der nämlichen Kleidung, in der er verscharrt worden war. Langsam schritt er vorwärts und legte frierend die Hände vor den Mund, hauchte hinein und stöhnte husch! husch! Er trug eine graue Joppe und einen Durerhut, hatte einen Stock in der Hand und sah entsetzlich aus, daß es alle gruselte, welche ihn sahen.

Es ist nicht lange her daß der Tröglpeter spät Abends über das Joch ging, als ihm der Geisler am Hilpolt — das Hilpoltmandl nennt man ihn jetzt — begegnete, was auch andern Hirten manchmal geschehen ist. Wohin so eilig? fragte der Geisler. Der Trögl Peter kannte ihn nicht und erwiderte, daß er wegen des Geislers so sehr eile, welchen er zwar nicht fürchte, weil er Niemanden Etwas zu Leib thue, und den er gern erlösen möchte, wenn es möglich wäre, aber doch eile er vorbei, weil es immer unheimlich sei, in der Nähe eines Schatzhüters zu verweilen. Hierauf sagte der Geisler: Kannst und willst du mich befreien, Peter? Ich bins selbst und kriegst mehr Geld, als 's ganze Dur da drunten werth ist. Aber Peter erschrack, er nahm sein Wort zurück, denn ihm fiel zur rechten Zeit ein, daß, wenn er sich in das Erlösungswerk einließe, er selber für den Andern Schatzhüter werden und frieren müßte. Darauf ist das Mandl verschwunden und Peter ist eilig auf der Fallrucker-Seite in's Hinterdur hinabgestiegen. Wohl haben viele Leute seit Jahren nach den Schätzen und Goldadern nachgegraben, welche im Hilpolt verborgen sein sollen, sogar von Augsburg kamen einmal zwei Schatzgräber, die viel Geld verbauten; sie fanden aber nichts.

76.

Die Schatzheberinnen.

Derselbe Trögl Peter hat auch einmal zwei Bäuerinnen angetroffen, die knieten beim Unterläger auf dem Boden und lispelten fort und fort unverständliche Worte. Dieses wahrnehmend stieg der Peter heimlich, ohne jene zu stören, auf den Schafstall und belauschte sie unbemerkt. Nach einer Weile hörten diese auf mit ihrem Gelispel und Geflüster, gingen aufs Oberläger, breiteten droben ein feuerrothes Tuch aus und begannen abermals aus einem Buche vereint und halblaut zu lesen.

Das waren Schatzheberinnen, welche aber diesmal ihre Mühe vergeblich anwendeten, denn es zeigte sich weder ein Schatz noch das Hilpoltmandl sichtlich — unsichtbar mochte es aber vielleicht zugegen sein, denn mit einem Male wehte es kalt und schaurig wie Fernerluft und Eishauch des Todes auf die Weiber und den lauschenden Peter, und die Weiber erhoben sich fast schon steif gefroren und verließen den Platz, was denn gleich darauf auch der Peter that, und es war auch hohe Zeit dazu, denn er hatte bereits die Finger, die Ohrläppchen und die Nase erfroren.

77.

Der betrogene Melcher.

Vor vielen Jahren ist der Melcher von der Hochlizumer-Alpe auf den Hilpolt gestiegen, um verlorene Schafe zu suchen. Und wie er so herum schaut, sieht er mit Staunen das Schatzloch offen. Er guckt und guckt, sieht daß das Geislermanndl, der Schatzhüter, nicht drinnen ist; daher geht er geschwind hinein, füllt sich die Taschen mit Gold und Geld, das in ungeheurer Menge da aufgehäuft liegt, bindet von der Joppe noch beide Hemdermel an einer Seite zu, füllt auch noch diese mit Gold und eilt dann flugs davon in die Almhütte zurück, wo er die Schätze ungesehen hinterm Milchkasten versteckt, der hinter der Thüre war. Dann nimmt er den Milchsechter (Milchschaff) auf, lauft damit wie besessen vom Geldteufel nochmal ins Schatzloch und füllt auch diesen mit den Metallschätzen;

allein — hui Bua, d' Hand von der Butt'n, — hieß es, denn justament, wie der Hochlizumer-Melcher mit dem Sechter voll Gold hinausgehen will, steht das Mandl fuchsteufelwild vor ihm und brummt mit harter Stimme: „Gleich ausleeren den Sechter, gleich Alles zurückbringen, was hinter der Thür im Milchkasten versteckt ist, sonst gleich zerrissen werden zu — — —", doch der Melcher ließ den Geisler gar nicht ausreden, er hatte schon alles Gold ausgeschüttet, lief, was er konnte zur Alm und brachte binnen einer halben Stunde alles Gold und Geld zurück. Daß er wohl stark gelaufen sein muß, kann man sich denken, denn sonst braucht man wenigstens seine guten Fünfviertelstunden von Hochlizum bis zum Schatzloche, wenn es offen ist, was aber selten vorkommt. Ist auch ein besonderes Glück für den Melcher gewesen, daß er den geraubten Schatz nicht angesehen, oder etwas davon benützt oder ihn gezählt hat, dann hätte er zuletzt auch ein Schatzhüter werden müssen.

78.

Der Venediger im Hilpolt.

Zur Zeit als die Senner auf der Schneeflucht *) waren, ist ein fremder Mann mit einem Ranzerl über den Rücken beim Walcher, einem kleinen Alpenwirthshäusl im Wattenthal, angekommen. Nachts war es und die Wirthsleute spielten gerade Karten. Der Fremde wollte über Nacht bleiben und am nächsten Morgen über das Joch steigen. Er trank ein Glas Enzian und schaute dem Spiele zu. Die Wirthsleute luden ihn zum Mitspielen ein, er aber schüttelte den Kopf und sagte: „Abspielen thu ich euch ohnehin alles, daher ist es mir nicht viel daran gelegen am kleinen Kartenspiele." Aber die Spielenden brachten es endlich doch dahin, daß er mit ihnen „hoppf'te" **). Nun sahen sie aber bald ein, daß der Mann ein

---

*) „Die Aelpler fahren in die Schneeflucht", sagt man, wenn wildes Schneewetter einfällt und das Alpenvieh dann weit hinab ins Thal oder in die tiefer liegenden Wälder getrieben werden muß, wo es Schutz findet.

**) Das „Hoppfn" ist ein gewöhnliches, nationales Kartenspiel in Nordtirol.

Schwarzkünstler sei, denn er stach immer die andern Karten, hatte gewöhnlich zwei Säue in der Hand und gewann Alles. Dann legte er sich schlafen, worüber die Wirthsleute froh waren, und ist in aller Frühe aufgestanden. Ehevor er ging, hatte er sich in der Küche auf offenem Knie d. h. auf der bloßen Haut den Tabak fein geschnitten, das Pfeifchen gestopft, angezündet und ist hernach gegen den Hilpolt hinauf gegangen, wo er bald verschwunden war. Es soll ein Venediger gewesen sein, der im Hilpolt Gold sammelte; Andere meinten, daß er den Geisler zu erlösen versucht habe, doch man weiß es bis heute noch nicht, wer recht hatte. Jedenfalls ist der fremde Mann zu seinem Ziele gelangt, denn solche Leute verstehen es.

79.

Klingende Steine.

Ueberall um den Hilpolt findet man zu gewissen Zeiten klingende Steine, namentlich um den rothen Kofel, im Bezirk des Berges, wo dergleichen Steine im rothen Sande brechen. Sie geben beim Fallen, oder wenn sie angeschlagen werden, einen Ton wie Silbergeld von sich, und manche meinen, das Schatzgeld des Geislers sei in solche Steine verwandelt und verzaubert worden. Am Wege über eine dort liegende rothe Lahn, die von dieser Farbe den Namen Scharlagg führt, liegen auch dergleichen Steine, die klingen wie Zwanziger, aber noch kein Chemiker hat vermocht, das edle Metall aus diesem Steine zu scheiden; diese Kunst verstehen allein die Venedigermandeln.

80.

Die Verblendung.

Auf der Alpe Pletzen, eigentlich Pletza oder Pletzach genannt, ohnweit der Pertisau im Achenthale war ein junger Mann, insgemein der „Gruababua“ geheißen, dessen Vater die Alpe gehörte — ein Senner, der als kühner und verwegener Robler weit und breit bekannt war. Nun gehen die Senner der dort herumgelegenen Alpen an

Sonn- und Feiertagen gerne nach der nahen Wallfahrtskirche Eben zur h. Nothburga in die h. Messe; so that auch der Pletznersohn, aber er ging auch nachher in das Wirthshaus und versaß sich da bis in die Nacht hinein, robelte, fluchte und trank und wurde überlustig, so daß der Ebnerwirth ihn warnte und zu ihm sprach: Hansail, Hansail! Schau, daß dir am Hoamweg koan Unglück passirt; solch Saufen, Raufen und Fluchen, wie du es an dir hast, thut Niemand Glück bringen. Es ist schon finstre Nacht, drum mach dich hoam und hob guatt Gedank'n!"

Darauf lachte der Gruababua so wiehernd, wie ein junges, unbändiges Roß, trank noch einmal, fluchte noch ein Paar Male und ging.

Lustig allegro schritt der Bub bei Maurach am Achensee, links vom Ufer gegen Pertisau — und mit einem Male stand er im See und wußte nicht wie. Das Wasser schwoll und stieg ihm herauf bis zur Leibesmitte. Wäre er betrunken gewesen, so würde er alsbald zur Besinnung gekommen sein, zum Glück aber war er bei voller Besinnung, nur die Lustigkeit verging ihm, er watete zum Ufer zurück, aber da wurde es immer tiefer und tiefer und er mußte froh sein, die Stelle wieder zu erlangen, wo er gestanden hatte. Und da stand er nun und schrie sich heiser um Hilfe, aber Niemand hörte ihn. Die Nacht verging; 6 Stunden von 10 Uhr Nachts bis Morgens 4 Uhr stand der Bub im Wasser, wie gefroren, fror auch, obschon es Jakobi war; da läutete in Pertisau das helle Aveglöcklein im kleinen Kirchlein — und weg war alles Wasser, weit ab lag der See, der Hansail stand im Trockenen und rieb sich die Stirne und konnte nun hingehen, wohin er wollte. Von da an hat der Bub das allzuviele Fluchen und Saufen gemieden.

81.

Nochmal eine Verblendung.

Ein junger Bauer von der Pertisau am Achensee ging um Mitternacht von der schönen großen Alpe Pletza vom Fensterln heimwärts. Es war zu jener Zeit auf benannter Alm eine gar saubere Sennin, die dem Bauernburschen nur zu wohl gefiel und die zwei werden mitsammen auch keinen Rosenkranz gebetet haben,

sonst wäre ihm nicht ein solcher Hexenspuck passirt, welcher beweiset, wie mächtig die Hexen verblenden können.

Der Bursch geht also munter und rüstig vorwärts, als mit einem Male sich ein unheimlicher Dämmerschein auf die Berge breitet, während ein Brausen und Wogen so dicht neben und um ihn entsteht, daß er staunend um sich blickt, und auf ein Mal steht er statt auf grüner Wiese mitten im See bis an den Hals. Und wie er herumguckt, erblickt er zu seinem Erstaunen ringsum an einer langen Tafel eine Menge Hexen sitzen, welche voll Appetit ein Mahl hielten. Vor Kälte und Angst erbebend, weiß er sich nicht zu helfen, denn mit jedem Schritt fühlt er eine solche Tiefe, daß das Wasser über ihn zusammenschlagen würde. Daher bleibt er lange unbeweglich stehen, endlich fällt ihm ein, daß er ein geweihtes Skapulier bei sich habe. Er zieht das Skapulier hervor und ruft Maria, die seligste Jungfrau um Hilfe an und — verschwunden ist der See, an einem langen glänzenden Streifen zieht sich die ganze Hexensippschaft dahin, während er selbst, bis an den Hals durchnäßt, vor seiner Hausthüre steht und nicht weiß, wie er in den See hinein, wie er heraus und wie er vor sein Haus gekommen.

82.

Berggeist Schmuck.

Mitten in der Riß, einem von mächtigen, an Gemsen reichen Gebirgsstöcken umstarrten Alpenthale, ragt die Lariderer-Wand schauerlich hoch empor wie die Martinswand bei Innsbruck, man sagt 2000 Fuß, und an ihrem Fuße ruht die Alpe Lariders. Zur Zeit als um Schwaz und Brixlegg noch der Bergsegen blühte, war im letztern Bergwerke ein Knappe, Namens Schmuck, als Hutmann (Obersteiger) angestellt, dessen Seele vom Geiz besessen war. Er ließ jeden Knappen nach der Feierstunde noch zwei Trücherln (Mulden) voll Erz für sich ausführen, und gewann dadurch, da die Knappenschaft viele hundert Köpfe zählte, im Laufe eines Jahres bedeutende Tagschichten. Die Knappen durften sich nicht mucksen (murren) und nicht klagen, sonst kamen sie ums Brod, bis endlich ein ob harter Bedrückung und durch Schmuck zu Grunde gerichteter armer Familienvater ihn sterbend verfluchte und vor Gottes Gericht forderte.

Da starb der Hutmann Schmuck unverhofft eines jähen Todes, ohne die letzte Wegzehrung der Kirche, und sein Leichnam wurde alsbald über und über schwarz und mußte eilig verscharrt werden. Keine Seele schickt dem Verstorbenen einen guten Wunsch nach und Niemand betete ihm nach: „das ewige Licht leuchte ihm!“

Bald nach Schmucks Tode aber ward er als Gespenst erblickt und zwar nicht nur da, wo er gestorben war, sondern bald da und bald dort in der frühern Leibesgestalt herumwandelnd, hauptsächlich auf dem Stanerjoch ob Maria Stein bei Stans und am Stanerbach. Er rauschte und brauste und heulte wie die Klamm-Pütze, oder die Klamm- und Kluppa-Männer, warf harmlosen Wanderern Steine nach, und führte sich greulich und ungezogen auf. Da hat der fromme Prälat von Fiecht den unruhigen Geist endlich auf die Lariderer-Wand hinauf gebannt, von der er unausgesetzt die Steine trüchel- oder muldenweise herabschüttet. Manchesmal nimmt der böse Berggeist auch etwas mehr als ein Trüchel und es kommt ihm auf ein Paar Steine mehr oder weniger nicht an, und nach und nach überschüttet er die ganze Alpe Lariders, die früher eine weite, grüne Matte war, jetzt aber voller Reisen (Steinhaufen) liegt. Vor mehreren Jahren waren einmal an einem Sonntag neun Hirten auf der Alpe im Heimgart beisammen. Sie hatten von dem Geiste gehört, wollten aber nicht an ihn glauben, vielmehr machten sie sich lustig über ihn und schrieen gegen die Lariderer-Wand: Schmuck! Schmuck! No a Trüchal, da hörte man gleich darauf immer näher kommendes Donnergerolle und dann prasselte eine Unmasse Gestein und Felsbrocken die Wand herab, daß die Alpe erbebte. Nahezu wären die vorwitzigen Hirten von den Steinen erschlagen worden, die ihnen über die Matte nachflogen, wenn sie nicht eilenden Laufes sich gerettet hätten. Seitdem wird vom Almmeister alljährlich den Hirten auf der Laridereralpe ernstlich geboten, bei sofortiger Entlassung aus dem Dienst sich allen Schreiens, Rufens und Schießens, sogar des Jodelns zu enthalten und keiner wagt mehr den Ruf Schmuck! Schmuck! No a Trüchal!

83.

Die heilige Rothburga.

Eine der ältesten Tiroler Burgen war Rottenburg, welche jetzt nur noch in Trümmern die Gegend schmückt. Sie war die Wiege und der Stammsitz eines diese Gegend weithin beherrschenden Dynastengeschlechtes, das seinen Ursprung bis in das 8te Jahrhundert hinauf leitete. Ein Schutzengel war im 14ten Jahrhundert dem Hause zu Theil geworden, und zwar in einer frommen Jungfrau, des Namens Rothburga, welche Heinrich I. von Rottenburg und Ottilie seiner Gemalin als Magd diente, und zwar mit der aufopferndsten Treue. Aber auch gegen die Armen war Rothburga die Milde selbst, und das war der kargen Herrin Ottilie nicht recht; sie wollte nicht einmal dulden, daß die Dienerin die Speisen an Arme gebe, die sie sich selbst am Munde absparte, und es ereigneten sich auf Rottenburg Scenen, wie bei der heiligen Elisabeth, Landgräfin von Thüringen, indem sich milde Gaben in Rosen verwandelten u. dgl. Ottilie ließ sich durch nichts bewegen, der guten Jungfrau Rothburga anders, als herrisch und feindselig zu begegnen, ja sie trieb die Arme endlich aus ihrem Schlosse. Rothburga suchte und fand bei einem Bauer Zuflucht, der sie aufnahm, in dessen Haus ihr Walten Segen und Fülle brachte, obgleich die fromme Jungfrau mehr betete als arbeitete. Einst galt es Gras zu schneiden, aber ehe die Arbeit vollendet war, erklang die Feierabendglocke, indem die letzten Strahlen der sinkenden Sonne die Gegend vergolbeten. Alsbald endete Rothburga die Arbeit, und darüber wurde der Bauer etwas unmuthig und sagte: es muß heute zu Ende geschnitten werden. Aber Rothburga antwortete nur das eine Wort: „Feierabend!“ warf ihre Sichel hoch in die Luft, und siehe, die Sichel blieb hangen auf dem letzten Sonnenstrahl und glänzte hell wie der silberne Mond. Jemehr bei dem Bauer der Segen wuchs, um so mehr nahm er ab beim Dynasten von Rottenburg; endlich starb Heinrich I., und Herrin Ottilie sank auch auf das Sterbelager. Da gab ihr Gott zum Glücke den Gedanken ein, Rothburga zurückzurufen und ihre Verzeihung zu erbitten. Die Jungfrau kam, und bald blühte auch auf Rottenburg alles wieder

im besten Wohlstand, und eine Reihe von Jahren war Nothburga des Hauses wohlthuender und segnender Genius. Als aber auch sie ihr Ende herannahen fühlte (nach dessen Eintreten Engel ihre Seele sichtbarlich in den Himmel trugen) ordnete sie an, daß ihre Leiche auf einen mit zwei Stieren bespannten Wagen gelegt werden sollte, und wo jene — ohne Lenker — sie hinfahren würden, da solle man sie bestatten. Die Thiere fuhren den Leichnam über den Inn, zu einer Kapelle des heiligen Rupprecht, in welcher in früherer Zeit Nothburga oft gebetet hatte; dort begrub man sie nun, und da an ihrem Grabe Wunder geschahen, so wurde sie vom Volke als eine Heilige verehrt, und ihr zu Ehren später eine herrliche Kirche erbaut und geweiht, die nun eine besuchte Wallfahrtskirche ist, und zu Eben ob Jenbach steht.

In diesem letzten Zuge der Sage von der Tiroler Nothburga klingt ersterer zusammen mit der gleichnamigen Heiligen, die man in Schwaben verehrt, als eine Tochter des Frankenkönigs Dagobert nennt, und ihr im Dörfchen Hochhausen eine Kapelle errichtete. Auch vom Begräbniß des h. Sebaldus und der h. Stilla gehen gleiche Sagen *).

84.

Schatzträume.

Zu Jenbach, einem ansehnlichen Dorfe am linken Ufer des Inns, zwischen Schwaz und Münster, lebte ein Bauer, dessen Haus der „Kachelhof" hieß. Nun träumte einmal dem Kachelhofer er solle nach München gehen, dort auf die Isarbrücke treten, und dann werde er etwas Neues erfahren. Der Bauer achtete nicht darauf, aber derselbe Traum kommt ihm dreimal hintereinander, und so greift er eines Morgens zum Wanderstabe, und macht nach München den weiten Weg. In der Frühe des zweiten Tages kommt er dort an, durchwandert die Vorstadt Au und begrüßt mit Freuden die Isarbrücke, auf der er sich alsbald aufstellt, wie ein Wachtposten. In die eigentliche Stadt München geht er gar nicht hinein. Anfangs beachtet ihn Niemand, allmälig werden die Obst- und

*) L. Bechstein: Deutsches Sagenbuch S. 891. 845.

Kastanienhändlerinnen und die Tandlerinnen, welche bei der Brücke feil haben, aufmerksam auf den Tiroler, der immer und immer dort steht, als habe er St. Johann von Nepomuk ein Gelübde gethan, und er wird Gegenstand des ärgsten Spottes, was ihn aber nicht im Mindesten anficht. Gegen Abend kommt ein Soldat vorbei, der an der bayerischen Gränze im Achenthale daheim ist, und spricht: „Grüaß Gott Landsmann! Auf wen wartscht denn do?“ Der Tiroler wird zutraulich und erzählt seinen Traum. Der Soldat lacht: O du orma Heita! sagte er! Wir konntscht denn so viel Zeit verrennen wöge an'n Tram? Träum san Schäum'! da hätt ich müaßn in's Tirol ainchi übas Ochnthol durchau und owi nach Jenbach, denn miar hot tramt, dort ischt a Bauer dahoam, der soll Kachelhofer hoaßn, und der hat unta sein Kuchelheard drei Köffl' voll Gold und Süwa. O mei Gott, für mi war a holwa schon gnüagalab — „Schau! Schau! antwortete der Kachelhofer-Bauer nachdenklich; „dos ischt wos nuis! I dont da Komerad. Hoscht Zeit, so geah mit eini, dort sich i trod a Weinhäusl, da wollmea vans zum Bschoad trink'n“. Der Kachelhofer gab sich dem Soldaten nicht zu erkennen, aber er schrieb sich dessen Namen auf und hing ihm einen Zopf an. Andern Tags in aller Frühe brach der Kachelhofer auf und eilte was er konnte nach Hause — reißt den Herd ein, daß seine Frau vermeinte, er sei übergeschnappt; aber er fand richtig den Schatz und bedachte davon sehr reichlich den Soldaten.

Diese Sagen von Schatzträumen begegnen sehr häufig; immer aber sind Brücken der Ort, an dem die Aufklärung und Erzählung des zweiten richtigen Traumes erfolgt. Es liegt ein geheimnißvoller Sinn darin, daß der durch solche Träume Begabte erst eine weite Strecke wandern muß, um dann den Schatz im eigenen Hause zu haben.

Von Fremden muß er erfahren, welches Glück und wo es ihm blüht. Es ist dieß eine tiefwurzelnde Moral, die im Volksbewußtsein ausblüht. Viele suchen in der Ferne das Glück, das ihnen doch in reicher Fülle am heimischen Herde entgegenblüht, wenn sie nur die Einsicht erlangen dasselbe zu finden.

Die ganz gleiche Sage ist auch im Zillerthal heimisch. Dort hatte ein sehr armer Bauer den Traum von der Zirler-Brücke. Als er seinem Weibel den Traum erzählte, lachte es ihn aus und

sagte, er solle lieber in's Holz gehen, als nach Zirl und nicht so den ganzen Tag verschleudern. Noch einmal träumte der Mann und noch einmal hielt ihn die Frau ab. Als er zum dritten Male dasselbe geträumt, ließ er sich nicht mehr abhalten, sondern ging nach Zirl, und nun läßt die Sage Alles so geschehen, wie bei dem Jenbacher, nur daß kein Soldat auf der Zirlerbrücke zu ihm kam, sondern der Ziegenhirte des Dorfes.

85.

Die Lindenjungfrau.

Hoch über dem Stallenthale in der Nähe von Stans unmittelbar unter dem Vomperloch erhebt sich die Wallfahrtskirche St. Georgenberg, ein Benediktiner-Priorat. Auch dieses ist von Legenden und Sagen umklungen. Zu Aibling in Baiern lebte ein Ritter, Namens Ratholb, den ein frommer Hang zur Einsamkeit unwiderstehlich zog. Er verließ heimlich die Seinen und gründete über dem Stallenthale eine Einsiedelei, da er zu solcher den geeigneten Ort in einer natürlichen Felsenhöhle fand, vor welcher eine starke Linde schattete. Der Ort gefiel ihm so wohl, daß er gedachte, eine Kapelle zu errichten; er zog wieder aus, besuchte viele Wallfahrtsorte und erwarb ein schönes Bildniß der heiligen Jungfrau, welches er, zurückgekehrt, unter seiner Linde zur Verehrung aufstellte. Ratholb hatte einen Bruder, welcher Ubald hieß; der war gleichen Sinnes mit ihm und da er einst im Gebirge jagte und seinen Bruder fand, beschloß auch er, sich dem Einsiedlerleben zu ergeben, und beide Brüder unternahmen nun den Bau einer Kapelle oder einer klösterlichen Einsiedelei. Zu diesem Behufe suchten sie eine geräumige Stelle ober Stans auf; aber alles Baumaterial, das dort hingeschafft wurde, verschwand, und bald gewahrten die Brüder, daß Vögel kamen, die sogar die Spähne forttrugen. Die Brüder folgten ihnen nach und entdeckten, daß die Vögel die Spähne hinauf auf jene schauerlich schroffe Felsenhöhe getragen hatten, die der berühmte Georgenberg geworden ist. Hierher wurde nun das Kirchlein und ein Klösterlein erbaut, die heilige Jungfrau von der Linde dahin übergetragen, und nach dem Wunsch des Stifters zu Ehren des heiligen Ritters Georg einge-

weiht, weil dieser auch der Patron der Pfarrkirche von Aibling, der Heimat Ratholds, war und hochverehrt wird. Einst las ein Priester zu St. Georgenberg die heilige Messe, da überkam ihn plötzlich während der Wandlung ein Zweifel, ob der Wein im Kelche wirklich das wahre Blut Christi sei; darauf erglühte alsbald der Kelch in seiner Hand, und das heilige Blut wallte wie siedend auf. Dieses ist dann, nachdem der Priester seine sündigen Gedanken gebeichtet, gebüßt und Entsühnung empfangen hatte, in einem Krystallglase heilig aufbewahrt worden, und wird noch als ein Wunderzeichen vom gläubigen Volke verehrt. Nicht minder ist die nicht selten an Kranken Wunder wirkende h. Jungfrau von der Linde unter dem Namen der Lindenfrau weit und breit bekannt. Die Baulichkeiten wurden nach und nach vergrößert und für die Unterkunft der Wallfahrer ist nun bestens gesorgt, und als eine der schönsten Zierden der Gegend blickt St. Georgenberg durch das Stallenthal hernieder auf das Innthal, und jedem Besucher wird der erhabene Eindruck unvergeßlich bleiben.

86.

Der Marchegger bei Stans.

Auf den Wiesen bei Stans, zwischen Schwaz und Jenbach, am linken Innufer, wandelte früher zur Nachtzeit ein ruheloser Marchegger ächzend auf und ab, der einen großen schweren Grenzstein auf seiner Schulter trug, und immerfort stöhnend ausrief: „Wo soll ich ihn hinthun? Wo soll ich ihn hinthun"? denn er hatte den Stein bei seinen Lebzeiten heimlich ausgegraben und weitergetragen, um ihn zu verrücken, war aber der Last des Steines erlegen und unter der untreuen That gestorben. Nun mußte er also büßend wandern und war schon lange so gewandert. Da kam eines Abends ein Mann aus Stans, der war zu Bier und Schnapps gewesen, und hatte seinen Namenstag gefeiert, und zu Ehren desselben Vormittags durch Beicht und Buße sein Gewissen gereiniget und Nachmittags seinen Kopf ein wenig illuminirt — da begegnete ihm der klagende und fragende Geist, und da rief er in glücklicher Laune: „Z'ritter Kerl, wia mogscht du so loppad frogn? Wob'n' hergnumma hoscht, da lögscht'n wida hi!". — — Darauf

verschwand alsbald der Geist — jener aber torkelte weiter und kam an einen Bach und wäre um ein Haar in denselben hineingetorkelt, aber drüben saß eine weiße Gestalt, die rief den Mann an: „du geah nöt weita! do ischt koa Wög, da ischt Wossa. I muaß d'r schon donk'n, weil d' mi host derlest! Geah auffi, dort ischt die Bruck'n!"

So rettete der dankbare Geist dem das Leben, der ihm das erlösende Wort, an das noch keiner gedacht, dem er mit seiner Last erschienen war, zugerufen hatte.

87.

Der mähende Geist.

In den Wiesen bei Stans wurde zu einer Zeit eine Frau erblickt, welche verstorben war, und die jetzt mit einer Sense erschien, mit welcher sie fort und fort auf der Wiese ihres Nachbars, welche an die ihr einst eigen gewesene Wiese grenzte, Gras mähte. Einige Nachbarsleute sahen die Frau, erkannten sie und sagten es dem Nachbarn an, dem die Wiese gehörte. Er ging nun selbst mit hinaus, sah die gespenstige Mäherin mit eigenen Augen, und rief ihr zu: „Hör auf z' mah'n! i schenk d'rs'!" Aber sie mähte immer und immer fort. Nun gingen die Nachbarn nach Hause und zeigten diese Mäherin-Erscheinung dem geistlichen Herrn an, und dieser begab sich, da er in dieser Sache nicht allein vorschreiten wollte, zum nahen Benediktinerstift Fiecht hinauf und berichtete dem hochwürdigen Abte daselbst die Erscheinung. Dieser verfügte sich nun selbst an Ort und Stelle, um einen Versuch der Erlösung zu machen und besprach den Geist in Gegenwart des Geistlichen und der beiden Kinder, welche jene Frau, eine Witwe, zurückgelassen hatte, und des Wiesennachbars. Da begann der Geist zu reden, und sagte: „So viele Jahre lang, als ich heimlich auf meines Nachbars Wiese gemäht habe, so viele Jahre lang soll er auf meinem Gute mähen. Die Tochter der Witwe fiel in Ohnmacht und mußte von hinnen getragen werden, der Sohn aber sprach zum Nachbar: „Hat unsere Mutter Unrecht gethan, so hat sie es aus unrechter Liebe zu uns, ihren Kindern, gethan. Nehmt und behaltet ihr diese Wiese ganz, so wird ihr Wille erfüllt, das Unrecht gut gemacht und der arme Geist erlöset sein. „Amen! so

geschehe es", sprach der Abt von Fiecht, schlug gegen die Mähende das Zeichen des heil. Kreuzes, und alsbald verschwand sie und ward nicht wieder gesehen.

88.

Das Bergklöpferl.

In den Bergwerken klopft und hammerlt es bald nahe bald fern in dem Felsen drinnen, so erzählen die alten Knappen bei Schwaz und Rattenberg, ja auch anderswo im Lande. Und wenn die Grubenleute ein solches Bergklöpferl hören, dann halten sie es für ein gutes Zeichen zum baldigen Fündigwerden werthvoller Erze.

Das Bergklöpferl ist ein altes, graubärtiges Männlein, welches höchst selten gesehen wird; es weicht den Menschen aus und mag mit ihnen nicht viel zu schaffen haben. Zu jener Zeit als Tausende von Arbeitern in dem Silber- und Kupferbergbau am Ringenwechsel beschäftigt waren, hatte man eine Tragbahre im Eingangsstollen stehen, auf welcher Verunglückte oder Todte zur Kirche hinabgetragen wurden. Auf dieser Tragbahre sah man das Bergklöpferl manchmal sitzen, aber leider geschah dann meist am nämlichen Tage noch ein Unglück.

Dieser Klopfglaube hat sich bis in die neueste Zeit erhalten; es hat nämlich Bartlme Hechenblaickner im Alpbachthal unterm Stolzenhof am Bach eine Alaunfabrik gebaut, und den Geschäftsführer Gerhard Wigold aus Saarbrücken im Jahre 1857 angestellt. Derselbe gräbt nun mit Andern in dem Felsen auf alaunhaltigen Schieferstein, welcher mit Quarz und Eisenkies bricht, und in der Richtung liegt, wo einst die reichen Silberbergwerke anstanden. In diesem Jahre hörte Hechenblaickner so wohl, als auch Wigold und andere Neugierige im Schachte das merkwürdige Klopfen; zwar nicht alle Tage, sondern nur zu gewissen Zeiten, oft näher oft ferner, und ward um Neujahr 1858 wieder gehört. Wassertröpfeln kann es unmöglich sein, wie sich mehrere Beobachter überzeugt haben — es muß das Bergklöpferl sein, meinen die Leute und hoffen einen baldigen Fund reicher Gold- und Silberadern.

89.

Der steinerne Ritter.

Hinter Schwaz erhebt sich die graue Bergruine **Freundsberg**, das Stammschloß eines Heldengeschlechtes, aus dem Georg und Caspar von Freundsberg, ein mannliches Brüderpaar im 16. Jahrhundert, hervorgingen. Die Sage läßt das frühere Schloß 200 Jahre vor Christi Geburt bereits erbaut werden und als Römerkastell die Gegend beherrschen. Jetzt steht nur noch ein alter Thurm und neben ihm eine Kapelle zu den 14 Nothhelfern. Dieser Thurm gewährt einen der herrlichsten Aussichtpuncte im ganzen Unterinnthale. Von diesem Thurm der Freundsberger soll ein unterirdischer Gang nach dem gegenüberliegenden Schlosse Sigmundsluſt, über Vomp, führen, aber die Stiege zu diesem Gang ist längst verfallen. Als man noch hinuntergelangen konnte, wagten sich einmal zwei Männer in den Gang, da stießen sie plötzlich auf die Steingestalt eines Ritters, die sie so ernst und drohend anschaute, wie der alte Freundsberg seine Feinde, so daß sie scheu zurückwichen und froh waren wieder an das Tageslicht zu kommen. Hätten sie, weniger von Furcht beseelt, die Steinplatte muthig angegriffen und in die Felskluft zurückgeschoben, denn es war nur eine Art von Thüre, so würden sie weiter vorgedrungen und in Besitz eines großen Schatzes gelangt sein. — Es ist noch mancherlei Sehenswerthes in dem alten Burgthurme; eine Kerkerkammer mit etwas Rüstungen und Gewaffen; droben im Saal ein Steintisch und geschnitzte Wappenschilder. Ueber Freundsberg wird noch des weitern erzählt, daß ein frommer Pater vom Stifte Fiecht einem glaubwürdigen Manne anvertraut habe, daß am Allerseelentag in der Mitternachtsstunde sich in benannter Kapelle eine verschlossene Pforte öffne, oder geöffnet habe, aus der ein Zug schwarz gekleideter Ritter und Edelfrauen paarweise sich bewege, in den Betstühlen niederkniee und dann auf ein Zeichen mit einem weißen Sacktuche, das einer der Ritter gebe, sich wieder zurückziehe und sammt der Thüre verschwinde. Von dem jenseits des Inn liegenden Schlosse Sigmundsluſt, welches mit der Freundsberger Sage durch den unterirdischen Gang hier in Verbindung gebracht wurde, wird auch gar viel erzählt vom:

„Zottelhund und Schatzofen zu Siegmundsluft."

Da hat ein Bauer des Schloßgutes, als er ein Bube von 15 Jahren gewesen mit Andern Seinesgleichen im Schlosse „Verstecken" gespielt und ist in ein Ofenloch gekrochen um sich im Ofen zu verbergen. Nach einer Weile hörte er ein erschreckliches Getöse, das Ofenthürl welches er von innen zugemacht hatte, sprang auf, und ein häßlicher, zottiger Hund sprang durchs Ofenloch hinaus, ohne daß der Bub denselben früher bemerkt hatte. Seitdem wagt niemand in diesem Zimmer zu verweilen und man hat zur bessern Vorsicht vor das Ofenthürl einen Kasten gestellt. Weiters wird auch beigesetzt, daß vor mehr denn 20 Jahren unter diesem Ofen ein großer Theil des Schatzes gehoben worden sei, weßhalb der Hund nicht mehr so sehr gefürchtet werde.

90.

Das Christusbild und die Kröte.

Wie in mehreren Kapellen Tirols befindet sich auch im St. Michaelskirchlein zu Schwaz ein Christus im Elend (ein Ecce Homo-Bildniß), welchem der Bart wachsen soll, und welches eifrig besucht wird. Man sah vor Zeiten an gewissen Tagen, gewöhnlich an den Vorabenden hoher Festtage, eine große Kröte zum Altare kriechen, wo sie sich auf den Hinterfüßen aufrichtete und die Vorderfüße so zusammenhielt und in die Höhe hob, als ob sie dieselben zum Gebete gefaltet hätte.

Diese Kröte war nach dem Volksglauben eine arme Seele und dieser Glaube wurzelt noch tief im Volke. Ueberhaupt spielt die Kröte noch jetzt eine bedeutende Rolle im Dreißing oder Dreißgen d. i. von Maria Himmelfahrt bis Maria Geburt. Man fängt während dieser Zeit eine Kröte, bindet sie an einem Hinterfuße an (oder spießt sie an einen Pfahl oder Stock) und hängt sie an einen Baum unter freiem Himmel auf, bis sie verhungert und ausgedörrt wird. Dann hängt man sie innerhalb der Stallthüre auf und läßt sie das ganze Jahr hindurch hangen, bis eine andere sie ablöst. Man heißt sie Dreißing- oder Dreißgenkröte; sie sollen Seuchen, Verwünschungen und Hexereien vom Vieh abhalten, nur gegen

Verfluchung sollen sie nicht wirksam sein *). Auch haarwachsende Christuskreuze in den Kapellen und Kirchen waren einst allenthalben zu schauen, und sind deren noch, wie z. B. im Seekirchlein zu Seefeld ob Zirl, das Sautnerkreuz bei Sautens im Oetzthale u. a. m.

91.

Die verkrötete Kindsmörderin.

Ein wohlhabender Bauerssohn aus dem Unterinnthale verließ sein Mädchen, welches die Folgen unerlaubten Umgangs fühlte. Die Verlassene entzog sich den Augen seiner Bekannten, ermordete das Kind, dessen sie genesen war und kam wieder zum Vorschein, ohne daß Jemand ihr Verbrechen ahnte. Jahre vergingen und nach Schicksalen mannigfacher Art kam der Spruch zur Geltung: „Alte Liebe rostet nicht." Denn der wohlhabende Bauerssohn, dessen Eltern mittlerweile gestorben waren, heiratete das nämliche Mädchen, das er so sehr gekränkt hatte, und welches seither mit den Qualen eines folternden Gewissens umhergezogen war.

Zwei Jahre lebten beide fleißig schaffend auf Hof und Feld. Daß die Frau so still und düster in sich gekehrt war, hielt der Bauer für Gewohnheit. Als aber ihre Ehe mit einem lieblichen gesunden Knaben gesegnet wurde, und die Mutter, so oft sie das Knäblein ans Herz legte, bitterlich weinte, konnte er sich das nicht erklären, es that ihm weh. Ja, es that ihm so weh, daß er mit guten und mit harten Worten nach der Ursache forschte. Die arme Frau bekannte mit Beben und Thränen in den Augen, wie sie vor Jahren Kindesmörderin geworden, und wie dieses Knäblein dem Gemordeten auf ein Haar ähnlich sehe, und daß sie fast verzweifeln müsse, weil sie vergeblich einen Beichtvater um Absolution angesprochen habe, indem solche Verbrechen nur der Bischof zu lösen die Macht habe. Zum Bischof zu reisen, der weit entfernt wohnte, hatte sie nicht Gelegenheit und getraute sich auch nicht vor seinen Augen zu erscheinen, deßhalb wurde Beichte und Buße verschoben. Als ihr Mann dieses Bekenntniß hörte, erbleichte er und war wie

*) Vergl. Alpenburgs Myth. u. Sag. Tir. S. 388.

vom Donner gerührt; war ja das gemordete Kind sein Kind, und er die Ursache, daß seine Frau Kindesmörderin geworden. Ach Gott, rief er, die Hände ob dem Kopfe zusammenschlagend, wir müssen den Himmel versöhnen, da es so weit gekommen ist, und sollte auch unser Leben und Gut daran! — Im Gebirge am Vorsprunge des linken Thalzuges, der vom Zillerthale ins Unterinnthal vorsteigt, lebte ein Klausner nicht weit von einem Bergkirchlein, die Brettfall genannt. Der Klausner lebte im Ruf der Heiligkeit und das mit Recht, denn er war eifrig bei Tage und bei Nacht im Fasten und Beten für die verirrten Menschen, die nicht zu ihm kamen, und denen, welche ihn besuchten, war er ein weiser Rathgeber in den Bedrängnissen der Seele und ein getreuer Helfer. Also geschah es, daß die beiden Eheleute zu ihm gingen und ihm ihren Kummer anvertrauten. Der Klausner, ein echter Nachfolger Christi, hörte sie liebevoll an, blickte zum Himmel auf und sprach: „dem Sünder, welcher wahre Reue fühlt, ist der heilige Gnadenborn niemals verschlossen.“ Die zwei Eheleute übergaben bald darauf auf den Rath des frommen Mannes ihr großes Anwesen vertrauten Leuten und pilgerten in Büßerkleidung gen Rom zum heil. Vater. Dort beichteten sie ihre Schuld, worauf der Mann, nachdem ihm eine Buße auferlegt wurde, den Auftrag erhielt, nach seinem Heim zu ziehen, und zwar allein, denn seine Frau dürfe erst nach 7 Jahren ihrer schweren Bußezeit folgen; mehr erfuhr er nicht, und hörte und sah auch nichts mehr von seiner Frau. Diese ward vom Papst verurtheilt, so schwer, wie ihre Sünde. In eine Schildkröte verwandelt mußte sie 7 Jahre, nicht selten in Todesgefahren schwebend, auf der Erde rastlos herum wandeln, und die steilsten, auf glatten Felsenspitzen erbauten Wallfahrtskirchen erklimmen und beten. Mit christlicher Geduld und Demuth ertrug sie Alles; denn nicht nur, daß sie beim Hinanklettern über die steilen Felsen wegen der unbeholfenen Bauart ihres plumpen Körpers zu hundertmalen abglitt, und von den Felsen in die Abgründe stürzte und sich schmerzlich verwundete; sondern man warf sie auch gewöhnlich aus jedem Kirchlein hinaus und hinab über die rauhen Felsenwände, wenn man sie gewahrte.

Da sie im letzten Jahre der Buße ins Tirol der Boznerstraße entlang über den Brenner kroch, erblickte sie ein „schwerer

Fuhrmann,“ das will sagen, ein Fuhrmann, der mit einem schwerbeladenen Weinwagen dahin fuhr. Dem Fuhrmann gefiel die langsam krabelnde Schildkröte und er trieb seine Kurzweil mit ihr. Endlich kam ihm der Gedanke, zu versuchen, ob über dieselbe ein schwerbeladener Frachtwagen fahren könne ohne ihr zu schaden, weil er davon einmal erzählen hörte. Er schob die Kröte unter eines der vordern Räder und fuhr über sie hin, daß ihr fast der Schild zersprang, doch kam sie noch lebend davon, und der grausame Fuhrmann schnellte sie dann mit seinem umgekehrten Peitschenstiele so gewaltig aus dem Wege, daß die verkrötete Bäuerin in eine Dornhecke flog und drinnen niederfiel, aus welcher sie einige Tage nicht herauskommen konnte und sich fast verblutete. Nachdem sie endlich herausgekommen war, kroch sie nach ihrer Heimat, mußte aber, weil das siebente Jahr noch nicht völlig um war, nach der Weisung zu Rom, in ein wildes Seitenthal, und dort in eine uralte kleine Todtenkapelle wandern, um darin zu beten, allwo sie dann ihr ferneres Schicksal erfahren sollte. Sie mußte auf dieser Wanderung neue Todesgefahren überwältigen, denn sie wurde von abrollenden Steinmuhren überschüttet, und als sie sich durch einige Wochen angestrengter Arbeit herausgegraben hatte, fiel sie in den angeschwollenen Wildbach, der dicht unter ihrer Grube vorbei brauste. Der Wildbach riß sie mit sich, schnellte sie an die großen Steine des Rinnsales, und nach tausendfachen Schlägen, und fast zerschmettert, wurde sie mehrere Stunden weit hinaus getragen, ganz entfernt vom nahen Ziele. Doch geduldig kroch sie wieder einwärts zu dem ihr vorgezeichneten Friedhofkirchlein, und kam endlich glücklich dort an. Aber am Kirchenpförtchen standen zwei Wächter, welche die Kröte nicht eintreten ließen, sondern sie jedesmal, wenn sie fast zum Ziele gelangt war, zurückwarfen; ja, die zwei Wächter geberdeten sich als die feindlichsten Widersacher. Endlich hatte sie nach langen und vielen Mühen das Glück, in das Kirchlein schlüpfen und ihr Gebet verrichten zu können. Aber das Kirchlein war übervoll von unbekannten geisterhaften Gestalten, welche alle auf die Eingedrungene losstürzten, und ein schauriges Rachegeschrei erhoben; zugleich wurde ihr geoffenbart, daß sie mit dem Leben ihres Kindleins, welches sie getödtet, das Leben aller dieser Wesen verhindert, eigentlich ausgelöscht habe; denn die

Gestalten, welche sie sah, waren die Bilder der Nachkommen, welche von Gott bestimmt gewesen auf Erden zu wandeln, und von denen das gemordete Kind der Stammvater geworden wäre. Die Kröte hörte geduldig die wohlverdienten Vorwürfe an, betete andächtig, und — plötzlich verschwanden die Gestalten, und verwandelt stand die Schildkröte in Menschengestalt vor dem Kirchlein; es war die Bäuerin, nun gesühnt und erlöset, und sie zog heim zu ihrem Mann und lebte nun glücklich bis an ihr Ende.

Diese sehr eigenthümliche, und zugleich sehr weit ausgesponnene Sage, welche der Angabe einer Oertlichkeit entbehrt, hat einen wunderbaren Zug — Geister, welche hätten körperlich entstehen können (demnach vorgeschaffen), wäre nicht der Kindesmord erfolgt, erscheinen zu lassen, fast wie in Shakespeares Macbeth; so wie auch jene Selbstmördergeister, welche die durch eigene Hand gegen Gottes Willen gekürzten Lebensjahre noch in Pein und Buße verbringen müssen.

92.

Die Wetterglocken.

Zu den allwärts in Tirol verbreiteten Sagen und Sprüchen von Glocken, die aus dem Volksglauben hervorgegangen sind, daß durch den Klang geweihter Glocken die Gewitter vertrieben, oder doch unschädlich gemacht würden, gehören auch deren im untern Innthale, die sich absonderlich auf drei verschiedene Glocken beziehen, welche man für besonders mächtige und kräftige Wetterglocken hält, deren Schall den Hexenzauber bricht, durch den die Gewitter nach der Logik des Aberglaubens entstehen sollen. Diese sind die große Glocke im Pfarrkirchthurm zu Schwaz, die große Glocke im Pfarrkirchthurm zu Brixen im Brixenthale, und das kleine Glöcklein in dem Kirchlein auf der hohen Salve. Einst soll, so wird im Unterinnthale wie im Brixenthale allgemein erzählt, eine Hexe ausgerufen haben wie jene zu Manereck *):

Wann der Schwazer Besen kehrt
Und der Brixnerstier bleart,

*) Vergl. Alpenburgs Myth. u. Sag. Tir. S. 300 u. 301.

Und das Salverhündl lollt' (bellt),
So haben wir nimmer Gwolt!

Von der Schwazer großen Glocke geht noch eine besondere Sage:

Das Glockenwunder.

Als dieselbe neu war, ihre feierliche Taufe empfangen hatte, und nun in den Glockenstuhl emporgezogen werden sollte, war sie so schwer, daß alle Arbeiter sie nicht zu erheben vermochten; die Taue rissen und die Glocke blieb am Boden. Plötzlich erfüllte heller Glanz Thurm und Kirche, die heilige Jungfrau erschien, knüpfte ein rosenfarbes Band an die Glocke und zog sie hinauf in den Glockenstuhl.

93.

Die zwei Edelleute bei der Steinwand.

Eine halbe Stunde über Pill (bei Schwaz) am Niederberg führt ein Bergpfad an der „Stoanwand" (Steinwand) vorbei. Das ist eine gewaltige hohe Felsenwand, welche bis hinab in den Bach reicht, der durch das Bergthal heraus in den Inn fällt.

Vor Zeiten wurden bei dieser Wand zwei Edelleute umgebracht, und ihre Geister hat man oft gesehen und sieht sie noch. Der Bauer Gretz von Weerberg, ein bekannter braver und nüchterner Mann, hat sie im Jahre 1857 ganz deutlich und genau alldort unterm Weg gesehen; er hat sich schleunig davon gemacht.

94.

Die Vomperloch-Lichtlein.

Das Vomperloch ist eine schaurige Bergschlucht, eigentlich ein stundenlanger, felsenreicher Waldgraben — der in einer Stunde von Schwaz in östlicher Richtung ins Gebirge leitet. Der nächtliche Wanderer erblickt nicht selten viele kleine Lichtlein, wie Schlangen geformt, welche sich immerfort hin und herbewegen, nur ein großes

darunter ist stillstehend. Viele kecke Bauernburschen wagten sich dahin, sie zu untersuchen, sind aber nie mehr zurückgekommen. Ein baumstarker Bauernbub, welchen man den „z'ritten Hansl'" nannte, ging vor beiläufig 20 Jahren in der Nacht mit seiner Heerde Schafe durch diese Gegend, und sah viele solcher kleinen Flammen, bald links, bald rechts, bald vor sich, bald hinter sich, und das Ding kam ihm fast g'spassig vor; daher ging er einem solchen Lichtlein nach, während er seine Heerde zurückließ. Das Lichtlein hüpfte so heiter und lockend vor ihm her, daß er weit ins Loch hinein kam, als er plötzlich vor einem großen Steine stand, auf welchem das große Licht bewegungslos aber wunderschön brannte. Und wie der Hansl hinschaute, und ihm das Licht wie eine große Schlange vorkam, lief es ihm ganz kalt über den Rücken, er wollte davon laufen, fühlte sich aber von unsichtbarer Hand festgehalten. Und da sah er zugleich vor sich einen großen Schatz liegen, und der blendete ihn, und er griff hastig darnach, allein er griff stets in Wind und Staub, und als er zum dritten Male darnach haschte — war Alles verschwunden. Aber der Hansl befand sich auf dem Fleck bei seinen Schafen, von welchem er ausgegangen war. Der arme Bub erzählte die Geschichte weiter, worüber er von Vielen ausgelacht wurde, andere aber meinten, wenn er etwas Geweihtes z. B. seinen Rosenkranz auf den Stein geworfen hätte, so würde er jetzt ein reicher Mann sein — der sich einen schönen Bauernhof — und die schönste Dirn im Thal hätte anschaffen können.

Und solche Reden machten den Hansl nachdenkend, grübelnd, sinnenverwirrt, und ist auch derselbe noch jetzt unter dem Namen „der z'ritte Hansl'" im Unterinnthal wohlbekannt.

95.

Der Geist an der Larch-Kapelle.

Nordwärts vom Dorfe Weer, zwischen Wattens und Schwaz steht auf dem Weererberg, am Scheidewege von diesem nach dem Kolsaßerberg, eine Kapelle im Walde, und unweit davon liegen noch die Trümmer des alten Schlosses Rettenberg, das ein Ritter mit seinem Sohne inne hatte. Letzterer verirrte sich während eines Unwetters auf der Jagd und fand den Weg zum Schlosse nicht

ihre Erlösung hofft, verurtheilt. Der Spielmann Seppl in Wattens warf oft Brodbröcklein auf den Boden. Man sagte ihm warnend, der Teufel klaube jedes vernachlässigte Brosamlein auf, knete sie zusammen, und backe in der Hölle Zelten daraus, und dann müßten die Versündiger an der lieben Gottesgabe drunten in der Hölle das glühende Laibl anbeißen — aber der Seppl hat nicht geglaubt; endlich fand man ihn eines Morgens todt im Bette, und er hatte ein glühheißes Höllenzeltl im Maule, und war ringsum Alles schwarz gebrannt. Nur am Allerseelentage dürfen die armen Seelen auf die Oberwelt und ihre Erlöser suchen, die für sie beten, oder sie besprechen, oder ihnen tröstliche Worte sagen. Finden sie Niemand, der das thut, so müssen sie gleich beim Abendgebetläuten wieder in die schaurige Nacht ihres Zwischenreiches hinab, darum Schmuck und Opferlichter auf den Gräbern, darum Thränen, Gebet und Fürbitten, darum Seelenmessen, und darum auch Austheilung milder Gaben und Armeseelenmügelen, sogar zum Theil schon am Vorabende an arme Leute, damit sie an deren Festtage viele Vaterunser, „Bitt für sie!“ sprechen.

98.

Der erlöste Stiergeist.

In einer Almhütte auf Hoch-Lizum im Wattenthale lebte ein Senn, der weit und breit durch seine Stärke, wie durch seine Furchtlosigkeit bekannt war. Einst stand er am Hilpolt, einem Berge in der Nähe von Hoch-Lizum zu hinterst im Wattenthale, und überzählte seine Heerde, Stück für Stück; da sah er drunten in dem tiefern Grund einen ihm unbekannten rothen Stier, der wild um sich schaute. Der Senn schleuderte alsbald einen Stein nach dem Stier, um ihn zu vertreiben, damit er seiner Heerde nicht zu nahe komme und sie etwa versprenge. Da kam alsbald der Stier herauf und brüllte wüthend. Der muthige Senn erwartete ihn indeß auf der sichern Stelle, wo er stand, mit hoch gehobenem Stock und dachte: komm nur her! Immer stärker brüllte der Stier, der nun nahe gekommen war, und wühlte mit den kurzen dicken Hörnern die Erde auf. Nun warte! rief der Senne, warf den Stecken weg, stürzte auf den Stier zu und packte ihn bei den Hörnern eisenfest.

Es gab ein heftiges Ringen, der Stier brüllte, stampfte, aber der Senn ließ ihn nicht los, so sehr er sich schüttelte, und endlich drängte er ihn an einen Felsenrand über einer tiefen Schlucht, noch ein kräftiger Ruck und der Stier lag drunten und zerschellte. Aber wie der Senn noch zitternd von dem allgewaltigen Kampfe stand, hob sich aus dem Abgrund die geisterhafte Gestalt eines andern Sennen, der rief: Hab Dank, daß du mich erlöset hast. Aus Rache und Frevel habe ich einst hier den Stier eines andern Bauern in den Abgrund geworfen und habe nun so lange in Stiergestalt auf der Alpe herumgeistern müssen, bis mir ein Anderer das Nämliche thue, was ich gethan. Mit diesen Worten verschwand er.

99.

Der Schatz unter der Brücke.

Unter der Volderserbrücke neben dem Servitenkloster, die einst so heiße Kämpfe sah, lag vor Zeiten ein reicher großer Schatz. Da kam ein Venedigermandl des Weges daher und fand den Schatz in seinem Versteck, denn es war ein arger Schwarzkünstler, wie die Venediger alle. Er hatte sich aber schon an andern Orten für dießmal so viele Schätze aufgeladen, daß er unmöglich noch mehr auf seinen Schultern fortschleppen konnte. Er versenkte daher den Schatz noch tiefer mit folgendem Bannspruch:

„Wer da diesen Schatz will heben,
Muß sich einen Geisbock kaufen,
Sieben Jahr ihm Hafer geben,
Mit ihm übern Schatz dann laufen."

Das hörten 3 Handwerksburschen, Schneiderlein ihres Zeichens, die im Schatten eines grünen Gebüsches ihre müden Glieder ausgestreckt hatten. Die 3 Gesellen kauften sich nach einiger Zeit einen dürren Geisbock, fütterten ihn durch 7 Jahre auf gemeinsame Kosten mit Hafer, und sprangen dann mit dem gemästeten Bock über die Stelle, wo der gebannte Schatz lag. In demselben Augenblicke wurde dieser auch wirklich von seinem Zauber befreit und lag offen zu Tag. Nun theilten ihn endlich die 3 Schneiderlein unter sich und eilten voll Jubel in die große, weite Welt, die ihnen nun noch schöner vorkam.

100.

Der Glockenhof.

Ueber Volders geht der Weg hinauf zum Mittelgebirge durch den Volderer-Wald, und in diesem steht ein Gehöft, an dessen Wand eine große Glocke gemalt ist, weshalb es auch der Glockenhof heißt. In diesem Walde hauste einst eine Räuber- und Mörderbande, welche 32 Köpfe stark war und von der jedes Mitglied einen Namen aus der 32blättrigen deutschen Spielkarte führte. Der Führer dieser Bande wurde der Herz-König genannt, und war ein Glockengießer seines Gewerbes, das er in einem einsamen Waldhause betrieb, welches durch seine abgeschiedene Lage ganz dazu geeignet war, zum Versammlungsort seiner schelmischen Spießgesellen zu dienen. Er war in seiner Kunst geschickt und hatte unter andern schönen Glocken auch die zu Mils bei Hall gegossen. Aus letzterem Orte ging eine Näherin einmal sehr früh des Morgens in dem Volder-Walde auf die Stehr (in Lohnarbeit), sie hatte sich aber gar sehr verfrüht, denn als sie vom Mondschein geweckt wegging, glaubte sie, es gehe schon gegen Morgen, da doch kaum erst die Mitternacht vorüber war. Später hörte sie ferne Glocken schlagen, fürchtete sich nun und trat in einen Bauernhof ein, darin sie noch Licht sah. Es war die Stube des Glockengießers; sie stand offen und war leer; die Dirne machte sich in aller Stille hinter den Ofen, um den Tagesanbruch dort zu erwarten. Bald erschien der Herz-König mit einem Theile seiner Gefährten; sie ahnten keinen Lauscher, zählten Geld, plauderten von ihren Gaunereien und Menschenschlächtereien, wie manche ihrer Opfer geschrieen und sich gewehrt, und zechten; dann suchten sie Rast auf dem Heuboden. Nur der Knecht machte Miene sich hinter den Ofen auf die Bank zu legen, aber der Meister rief ihm zu: Geh in's Bett, sonst thun dir morgen Früh alle Knochen weh! So ging denn auch dieser hinweg, der Meister schob den Holzriegel vor die Hausthüre und ging in seine Kammer. Jetzt war die Näherin von ihrer Angst erlöst; eilend schlüpfte sie aus dem Hause, ging zum Gericht und zeigte an, was sie gehört. Darauf wurde Mannschaft aufgeboten, der Hof umstellt und das Nest ausgenommen. Zum Geständniß war die Raubrotte bald gebracht, und die Rädelführer, absonderlich

der Meister und Herz-König wurden zum Tode verurtheilt. Da bat der letztere noch um die Gnade, daß das Gericht ihm vergönnen möge, die große Glocke für die Pfarrkirche von Mils fertig zu machen, und daß man ihm dieselbe letzte Glocke auf seinem letzten Gange noch läuten wolle. Diese Bitte wurde gewährt und unter den Klängen der großen Glocke von Mils erlitt der Sünder bußfertig die verdiente Todesstrafe.

Zum Gedächtnisse dieses Ereignisses steht noch beim Glockenhof im Voldererwalde ein Marterl, auf welchem die Hinrichtung des Glockengießers durch das Schwert gemalt ist, und herzbrechende Verse geschrieben stehen. Das ist geschehen im Anfang des 17. Jahrhunderts und ist sein Hab und Gut fiscalisch verkauft worden am 1. Juli 1634 an Hieronymus Kern, Bürger in Hall. Diese Glocke von Mils war berühmt wegen dem herrlichen Ton, den sie gehabt, ist aber bei dem großen Brande vom 22. August 1791, welcher auch Kirche und Thurm zerstörte, zu Grunde gegangen. Eine ausführliche Beschreibung dieser Geschichte ist im Tiroler Nationalmuseum, nebst einer Abbildung des Glockenhofes von der Hand des Schullehrers von Volders, Franz Praxmarer geschrieben, aufbewahrt. Die alte Schrift trifft genau mit der mündlichen Volkssage zusammen, wie hier beschrieben, nur mit der Näherin ist es anders. Dort heißt es, nachdem die Gräuel und Laster des Herz-Königs beschrieben: „Da nun das Maaß und die Zahl der Missethaten dieses Glockengießers erfüllt waren, hat es sich begeben, daß etliche Näherinnen auf eine Zeit, das weiße Leingewand aufzuarbeiten, in sein Haus bestellt worden sind; wie nun diese gemeiniglich spät in die Nacht hinein zu arbeiten und zu nähen im Gebrauch haben, hatten sie eines Tags mit Entsetzen wahrgenommen, daß dieser Glockengießer nebst seinen Gesellen mit blutigen Händen nach Mitternacht nach Haus gekommen ist, worauf die Näherinnen voller Furcht und Schrecken zu arbeiten aufgehört und sich mit Angst und Sorgen zur Ruhe begeben, dabei aber bemerkt, daß viel Geld gezählt und ausgetheilet worden. Nach vollendeter und ausgemachter Arbeit haben diese Näherinnen der Obrigkeit angezeigt, was sie gesehen und gehört haben“ ꝛc. ꝛc. ꝛc.

101.

Der gewarnte Senn.

Der Schweighofer Seapp (Josef), Senn auf der Lagotzeralm zu höchst am Volderberg, war versprochen mit der einzigen Tochter des Mitterlechenbauern auf dem kleinen Volderberg. Fällt ihm einmal ein zu Nacht zu ihr auf's Fensterln zu gehen — und geht richtig hin, lehnt ein Leiterl an, steigt hinauf und will beim Fenster klopfen, aber da hört er weinen drunten an der Leiter. Er steigt hinab, sieht nichts — und hört nichts mehr. Denkt, daß es ihm nur so vorgekommen und steigt wieder hinauf. Aber noch bitterlicher weint es drunten und wieder steigt er hinab und wieder sieht er nichts und ist Alles mäuschenstill. Beim sokkera, denkt der Seapp, wos ist dos? Er steigt noch einmal hinauf, jetzt aber rüttelt es seine Leiter so tüchtig, daß er einsah, daß unten wohl ein starker Knochen sein muß. Er war selbst ein starker Kerl und steigt gleich hinab, sieht ein kleines Mandl, welches die Gassen hinunter läuft, er springt nach und wenn er meint, er hats, so war es entwischt und so kamen sie weit fort vom Hof, endlich verschwand es gar. Es war so weit abseits, daß er nicht mehr Zeit hatte, zurückzugehn, sondern ging seiner Arbeit nach. Seapp erzählte es seinen Kameraden, da sagten sie ihm: das sei gewiß ein „Pitzl" gewesen, was scheine daß es ihn gewarnt habe, und riethen ihm von Lieb und Heirath zu lassen, es würde gewiß nicht gut ausgehen. Doch Seapp schlug alles in den Wind; nach zwei Jahren erhielt der Schatz den Mitterlechenhof, und nun heiratheten auch beide frischweg, beneidet in der Umgegend. Aber schon nach einem Jahre starb sein Weib — nach einem zweiten brannte ihm Hof und Stall und die eingebrachte Ackerfrucht sammt dem Heuvorrath nieder und bald war er ärmer als früher. Da fiel ihm wohl oft die Warnung vom Pitzl ein, doch war es zu spät!

Jetzt suchte der Seapp wieder Dienste, fand auch einen Platz als Senn auf der Hochlizum-Alpe, begann aber zu kränkeln mußte sich im Herbst legen und nach 3 Tagen war er todt.

102.

Pitzl mit altem Kopf.

Am Volderberg, Wattenberg, Weererberg, durch die Thäler hinein, leben Sagen von kleinen, neckischen Hausgeistern, welche in Zwerggestalt ihre Possen treiben, „Pitzl" genannt werden und nichts anderes als die oberinnthalischen Wichtel sind.

Der höchste Bauernhof auf dem Volderberg „beim Walder" genannt, beherbergte bis vor 50 Jahren ein Pitzl, das akkurat wie ein kleines sechsjähriges Kind aussah, aber einen alten Kopf hatte und selten von alten Leuten, häufig von Kindern gesehen wurde, mit denen es sich am liebsten unterhielt und ihnen allerlei Spielsachen brachte.

Aeltere jedoch neckte es, wo es konnte. Besonders gern stellte es große Milchschüsseln mit Juten *) (Molken) angefüllt zu Haus- und Stallthüren, so daß die Knechte mitten drein patschten und wenn sie dann sich dersauten (beschmutzten) oder stolperten, ein langes, kicherndes Gelächter aufschlug. Auch verzog **) es gern das Muß, welches die Bäuerin zum Abkühlen an die Luft stellte; jene Heubüschel, welche der Fütterer zu Nacht richtete um sie morgens den Kühen zu vertheilen, löste es wieder auf und trug alles zerzupft auf einen Haufen zusammen; überlegte vom nahen Holzstoß die Thür mit so viel Scheitern, daß die Leute zum Fenster hinausschliefen mußten, kurz, was nur Gabiches vorkam, hatte das Pitzl gethan.

Einmal lief das Kind vom Walderbauer in die Stube hinein und schrie: Mutter, draußen ist a Kindl mit dem Muß davon grennt (gelaufen), und wirklich war das Muß verzogen. Das Pitzl hatte es gethan.

103.

Eine Schimmelreiterin.

Im Damenstifte zu Hall lebte vor vielen Jahren eine Aebtissin, welche gegen Arme äußerst karg und hartherzig war, und ihr

*) Juten: Käsewasser, wird zur Schweinefütterung verwendet.

**) verzog: verschleppte.

Geiz erstreckte sich auch auf die Stiftsalpe im Volderthale, welche noch heutigen Tages so heißt, wenngleich das Damenstift längst schon aufgehoben ist. Besagte Aebtissin hatte den Sennen und Senninen schärfstens untersagt, einem Bettler oder einer Bettlerin auch nur das Mindeste zu verabreichen, weder Milch noch Butter, noch Käse; ehe sie diesem Bettelvolk etwas gäben, sollten es lieber die Schweine haben. Diese geizige Aebtissin starb und ließ sich dann bald nach ihrem Abschied aus dieser Zeitlichkeit auf der Stiftsalpe in einem weißen Gewande und auf einem Schimmel reitend sehen, und so oft diese Schimmelreiterin erblickt wurde, so oft starb eine Stiftsdame oder es widerfuhr dem Stifte sonst ein Unheil. Zur Zeit, als das Damenstift zu Hall aufgehoben werden sollte, zeigte sich die gespenstige Reiterin auf ihrem Schimmel in jeder Nacht, oft sogar am hellen Tage. Nach der Aufhebung wurde sie nicht mehr erblickt.

104.

Die bösen Bergknappen.

Eine ähnliche Sage wie von den gottlosen Silbertäufern am Bergfallbergwerk bei Hötting *), geht auch von den Knappen im Silberbergwerke, welches am Salzberge zu Hall gewesen sein soll. Die Ergiebigkeit dieses Bergwerks soll so groß gewesen sein, daß nicht selten Stufen von mehreren Pfunden gediegenen Silbers zu Tage gefördert wurden. Die Knappen, welche darin arbeiteten, waren aus Schwaz und gingen jeden Samstag nach ihrem Heimatsorte zurück, und kehrten am Sonntag Abends wieder. Da sie nun sehr guten Lohn erhielten, so wurden sie gar übermüthig und trieben allerlei verruchte Possen und Ungebühr. Eines Sonntag Abends kamen sie von Schwaz bereits bezecht und rauschig durch Hall, hatten statt der Federn Bratwürste auf den Hüten, jauchzten und tanzten endlich um eine Martersäule herum, die am Wege stand, verhöhnten das Bild, — und, als ein Ochse daherkam, warfen sie sich über ihn her, schindeten ihn lebendig, indem sie ihm die Haut abzogen, die sie dem Marterbilde als rothen

*) Vergl. Alpenburg's Myth. u. Sag. Tir. S. 191.

Mantel umhingen. Die Einwohner von Hall konnten diesem Frevel nicht steuern, denn die Knappenschaft war zahlreich, hatte ihre Hauen und sonstiges Gezeug bei sich und war noch dazu betrunken. Endlich zogen sie singend und schreiend gegen Morgen den Berg hinauf und fuhren ein. Dort aber fielen die erzürnten Berggeister, die allen Frevel hassen, über sie her, erwürgten sie langsam Einen nach dem Andern und Keiner kam wieder ans Tageslicht. Aus dem Schachte aber ergoß sich ein blutgefärbter Wasserstrom, der noch heute als ein Bächlein dem Bergesschooß entfließt, in welchem das ganze Werk, an welchem jene Knappen arbeiteten, ersäuft liegt, und von Stund an nicht fortgebaut werden konnte.

105.

Das beste Wetter.

In der Gemeinde Wald bei Hall lebte einst ein braver Bauer Namens Seppl. Er war ein Mann voll Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe und sagte nie eine Lüge und nie eine Schmeichelei, sprach nie anders als er dachte, machte es dabei aber doch nicht wie gewisse Leute, welche denken, es stehe fein und sei auch Wahrheitsliebe, wenn sie Jedermann Grobheiten ins Gesicht sagen und ihre Wahrheiten auskramen, ehe noch Jemand ist der sie zu vernehmen Lust hat.

So hatte sich der Seppl gewöhnt, wenn einer oder der andere Nachbar über das Wetter murrte und murmelte: Dos ischt a Sauwötta, a Hundswötta, a Tuifelswötta u. s. w., nur wenig zu erwiedern, sondern er sagte blos kurz und rund: Es ist das beste Wetter, und er hatte auch völlig recht, denn das Wetter machte Gott und was Gott thut, das ist wohlgethan. Nach einem langen, einfachen, oft mühevollen Leben legte sich der Seppel endlich auch zur ewigen Ruhe nieder und verstarb sanft und selig. Seine Angehörigen betrauerten ihn aufrichtig, legten ihn auf das Rechbret und Abends kamen die Nachbarn, für ihn und zu seinem Seelenheile einen heiligen Rosenkranz zu beten, ja Einige erboten sich, bei der Leiche zu wachen, wobei es Branntwein und Zelten gab.

Die Wächter vertrieben sich die Zeit und wurden zuletzt viel

heiterer als für ihr damaliges Amt ziemend war, und der Lustigste unter Allen sagte: Ich möchte eigentlich wohl wissen, was unser guter Seppl, der bei Lebzeiten immer das Wetter so lobte und stets mit jedem zufrieden war, jetzt für ein Wetter hat? Kaum war das Wort gesprochen und wurde noch gelacht, so richtete sich der Todte von seinem Brette mit halbem Leibe kerzengerade auf und sprach: Das beste Wetter! Und darauf sank er sanft in die vorige Lage wieder zurück. Entsetzt eilten die Wächter aus der Leichenkammer, wollten auch um keinen Preis wieder hinein, bis der Pfarrer, dem sie das Erlebte anzeigten, sie wieder zurückführte und ihnen zeigte, daß der Seppl in der That jetzt das beste Wetter habe: den ungetrübten Himmel der ewigen Seligkeit.

106.

Der Teufelsbanner in Hall.

S' Probirn' ischt über's schtudir'n, dachten einmal drei Bürger zu Hall und gingen eines Abends vor Mitternacht im hellen Mondschein zum Thor hinaus, abwärts nach Mils zu aufs dortige Galgenfeld, und wollten das Teufelsbannen probiren. Sie zogen Kreise, drei ineinander, wie es Brauch ist, gegen Sonnenaufgang eine handbreite Oeffnung und schrieben dazwischen viele heilige Namen und Kreuze hinein, damit Ein- und Ausgang geschützt sei, und sie selbst stellten sich fest und muthig in die Mitte. Einer von ihnen, der älteste, schlug das Zauberbüchlein auf und las darinnen so lange, bis ein Jäger jauchzend daher kam, mit einem großen gefüllten Sack auf dem Rücken. Diesen warf er neben den Kreis hin, daß der Boden erbebte, hierauf setzte er sich nieder und fragte, was ihr Begehren sei. Geld wollen wir, sprach der Eine, welcher im Büchlein las, und der Teufel nahm eine Handvoll funkelnder Silbermünzen aus seinem Sack, und fragte, ob ihm diese Sorte recht sei. Der Alte betrachtete die Münzen, wußte aber nicht, was es für eine Gattung wäre und verlangte der Teufel sollte flugs ein anderes Geld bringen, welches hier zu Lande kursire. Der Teufel aber sagte, er habe jetzt kein anderes und könne keins bringen und blieb auf seinem Sacke sitzen. Den Dreien im Kreis fing nun an ihr Muth etwas kühler

zu werden und der Alte wollte den Bösen wieder fortbannen, aber da schaute auf einmal eine ungeheure Kröte in das Buch hinein, die hatte feurige Augen, wie ein Teller so groß, und der Teufelsbanner wurde dabei so verwirrt, daß er nicht mehr im Stande war eine Zeile weiter zu lesen. Nun hörten sie von Mils her ein Schnalzen und es rasselten Kutschen daher, schneller als der Wind und gerade auf sie zu und die Kutscher schrieen: Aus der Bahn! aus der Bahn! die drei Haller ließen sich aber nicht irre machen, sie blieben ruhig im Kreise stehen und die Kutschen sauseten dicht vorbei, ohne ihnen zu schaden. Bald darauf hörten sie ein Sausen über das Feld herab und es wogten erschreckliche Wasserwellen daher und voran liefen Leute, welche um Hilfe schrieen und fürchterlich jammerten; aber die drei Haller ließen sich nicht aus dem Kreis heraus jagen, sie standen fest, und das Wasser schadete ihnen nichts. Jetzt aber kamen große Feuerbrände, ja Feuerberge muß man sagen, von Hall herwärs und drohten sie zu vernichten. Dabei schrieen unsichtbare Stimmen: Flieht, Flieht! sonst seid ihr verloren! Aber die drei Haller blieben bergfest im Kreis stehen, und die Feuerberge verschwanden bald wieder und sie merkten nicht einmal eine Wärme.

Nun sahen sie plötzlich einen ungeheuren Mühlstein über ihren Häuptern an einer Schnur hängen und daneben schwebte Einer in der Luft, der mit einem Messer die Schnur abzuschneiden drohte. Auf dieses hin wollte der Jüngste aus dem Kreis herausspringen, doch der Alte packte ihn fest und zog ihn zurück, aber im nämlichen Augenblicke verlor er selbst die Besinnung und sah nur noch wie der Teufel Einen bis an die Schultern in den Boden hineindrückte.

Beim Morgengebetläuten kam er wieder zu sich, war jedoch nicht mehr am Platz, wo der Kreis war, sondern hinter dem Milserthore in einem engen Winkel. Er eilte hinaus, zu sehen wie es mit den andern Zweien stehe, diese schliefen noch immer und waren mit einem Nebelwölklein umhüllt. Er weckte sie auf dann gingen sie mitsammen heim, so arm als sie ausgegangen waren und sagten: wer mit dem Teufel anfangt, der muß auch mit dem Teufel aufhören, und wird gewiß tüchtig bei der Nase genommen.

107.

Feurige Hunde.

In der Salzstadt Hall liefen in frühern Zeiten nicht selten feurige Hunde durch die Straßen, rasselten mit glühenden Ketten, die sie nachschleiften und heulten dabei ganz fürchterlich und zwar vornemlich in der Charwoche. Das waren die Geister landesfürstlicher Beamten und Salzmeier, die beim Salzverkauf den Landesherrn betrogen, das Geld in ihre Taschen geschoben und die armen Sudknechte bis aufs Blut geschunden haben. Man hat von Einigen genau Tauf- und Schreibnamen gewußt, aber jetzt sind sie fast vergessen, da sie vermuthlich anderswo brennen müssen oder vielleicht ihre Erlösung gefunden haben — in Hall sind sie einmal nicht mehr zu sehen. —

108.

Goldkäferfund im Amtwalde.

Am rechten Ufer des Inn bei der Salinenstadt Hall schmückt ein herrlicher Föhrenwald die Höhen des Mittelgebirges; derselbe gehört zum k. k. Salinenamte und heißt deßhalb Amtwald.

In diesem Walde nun sammelte einst ein armes altes Weiblein Moos und Tannennadeln zur Streu für seine Lämmlein, und raufte auch wohl mit den Händen das Moos vom Boden los. Da gewahrte das Weiblein mit einem Male einen Topf, der war nicht klein und bis zum Rande mit sehr schönen, aber todten Goldkäfern gefüllt. Der Topf war noch ganz und gut und das Weiblein grub ihn aus und dünkte ihr derselbige ein werther Fund für das Haus, — denn große Töpfe sind theuer — und der Topf ließ sich auch ganz gut aus der lockern Walderde heben. Gott, was soll ich mit all' den Käfern thun? dachte das Weiblein. Wenn es noch Krebs' wären, die trüg ich nach Sbruck, aber Käfer ißt Niemand — nun ein Paar will ich zum Spaß für die Kinder im Topf lassen, die grünen Flügel glänzen gar so schön! Gedacht, gethan; die Käfer wurden ausgeschüttet, der Topf in Moos gebettet und nun ging es mit schwerem Mooskorbe heim nach Hall. Zu Hause wurde die Mutter gleich von den Kindern umringt, der

Topf wurde ausgepackt — da klingelte etwas darin — Ach! Ach! schrie'n die Kinder, ach die schönen Zehner! — Alle Goldkäfer waren in blanke Silberstücke verwandelt. Herr Gott! wie rannte das Weiblein auf und davon zum Hause hinaus, durch Hall, über die Innbrücke, hinauf in den Amtwald, dort vor den Platz, wo sie den Topf gefunden und die Käfer ausgeschüttet, sie kannte ihn an der zerwühlten Moosdecke — aber Käfer gab es nicht mehr, wie sie auch suchte, nur Waldspinnen und Holzläuse. Und so gehts auch vielen andern Leuten, die es nicht verstehen, sie nehmen die Scherben statt des Goldes.

109.

Der Quatemberhund.

In Hall wissen die Leute Vieles von einem spuckenden Hunde zu sagen, der sich bloß in den Quatembernächten sehen läßt, der groß und schwarz von Gestalt und Farbe ist, und an dem linken Fuße hinkt. Es sei, so wird erzählt, vor 100 Jahren ein Metzgergeselle in Hall gewesen, der lieber getrunken als gebetet hat. Die Frühmesse verschlief er, weil er mit seiner Kameradschaft bis tief in die Nacht zechte und Karten spielte. Einst hatte dieser Geselle an einem Frauentage im August (allwo die „fürnehmen Dreißgen" Anfang nehmen), all sein Geld vertrunken und verspielt, kam vor Wuth fast sinnlos nach Hause, ergriff ein Schlächterbeil und schlug einem Bilde des Gekreuzigten, das im Vorhause in einer Ecke hing, den Kopf ab. In demselben Augenblick stürzte der Frevler todt zu Boden. Eine Magd hörte den Fall, schaut aus ihrer Kammer heraus und sah einen großen schwarzen Hund heulend an ihr vorbeilaufen. In diesen Hund war der Metzgergeselle zur Strafe verwandelt worden, der sich hernach in jeder Quatembernacht sehen ließ. So haben ihn viele erblickt, rastlos umherlaufend, den linken Hinterfuß nachschleifend und zum Himmel laut aufheulend, der kein Mitleid für ihn fühlt, daher soll er noch immer unentsühnt umherspucken.

110.

Der gebannte Geist.

Im Hause eines Bauers bei Hall schaltete ein Geist mit Lärm und Gepolter, Kettengeklirr, Thürauf- und Zuschlagen, mit Geheul und Geschrei, erschien auch sichtbar als eine schwarze riesige Gestalt, verschwand aber jedesmal mit dem Glockenschlag Ein Uhr nach Mitternacht, worauf dann wieder Alles still blieb. Wer den Geist sah, erblickte ihn als einen Lasttragenden; ein schwerer Sack drückte ihn, so schien es, fast zu Boden, und wenn er denselben, wie er nicht selten that, niedersetzte, so erschütterte er das ganze Haus.

Da dem Bauer weder Knecht, noch Magd mehr bleiben wollte, und mit der Zeit auch ihm das Unwesen gar zu arg wurde, so ging er zu einem Jesuiten-Pater, von dem man glaubte, daß er alle Geister bannen und alle Schätze heben könne, und bat ihn sein Haus von dem polternden Plagegeist zu befreien.

Der Pater ging mit dem Bauern auf den Hof, und ließ sich in jenes Zimmer führen, wo der Geist gewöhnlich zuletzt noch war, wenn er verschwand. Hier verschloß sich der Pater fast eine volle Stunde ganz allein, und man hörte durch die Thür heraus drinnen reden, — aber nichts, als unverständliche Worte. Als der Pater endlich aus dem Zimmer getreten, sagte er zum Bauern, er solle guten Muth haben, in nächster Nacht wolle er den Geist in der Jesuitenkirche beschwören und wo möglich das Haus davon befreien. Dessen war der Bauer herzlich froh, zugleich plagte ihn die Neugierde, wie es der Pater machen werde, und da er ziemlich beherzt war, so schlich er gegen Abend in der Jesuitenkirche heimlich in einen Beichtstuhl, wo er ein sicheres Versteck hatte, dabei aber die ganze Kirche übersehen konnte, und war herzlich froh, als ihn der Meßner beim Schließen der Kirchthüre nicht bemerkte. Gegen zehn Uhr in der Nacht trat der Pater durch die Sakristeithüre in die Kirche, breitete in der Mitte vor dem Altar ein großes schwarzes mit rothen Kreuzen versehenes Tuch aus, nahm ein großes Buch zur Hand, las darinnen und segnete und betete dann ohne Unterlaß, bis die Glocke zwölf Uhr Mitternacht ver-

kündete. Nun erhob sich draußen ein Brausen und Sausen so heftig und wild, daß die Kirchthüre krachend auseinanderflog und herein trat die schwarze riesengroße Gestalt des Hausgeistes mit dem großen Sack auf der Schulter. Der Pater besprach den Geist, wovon der Bauer im Beichtstuhl abermal nichts verstand, was er sehr bedauerte. Nach einer halben Stunde warf der Geist den Sack mit Gewalt auf das schwarze Tuch, daß eine Menge Goldstücke herumsprangen, hierauf entfernte sich derselbe, die Thore fielen zu, die gleiche Todtenstille herrschte wie früher, und der Pater entfernte sich mit dem Schatz. Am andern Morgen begab sich der Bauer zum Geisterbeschwörer und wollte auch etwas Geld haben, allein er bekam nur sein Hütel vollgefüllt mit den goldenen Fuchsen; hatte wohl genug auf sein Lebtag. Was mit den andern Fuchsen geschehen ist, gründet sich nur auf Vermuthungen — die Sage berichtet nichts davon.

111.

Der Schwegler von Hall.

In Tirol führt eine flötenförmige Holzpfeife, das National- und Lieblings-Instrument des Landvolks, noch den uralten Namen Schwögel oder Schwegel von swëgele — ein Rohr. Nun war zu Hall, Andere sagen zu Rinn, einmal ein sehr schöner Bursche, der mochte sehr gerne schwögeln lernen, es hielt ihm aber gar schwer, er begriff es nicht, und bekam vom Meister, bei dem er sich in die Lehre gethan, manchen derben Ausputzer, denn Lernjahre sind überhaupt keine Herrnjahre.

Da verrieth Einer dem Lehrbuben eine Heimlichkeit, wie er gescheid und ohne Mühe schön schwögeln lernen könne, und jener befolgte den Rath. — Er ging in der heiligen Nacht auf einen Kreuzweg und blies da auf seiner Schwögel. Die Leute, die zur Mette und an ihm vorbeigingen, machten ihn aus und spotteten seiner, ob er die Katzen wolle fürchten machen, und die Mäuse vertreiben mit seiner Musik? Der Schwögler aber kehrte sich an nichts, hörte auf nichts und lugte nur immer umher, ob nicht Einer kommen und ihn schwögeln lehren werde? Mit dem Schlage 12 hörte er es von ferne jauchzen, aber so dumpf, als wie wenn Einer in einen

hohlen Hafen jauchzte, doch kams näher und tönte immer heller, und stand mit einem Male ein Jäger da, und drückte ihm die Finger auf die Schwegel, und auf den Fingern brannte es wie Feuer. Blitzschnell verschwand der Jäger wieder in Nacht und Nebel hinein. Von Stund an konnte der Bursch schwögeln, weitum am schönsten, und wer nur seine Pfeife hörte, bekam Tanzlust und Jucken in den Beinen, und wenn der Schwegler gewollt, so hätte er zwei junge Eheleute in der Brautnacht aus ihrem Nest locken können, — sie wären ihm nachgetanzt. Ueberall auch, wo es Tanz gab und lustig herging, mußte er dabei sein und aufspielen. Es kam aber zu Hall bald unter die Leute, daß der junge Schwögler seine Kunst nicht mit rechten Dingen inne habe, und man munkelte, er solle als Hexenmeister und Teufelsbündner eingezogen und dann höchst muthmaßlich verbrannt werden. Er aber dachte: Harret nur, ich will euch schon Etwas pfeifen, nahm seine Schwegel, zog fort aus Hall, und soll noch heute nicht wiedergekommen sein.

112.

Die Kartenspieler in der Kirche.

In Hall ist die Teufelssage sehr im Gang und Schwung, mehr als anderwärts. Allda waren vor sehr vielen Jahren zwei Spieler, die beherzt waren bei Herz Trumpf, florirten bei Grün oder Laub, närrisch thaten bei Schelle, und säuisch waren bei Eichel-Sau: kurz und gut, die lauter Blätter trugen, d. i. Kartenblätter und keine Früchte wie Abraham a Sancta Clara zu sagen liebte.

Um auch während des kurzen Gottesdienstes keine Zeit zu verlieren, nahmen sie ihren Bet-, will sagen Spiel-Platz auf der Stiege ein, die links zur Emporkirche hinaufführt. Sie konnten da ohne Störung karten, weil der gewöhnliche Auf- und Abstieg der Emporkirche auf der rechten Seite angebracht war. Einmal spielten sie wieder, das Glück war heute offenbar nur auf der Seite des Einen und auf der andern Seite beständig der Verlust. Der Satz wurde immer verdoppelt und der Verlust größer, und endlich so groß, daß der Verspielende mit bebender Hand und stierem Auge sein letztes Geldstück, Uhr, Kette und Alles, was er hatte, zum

Satz hingab, und auch dieser ging verloren! In wilder Raserei fing er an zu schimpfen und zu fluchen, ja so gotteslästerlich zu fluchen, daß man es durch die dicke Mauer hindurch hörte, welche die Schneckenstiege von dem Schiffe der Kirche abschließt, worüber den Andächtigen in der Kirche die Haare vor Entsetzen zu Berge standen. Auf einmal kam von unten herauf über die Stiege ein gewisser Schwefeldampf als Vorbote, und hintendrein der Teufel selbst, halb Bock, halb Mensch, der drehte dem Lästerer den Hals um und fuhr mit ihm, während ein fürchterlicher Sturmwindstoß die hohen Kirchenfenster erzittern und klirren machte, durch die kleine Lichtöffnung hinaus, welche die Schneckenstiege spärlich beleuchtete. Und als die Leute nach dem Gottesdienste die Stiege untersuchten, fanden sie den einen Spieler wie todt auf der Erde liegen, Schreck und Graus hatten ihn ohnmächtig niedergeworfen, und als er wieder zu sich kam, bekannte er reumüthig und zerknirscht den verübten Frevel, warf auch gleich alles gewonnene Geld in den Opferstock. Am kleinen Fensterlein, das ganz schmal war, erblickte man die Blutspur von dem Hinausgewürgten und noch immer zeigt sich an demselben ein rother Streifen wie im Schlosse zu Wartenberg im Niederland und am Klosterfenster zu Maulbronn in Schwaben, allwo der Teufel den Doktor Faust hindurchzerrte. *)

113.

Roßzähne im Amtwalde.

Aehnlich wie den beiden Weiblein, dem aus Hall und dem aus Kitzbühl mit ihrem Schatzfinden, erging es auch einem Jäger aus Hall, und zwar ebenfalls im Amtwalde. Er strich in der Absicht, Etwas zu schießen, mit seinem Stutzen im Walde herum, als er eine kleine Grube am Boden bemerkte, die dicht mit Roßzähnen angefüllt war. Dieselben waren ganz glatt und blendend weiß, ordentlich schön, und der Jäger hatte all sein Lebtag noch nicht schönere Roßzähne gesehen. Er vermeinte, man werde sie vielleicht zu irgend etwas gebrauchen können, wollte sich bei andern darüber befragen, steckte deßhalb eine Hand voll ein. Als er am

*) L. Bechstein: Deutsches Sagenbuch Nr. 141 und 900.

Abend bei seinen Kameraden im Wirthshause saß, wollte er ihnen die mitgebrachten Raritäten zeigen, aber er fand in seiner Tasche, die er wohl zehnmal um und um kehrte nur etliche silberne Viertelskronen, und erkannte das Wunder, daß sich die Roßzähne in Silber verwandelt hatten. Auch er lief am andern Tage zur bezeichneten Grube, allein auch er konnte nichts mehr finden.

114.

Der Judenstein.

Nahe dem Dorfe Rinn über Hall liegt auf grünem Mittelgebirge eine Wallfahrtskirche, der Judenstein genannt. Eine Bauersfrau aus Rinn hatte ein Kindlein, das gab sie in die Pflege seines Pathen, während sie im Felde arbeitete und bei der Ernte half. Unterdessen kamen Juden in den Ort und beschwätzten den Pathen, ihnen das Kind um sehr hohen Preis zu verkaufen. Jener that es, verblendet vom Satan, und die Juden nahmen das Kind und schlachteten es im Walde auf einem großen Stein (zogen ihm eigentlich das Blut ab), der wie ein Felsen emporragt, dann hingen sie den kleinen Leichnam an eine Birke; der Mutter des Kindes fielen aber mitten in der Arbeit drei warme Blutstropfen aus den Wolken herab auf die Hand. Sie erschrack bis zum Tode, eilte heim, kam durch den Wald und fand in ihm ihr grausam ermordetes Kind. Als dasselbe begraben war, entsproßten dem Grab in jedem Winter drei frische Lilien und die Birke blieb durch sieben Winter grün. Der schurkische Pathe, dessen Name Mayr war, wurde wahnsinnig und mußte im Schweinstalle gefesselt sein elendes Leben zubringen. Zwei Jahre darnach fand man ihn todt im Stalle, und er ward dann lange, lange als schwarzes Gespenst mit klirrenden Ketten im Walde und auf den Feldern erblickt, bis ihn ein frommer Jesuitenpater aus Hall auf ein einsames Joch bannte. Ein Arzt, der auch die Borromäuskirche, nahe der Voldererbrücke erbauen ließ, veranlaßte den Bau der Wallfahrtskirche auf dem Judenstein, in welche die Gebeine des kleinen Martyrers von Rinn, Andreas mit Namen, im Jahre 1671 übertragen wurden. Dieser Arzt wohnte in Hall, war aus Trient, früher Edelknabe des heil. Borromäus, und hieß Hippolytus Guarinoni.

115.

Die Kröte in der Wallfahrtskirche.

Eine Bäuerin aus Baiern, welche dicht an der tirolischen Grenze wohnte, verlobte sich nach der Wallfahrtskirche zur Mutter Gottes in Absam. Sie gelangte aber niemals dazu, zu gehen, ob aus Nachlässigkeit oder aus Mangel an Zeit, das erwähnt die Sage nicht. Dafür ist es aber der Bäuerin übel ergangen; denn als sie gestorben war, mußte sie den Weg zur Kirche nach Absam in Gestalt einer Kröte machen und hatte dabei viel zu leiden. Ein Bauer am Wege wollte sie erschlagen, ein Anderer sie zertreten, ein Dritter schleuderte sie über einen hohen Felsen, und der Meßner von Absam ließ sie nicht in die Kirche hinein. Zweimal schleuderte er sie zur Vorkirche hinaus, bis es ihr dennoch gelang, zum Gnadenbilde zu kommen, wo die Kröte die vordern Füßlein wie zum Gebete faltete, betete und dann als lichter Streifen zum Fenster hinausflog, worüber die Leute in der Kirche nicht wenig erstaunten. So ist also die arme Seele erlöset worden. Aehnliche Krötensagen wiederholen sich häufig in Tirol, so in Seefeld, auf der hohen Salve, in der Todtenkapelle zu Meran, in Schwaz u. s. w. Eine bekannte Krötenmähre, welche gern erzählt wird, lautet so: Eine Witwe wollte vor dem Sterben ihr Gut einem von ihren drei Söhnen übergeben, die sie ganz gleich liebte, so daß sie keinen bevorzugen, sondern den Zufall walten lassen wollte. Sie gab Jedem ihrer Söhne etwas Flachs und sprach: Wer von Euch das schönst gesponnene Garn zurückbringt, der soll Häuschen und Gut zu eigen bekommen. Hierauf zogen die drei Brüder in die Welt. Der jüngste derselben war aber gar traurig vom Mütterlein gegangen, und wie er in einem großen dunklen Wald sich verirrte, ward er noch trauriger; er kam an einen See, um den See ging er rundherum, um einen Ausgang zu suchen und fand den See voll Kröten, Fröschen und andern Thieren. Und eine große Kröte kroch gegen ihn her, die sprach: „Warum so traurig? Fürchte dich nicht vor mir?“ Da erzählte der junge Mann, der Hansel hieß, seine Geschichte und sein Anliegen von wegen des Flachses. Die Kröte nahm ihm den Flachs ab, hüpfte in den See hinein und

brachte alsbald das Garn zurück, welches sie selbst vom Flachse gesponnen hatte. Er bedankte sich schönstens und wollte heimwärts gehen; allein die Kröte befahl ihm, aus Dankbarkeit ein anderesmal zum See zu kommen, eine goldene Ruthe, welche er neben dem See finden werde, aufzuheben, damit auf sie (die Kröte) drei Streiche zu schlagen, hernach noch dreimal in den See zu schlagen. Hierauf verschwand sie im Wasser. Hansel kam mit dem Garn zur Mutter, wo die anderen zwei Brüder lange schon seiner warteten. Er hatte weitaus das schönste Garn und erhielt Häuslein und Gut, worüber die zwei älteren Brüder gar keine Freude hatten. Aber Hansel eilte sogleich zum See, um voll Dankbarkeit dem Gebote der Kröte nachzukommen und fand dort die goldene Ruthe. Er nahm sie auf, sah die Kröte und schlug sie dreimal tüchtig übern Rücken und — aus der Kröte ward auf einmal die schönste Jungfrau mit einem prächtigen, weißen Silberkleid angethan, welches glänzte wie die Sonne, und noch schöner waren ihre Augen. Allein der Hansel sah nicht lange hinein, sondern schlug dreimal in den See und statt der dunklen Wasser stand ein ländliches Schloß mit blühenden Auen und Wiesen vor ihm, auf welchem viel hundert Schafe und Milchkühe weideten. Und das Schloß hatte viele Thürme, auf denen weißrothe und weißgrüne Fähnlein wehten, wie es bei den Schützenfesten der Brauch ist. Und als der Hansel noch immer zu träumen vermeinte und sich auf das Aufwachen fürchtete, da nahm ihn die holdselige Jungfrau bei der Hand, führte ihn ins Schloß, wo viele hundert Diener, Knechte, Jäger und Hirten ihm entgegenkamen und sich für die Erlösung bedankten. Der Hansel hatte sie Alle errettet, denn seit 300 Jahren war das reiche Besitzthum, nebst Schloß und Leuten, durch eine mächtige neidische Hexe verzaubert worden. Die Besitzerin war eine Prinzessin und versäumte nicht, ihren Erretter zu heirathen, wozu seine Mutter und Brüder eingeladen wurden. Da schenkte er ihnen die Heimat und noch viel Geld dazu, und es war Glück und Segen und Freude viel Stunden in der Umgebung. Wo diese Begebenheit Statt gefunden, wo der See gelegen hat, das weiß kein Mensch zu sagen, nur das weiß man, daß der Schauplatz Nordtirol gewesen sei.

116.

Die Jungfrau der Thaurer-Höhle.

Unter der Burgruine Thauer, die über dem gleichnamigen Dorfe unweit Hall aufragt, befinden sich im Kalkstein der Felsenwände verschiedene Höhlen und Klüfte, in deren größte der Sage nach eine verwunschene Prinzessin gebannt ist. Wer sie erlösen und dadurch den reichsten Schatz sich gewinnen will, darf nur kommen und sie aus dem Berge herausführen — gleichwohl soll sie noch bis heute unerlöst sein, weil dessen, der das Wagniß bestehen will, gar große Schrecknisse harren.

Gräuliche Würmer umkriechen ihm die Füße, eine geflügelte Schlange zischt ihm überm Haupte und speit aus weitgeöffnetem Rachen Feuer aus. Ein feuriger Hund mit einem Löwenkopfe brüllt dem Eindringling entgegen, und wer dennoch unerschrocken weiter dringt, der kommt an eine verschlossene Thüre, an welcher das Bildniß des leibhaften Teufels mit einer sinneverwirrenden Schrecklichkeit gemalt ist und ihn angrinzt. Da wagt keiner die Thüre zu öffnen, obschon dahinter die Jungfrau bitterlich weinend und wimmernd um Erlösung fleht. Jeder ist noch vor dieser Thüre umgekehrt und hat in schneller Flucht das Weite gesucht.

117.

Volksprophezeiungen in und um Innsbruck.

Die Prophezeiung geht nicht selten mit der Volkssage Hand in Hand; ist sie ja doch selbst Sage, Aussage. Es ist dieß nicht allein in Tirol, es ist auch in andern deutschen Ländern der Fall, meist ist die Wiederkehr großer Helden, das Schlagen großer Schlachten, große Volksnoth oder eine gute Zeit, eine Zeit des Ueberflusses das prophetische Element, das diese Sagen durchdringt und die Quellen derselben sind wohl nur in den bereits im Mittelalter häufig gedruckten Sybillen-Weissagungen, wie in den kalenderhaften Prognostiken zu suchen, welche gleichzeitig begannen, in die Volkskreise einzudringen. Der sagenreiche Untersberg bei Salzburg hegt, gleich dem thüringischen Kyffhäuser, den alten Barbarossa in seinen Tiefen, der einst wiederkehren und eine

große Befreiungsschlacht schlagen soll, anderer Beispiele nicht zu gedenken. Gegen Feinde des deutschen Volkes, wie gegen Feinde der Christenheit richtet sich die volksthümliche Prophezeiung.

In Tirol lebt noch der Glaube an das ehemalige Vorhandensein eines alten prophetischen Buches, welches die Leute die „Willeweiß" nennen, das ist offenbar der verstümmelte Name von der Sybillenweissagung. Man hat solche Bücher, als schädlich und den Aberglauben nährend, überall, wo man ihrer habhaft werden konnte, weggenommen. Reste sybillinischer Weissagung gibt es noch manche in österreichischen und deutschen Sagen. In Böhmen stand bei Eisersdorf eine Sybillenlinde, und in Glatz ist die Rede von einer heidnischen Jungfrau, die weissagte. Solche Weissagung, und merkwürdiger Weise fast immer dieselbe, geht zumeist dahin, daß an diesem und diesem Orte der letzte Türke erschlagen werden solle. Zu Eiba bei Saalfeld, im Werrathale bei Borchfeld, in Bamberg, im Voigtland, am Rhein und in Schwaben findet diese sagenhafte Weissagung ihren Wiederhall. In Tirol leben andere Erinnerungen, theils an die Schweizerkriege zu Zeiten Maximilians I., theils an die Kämpfe einer jüngern Zeit, an die Zeit der Franzoseneinfälle in das Land, an des Tirolervolkes Erhebung, welche der Volksglaube und der Volksmund prophetisch weiter pflanzt Noch wehen die Schauer der großen Schweizerschlacht im Jahre 1499 über die Malser-Heide. Wie damals der bleiche Schrecken aus dem Vintschgau in das Innthal drang und abwärts flog, erhält der Mund der Volksprophezeiung frisch lebendig. So lautet diese unter andern: Auf der Ulfiswiese bei Innsbruck sind zu beiden Seiten der Poststraße Bäume gepflanzt; wenn dieselben einst so groß und stark gewachsen sein werden, daß man kräftige Pferde daran zu binden vermag, wird eine große Schlacht geschlagen werden und zwar gegen die Schweizer. Dieselben schweizerischen Krieger werden aber vorwärts d. h. den Inn abwärts über Hall und Volders drängen und die schöne Kirche an der Voldererbrücke, in welcher der Stein des Gehorsams verehrt wird, in einen Roßstall umwandeln. Hiernach werden die Schweizer in das tiefere Innthal eindringen, erobernd, bezwingend und Alles vernichtend hin und hin: diese sind jedoch Schweizer mit gefror'nen Schuhen. In dieser bedrängten Zeit werden in St. Johann im Leukenthale die

Glocken auf beiden Thürmen im gleichen Augenblicke die Stunden schlagen. Alsdann werden die mit den gefrornen Schuhen auch in Waidring einziehen, und es wird dann weit herum nichts als Elend zu sehen und Klage zu hören sein.

Andere sagen: Einst werden die Franzosen wieder in das Land fallen und die Schweizer zwingen, mitzuziehen. Dieser Krieg wird sich durch ganz Deutschland erstrecken, und zu Köln am Rhein sein Ende gewinnen. Deutschland wird siegen, und Frankreich wird in 7 Theile zerstückelt werden.

Köln am Rhein, das alte heilige Köln, ist auch genannt in den oben erwähnten Prophezeiungen vom neuen Türkenkriege. Die Prophezeiung des Volks in Tirol malt das kommende Unheil, welches über das Gesammtvaterland hereinbrechen soll, sehr lebhaft aus, indem sie verkündet: Es wird unvermuthet eine solche Kriegsumwälzung stattfinden, daß der Bauer vom Acker mit der Pflugschar, und die Bäuerin mit dem Kiechelspitz vom Herd ins Gefecht stürzen werden. Es wird aber der blutige Kampf so schnell enden, daß der Bauer den stehen gelassenen Zugstier wieder vorwärts treiben und die Bäuerin ihre Kiechel ausbacken kann. So lautete die Prophezeiung in Alpach, Zillerthal, Pinzgau und an der salzburgischen Grenze. Und während dieses kurzen, aber entscheidendsten Kampfes genügt ein Laib Brod auf der Flucht (so in Rattenberg und Wörgl). Wer auf die Flucht will, ist sicher genug, wenn er sich nur bei der Haselstaudengrenze versteckt. Die wenigen Leute, welche übrig bleiben, sollen dann bei der Voldererbrücke unter einem Lindenbaum oder Hollunderbaum zusammenkommen: so in Volders, Voldererberg und Hall. Leider werden so viele Männer daraufgehen, daß die Weibsleute um einen Stuhl raufen werden, worauf ein Mann einst gesessen hat! (in Zillerthal) doch die Ueberlebenden werden glücklich hausen können, und es wird so billig werden, daß man um einen Laib Brod ein ordentliches Heimatl (Anwesen) bekommen wird (so in vielen Theilen Unterinnthals).

118.

Das Pechmandl.

Zu den Mythengestalten, mit denen in dem Buche „Mythen und Sagen Tirols“ die deutsche Mythologie durch den Herausgeber bereichert wurde, tritt in der Innsbruckergegend noch eine neue aber nicht klare Gestalt, welche völlig klar zu machen der künftigen Forschung vielleicht gelingen wird, vielleicht auch nicht, das ist: das „Pechmandl.“ Dasselbe scheint kaum etwas anderes zu sein als in Deutschland der Sandmann, von dem die Ammen erzählen, daß er komme und den minder schläfrigen Kindern Sand in die Augen streue. Das Pechmandl Tirols verklebt mit seinem Pech die Augenlider — aber das ist nicht genug, es trägt auch eine Schnur, zu welchem Gebrauche? ist nicht ausgesprochen, doch dürfte hier der Mythus Schlaf und Tod in einer Gestalt vereinigt haben.

Man könnte aber auch die Schnur auf das durch den Schlaf völlige Gefesseltsein der Glieder des Leibes deuten. Ein alter Tiroler sagte, daß ihm sein Vater das Pechmandl als ein gutes Mandl geschildert habe; es habe einen Strick bei sich in der einen Tasche und eine „Gspachtl“ voll Baumpech von Zirmbäumen (Gspachtl ist eine Büchse oder Schachtel, in der die Jäger und Hirten ihre Butter zum Essen aufbewahren) in der anderen Tasche gehabt. Damit sei das Pechmandl heimlich hinter die Kinder geschlichen und habe ihnen ein wenig Zirmpech über die Augen gestrichen, dann seien sogleich deren Augen zugefallen und deren Schlaf ist gekommen. Wozu das Mandl den Strick gebraucht hat? das hat ihm der Vater nicht gesagt. Die deutsche Mythenforschung hat sich überhaupt mit dem zur Kinderstube herabgestiegenen Elemente alten Volksglaubens noch viel zu wenig beschäftiget. Sie wird aber später sicher nachholen. Pechmandl und Sandmann, Roggenmuhme und Märzhackl oder Hacklmärz, Gräule und Grille u. a. mythische Phantome der Kinderwelt haben die gleiche Berechtigung wie die altbekannten Gestalten des deutschen Mythus, beachtet, gedeutet und erläutert zu werden. Es gab ein altes Pechmandllied in Tirol. Schade, daß es verloren ging, vielleicht hilft ein Glücksfall zur Wiederfindung, nur der Schlußreim blieb erhalten und lautet:

Kommt's Pechmandl mit da Schnua (Schnur)
Druckt dem Kindl d'Aug'n zua.

119.

Die Kirschkerne.

In der Pfarrgemeinde Mariahilf bei Innsbruck wollte vor 40 — 50 Jahren der dortige Bäcker in die Weihnachtmette gehen und erblickte vor dem Kirchgang in einem Winkel seinen großen Hafen aus Glockenspeise, den er zum Aufbewahren der Asche verwendete, voll Kirschkerne. Seine Frau schlief bereits, daher konnte er sie nicht ausgreinen von wegen dem, daß sie sich vermuthlich ein delikates Kirschen-Compot gekocht, was seine Lieblingsspeise war, und ihm nichts davon vorgesetzt habe. Um die Frau am Morgen in der Früh zu überraschen, steckte er einige Kirschkerne zu sich, wollte ihr dann einige zeigen und sie fragen, ob die Kirschen recht gut geschmeckt hätten. Also war richtig am Morgen sein Erstes die Frau zu fragen. Wie haben dir denn gestern die Kirschen geschmeckt? Doch Frau und Magd meinten, der Meister Bäck spasse, lachten, und da er die Sache ernsthaft nahm, sagten sie, daß sie weder Kirschen gesehen, noch gekocht, noch genossen hätten. Nun fuhr der Bäck zornig mit der Hand in die Tasche, um ihnen die verrätherischen Kirschkerne vorzuwerfen, aber als er diese aus dem Sacke zog, waren es nicht mehr Kirschkerne, sondern blanke, glänzende Dukaten. Nun eilte er schnell in die Backküche, um die andern Kerne zu holen, aber kein einziger war mehr im Hafen, sondern Asche — eitel Asche; und es kam die Reihe an die Frau ihren Mann auszuzanken, daß er nicht mehr Kerne eingesteckt habe. Einer von jenen Weihnachtsdukaten wurde im Bäckerhause zu Mariahilf noch vor 30 Jahren den Neugierigen gezeigt, und ihnen dabei diese Geschichte erzählt.

120.

Der Ritter auf Schneeburg.

Weit unter der Kirche zu Hötting ragt das Schloß Lichtenthurm empor, welches im sechzehnten Jahrhundert an die Freiherrn

von Schneeburg kam, und daher auch jetzt häufig Schneeburg genannt wird. Dort hat man zum öftern die Gestalt eines großen Ritters erblickt, vornehmlich um die Mitternachtsstunde, dessen Helm dem aufgesperrten Rachen eines fürchterlichen Thieres glich; in der Hand trug er ein langes Schwert und wandelte aus einem Gewölbe der Burg bis zu einer Grube, die sich im Hofe befand. Bisweilen lehnte er auch am Fenster dieses Gewölbes und zeigte mit dem Schwerte hinein. Von seinen starken Fußtritten erbebte das ganze Schloß. Man vermuthete allgemein, daß jener Ritter eine Art Schatzhüter sein müsse, und einige beherzte Männer verabredeten sich mit dem Schloßaufseher, nach dem Schatze zu graben, wenn einmal die Herrschaft nicht auf Schneeburg sei. Dies geschah zur Zeit der Weinlese; da reisete die Herrschaft nach Meran und auf das Schloß Rubein. Sie gingen daher mit dem Aufseher — zusammen ihrer vier — versehen mit allem zur Schatzgräberei Nöthigen, an ihr nächtliches Werk.

Nachdem sie mit vereinten Kräften und stillschweigend, nach der Hauptregel der Schatzgräber, gegraben hatten, schlug die Wünschelruthe, und bald war eine Kiste sichtbar, deren Handhaben schon klapperten und klirrten.

Da schaute plötzlich die Gestalt einer wohlbekannten, ganz in der Nachbarschaft wohnenden alten und frommen Jungfrau durch das Fenster des Gewölbes, in welchem jene beschäftiget waren, und in das der Geist des Ritters so oft mit seinem Schwerte gedeutet hatte, und fragte: habt's 'n schon? — Auf diese Frage vergaß der eine der Arbeiter das Gebot des Schweigens, und rief antwortend: Ja, iazt hab'n wir ihn! — Kling! Klirr! fährt die Kiste wieder in die Tiefe, und jene standen und starrten einander an. Sie wollten die alte Jungfrau schelten, aber diese war verschwunden.

Am andern Morgen verfügten sich Alle oder doch Einige der Schatzgräber zu der alten Jungfrau und machten ihr Vorwürfe über ihre so ganz unnöthige und nachtheilige Störung in der vorigen Nacht. Diese aber verstand lange gar nicht, was die Männer wollten. Sie sagte ihnen, daß sie um solche Zeit nicht im Schlosse herumzuwandeln pflege, sondern in ihrem Kämmerlein im Schutze Gottes und seiner lieben Heiligen ruhe, und zeigte ihnen mit höf-

lichem Ernst die Thüre. Da merkten die Schatzgräber, daß jene Erscheinung nur eine Truggestalt gewesen, sie um den Schatz zu bringen, die der Ritter vielleicht selbst habe annehmen müssen, und wagten sich niemals wieder an das nächtliche Werk.

Der Ritter aber soll noch immer spuken, Thüren auf und zuwerfen, und mit seinen Fußtritten, wenn er über den Hof schreiter, das Schloß erschüttern.

121.

Das verfluchte Goldbergwerk beim Höttingerbild.

Im Berge neben dem Höttingerbild (so nennt man eine Waldkapelle mit einem Muttergottesbilde, welches als mirakulös verehrt wird und einen dummen Menschen, der studirte, nachdem er oft zum Bilde wallfahrtete, endlich sehr gescheid gemacht haben soll) war ein reiches Goldbergwerk, so reich, daß die männliche Einwohnerhälfte des Dorfes als Knappenschaft reichen Verdienst fand, doch vertrieben diese Knappen nur zu bald den Gottessegen durch ihr wüstes Leben. Einst hatten sie einen Festtag, kamen ober dem Dorfe Hötting mit Weib und Kindern zusammen, zechten, geigten, tanzten, tauften einen alten Berggötzen, der aus Stein gehauen aus der Heidenzeit als Alterthum dastand, und trieben allerlei gotteslästerlichen Frevel. Sie schnitten von den Stiefeln und Schuhen die Sohlen ab und hefteten Dampfnudeln darauf und sprangen so wüste um den Götzen herum, wie die Juden um das goldene Kalb. Die Bauern, welche zuschauten, gingen entsetzt davon. Dem ungeachtet wurde die Nacht völlig durchpraßt. Als aber die Knappen am andern Morgen in den Schacht stiegen, wurden sie alle verschüttet, 30 Weiber wurden Witwen. Wohl versuchte man nachzugraben, konnte jedoch nur zwei Knappen auffinden, und diese hatten Lederwerk in dem Munde, ein Zeichen, daß sie vom Hunger langsam todtgemartert wurden. Entsetzlich ist diese Geschichte und noch entsetzlicher ist der Fluch, der über diesem reichen Goldberge liegt. Man kann nichts finden, und so oft nachgegraben wurde, und nicht selten geschieht es noch, ist nichts zu finden *).

*) Vergl. Myth. u. Sag. Tirols die verwandte Sage: die Silbertäufer, S. 191.

122.

Der Achselkopf auf goldenem Fuße.

„Knappentod und Güldenfluß,
Achselkopf mit Güldenfuß“

sagt ein alter Reim, und erklärt sich durch folgende Sage:

Ein Knabe armer Leute von Hötting mußte den Tag hindurch ihre einzige Kuh oben im Berge unter dem Achselkopf hüten. Einmal ließ sich die Kuh nicht lenken, sondern sprang bald aufwärts, bald abwärts, weßhalb der Bub ihr einen Stein nachwarf, der am Wege lag. Aber der Stein klingelte wie Silber und ein kleines Männlein mit schneeweißem langen Barte stand vor ihm und rief:

Halt Bua!
Da Stoan gilt mehr als d'Kuah!

Und als der Bub fragte: zwög'n wos denn? rief das bärtige Männlein wieder:

Knappentod und Güldenfluß,
Achselkopf mit Güldenfuß.

Das Männlein war das Höttinger Bergmandl, welches schon öfter gesehen worden war, gewöhnlich am Stangensteig und bei Bergfall, Niemandem etwas zu Leide thut, vielmehr guten Buben etwas Liebes erweist. Daher rieth das Bergmandl dem Buben, er solle den Stein nach Hause tragen, den er der Kuh nachgeworfen habe, was er auch befolgte; und es zeigte sich, daß der Stein gediegenes Gold war, womit den armen Leuten geholfen war für immer. Die Worte des grauen Männleins bedeuteten die verschütteten Bergknappen im Schachte des Berges, in welchem ein Goldfluß fließe, und daß der große Berg auf purem Golde stehe, daher nicht zu wundern, daß bis auf die neueste Zeit allda Schatzgräberei betrieben wird. Die Oertlichkeit ist hier mehr als anderswo geeignet, den Glauben an verborgene Goldminen zu bestärken, denn unterm Achselkopf, den man auch Achselstein nennt, waren einst viele Bergwerke mit goldhältigen Silbererzen — Fahlerz — wie bei Schwaz; dieses bezeugen die vielen Knappenstollen und die vielen Hügel, die „Höttingerbüchl,“ welche nichts anderes sind, als Aufhäufungen von Schutt und taubem Gestein von den Haupt-

und Nebenwerken vom Bergfall, nun verfallen, aber doch noch immer umwebt von Knappen- und Geistersagen. Nicht nur gediegenes Gold und Silber in großen Klumpen sei drinnen, sondern sogar ein Goldfluß soll drinnen fließen, ein Fluß voll goldener Körner bis zur Größe eines Weizenkornes. Man erzählt auch in Hötting, daß daselbst beim Bärenwirth, dessen Haus das ehemalige Knappenwirthshaus war, als noch die reichen Bergwerke unterm Achselkopf im Betriebe waren, man zu Zeiten tief unten poltern höre, dann kämen Bergwichtelen herauf. Es sind kleine Männlein mit Spornstiefeln, und haben einen dreieckigen Hut auf den dicken Köpfen, die ohne Hals auf dem Rumpfe aufsitzen.

123.

Die glücklichen Mädchen.

Vor siebzig Jahren ungefähr gingen zwei arme Mädchen auf Bergfall, Erdbeeren zu suchen; sie verirrten sich und kamen in eine ganz unbekannte Gegend. Da floß ein Bach, an dessen Rande hin und hin gelbglänzender Sand aus Körnern lag. Diese Körner gefielen ihnen so sehr, daß sie sich Körbchen, Säcke und Schürzen voll aufnahmen und weiter eilten. Die Mädchen kamen auch bald wieder auf die bekannten Hügel und gingen nach Hause. Als sie ihren Aeltern den Sand zeigten, der sehr schwer war und wie Gold glänzte, trugen ihn diese zu einem Goldschmied, der ihnen sagte, daß die Körner gediegen Gold seien, und zahlte ihnen so viel, daß sie in Hötting reiche Leute wurden. Als aber später die Mädchen nochmal zum Goldbach wollten, fanden sie ihn nicht mehr, so sehr sie auch auf und ab suchten.

124.

Die Buttererhof-Hexe.

Eine der vorigen ähnliche Sage erzählen sich noch heute die Höttinger. Auf dem Buttererhof diente eine Dirne, die auch eine Liebschaft mit einem Buben (erwachsener Bursche) hatte, der fleißig zu ihr ans Fenster oder in den Heimgarten kam, und nur am Donnerstage ein für allemal nicht kommen durfte. Da ihn

das wunderte, so versteckte er sich im Ofenloch und lauerte, denn er vermuthete einen an diesem Tage begünstigten Rivalen. Nachts eilf Uhr erst kam sein Dirndel in die Küche, machte Licht, langte vom Kaminsims (d. h. vom Rauchmantelgesimse überm Herd) einen Salbentopf, bestrich sich damit und den Besen, den sie zur Hand nahm, und sagte das Sprüchlein:

„Ueberall aus und nirgends an“

und fuhr plötzlich durch den Schornstein auf und davon. Holla, dachte der Bub, das kann ich auch, ich fahr nach, bestrich sich mit der Salbe, sprach das Sprüchlein, aber nicht richtig:

Ueberall aus und überall an,

fuhr auf dem Besen von dannen, und stieß sich mit dem Kopfe und den Schultern an alle Ecken des Schornsteines. Auf dem First des Schornsteines stand ein großer Bock, der nahm ihn mit den Hörnern auf, warf ihn auf seinen Rücken, und nun sauste der Bockreiter jählings durch die Lüfte, hoch, hoch, und stets höher hinauf zur „hohen Warte“ am Solstein. Dort wurde der Hexensabbath gefeiert, und aus der Schaar der droben Versammelten trat seine Dirne auf ihn zu, und führte ihn in den tollen, wirbelnden Tanzreigen. Nach dem Tanze kam die uralte Hexenmutter, ein scheußliches, lebendes Gerippe, und wollte den Burschen in die Sippschaft aufnehmen, wobei sie ihm aus einem räucherichen Buche die Bedingnisse vorlas, die schrecklich waren. Dem Herrn Christus, ja der gesammten heiligen Dreifaltigkeit sollte er sich abschwören — da schlug er der Alten das Teufelsbuch aus der Hand, und es verschwand Alles unter Blitzen und Krachen und mit gräulichem Gestank, und der Bub stand mutterseelenallein auf der hohen Warte und hatte einen vollen Tag zu kraxeln, ehe er wieder herunter nach Hötting kam. Auf den Buttererhof ging er aber gar nimmer in den Heimgarten, wenn er auch nicht sein sauberes Schatzerl, die Teufelsbuhldirne, durch Anklage dem Scheiterhaufen überlieferte. Sie wird doch wohl ihren richtigen Lohn gefunden haben.

125.

Die Hexen zu Hötting.

Zu äußerst im Dorfe Hötting steht ein Bauernhaus, in welchem Bauer, Bäuerin und Tochter lebten. Jedermann bewunderte die Bäuerin von wegen ihrer Flinkigkeit beim Arbeiten, sie war eine solche Verrichterin, daß sie in einer halben Stunde mehr leistete, als Andere, wenn sie auch die Fleißigsten waren, in drei Stunden. Eine Eigenheit hatte sie aber an sich — und wer ist unter uns frei von Eigenheiten oder Streichen? — sie duldete Niemanden bei sich in der Küche, und niemals sah man sie etwas einkaufen, obgleich sie die besten Speisen kochte und im Ueberfluße täglich aufstellte.

Einmal war sie mit Kochen beschäftiget, als ein Mädchen heimlich beim Fenster hineinguckte, und sah, wie die Bäuerin eine Pfanne auf das Feuer stellte, mit dem Kochlöffel drinnen umrührte, obgleich sie ganz leer war, und dazu sprach:

Her wie der Wind
Und Nudeln dreht euch g'schwind!

Alsbald kamen Regenwürmer durch den Rauchfang herab, und fielen nacheinander in die Pfanne, und als die Bäuerin dieselben einigemal umrührte, waren es die schönsten Nudeln. Diese Bäuerin starb eines gähen Todes, daher mußte Susel, (Susanne) die flinke rührige Tochter, das Hauswesen führen, und führte es mit demselben Geschick, wie ihre verstorbene Mutter, weßhalb es nicht an Freiern fehlte, von welchen sie Einen als ihren Bräutigam auswählte. Der Bräutigam kam täglich gegen Abend, wenn die nothwendigen Arbeiten des Tages vorbei waren, zu seinem Mädchen in den „Hoamgart," mit Ausnahme des Donnerstages, denn an diesem Tage gestattete sie den Besuch nicht. Dem jungen Bräutigam ging das Ding schon lange im Kopfe herum, weßhalb er am Donnerstag nicht seine Braut sehen dürfe, wurde neugierig, was sie treibe, und wollte sich davon überzeugen. Er schlich am nächsten Donnerstag Abends in ihr Haus und versteckte sich in der Küche hinter dem Waschkessel. Viele lange Stunden lauschte der Bräutigam vergebens im Verstecke, aber mit dem Glockenschlag eilf Uhr

erbrausete es über dem Rauchfang wie ein Windsturm und es rief herunter: „Susel!" und es kam die Susel herein, und die Stimme befahl die Küche gut zu schließen, was sie auch that. Hernach nahm die Susel einen Besen, setzte sich darauf und sprach:

Einen Drahler, einen Drahl
Damit über Berg und Thal,
Obenaus und nirgend an!

und flog pfeilschnell durch den Rauchfang, in welchem eine blaue Wolke war, die bei der Durchfahrt die Besenreiterin umhüllte. Der Bub hatte genug gesehen, er wollte nach Hause eilen, für immer, für ewig; allein die Thüre war verschlossen, das Küchenfenster zu klein zum Hinaussteigen, er mußte im Orte des Schreckens verweilen, und ergab sich in sein Schicksal und kroch in sein Versteck. Nach Mitternacht fuhr Susel auf gleiche Weise durch den Rauchfang in die Küche, wie sie fortgefahren war, war aber sehr erhitzt und schwer athmend, und als sie den Besen in den Winkel gestellt hatte, wollte sie die Thüre öffnen, um aus der Küche zu gehen. Aber plötzlich kehrte sie sich um, und sagte: Muß doch sehen, wer die Thüre aufzumachen probirt hat, und wollte suchen. Jetzt trat der Bursche rasch auf sie zu, und wollte ihr Vorwürfe machen, doch die Hexe bohrte ihn mit ihren bösen Augen fast nieder, und drohte: Du sollst von jetzt an deine Lebenstage kränkeln, und sobald du Jemanden etwas von dem Geheimnisse sagst, so mußt du sterben. Traurig schlich der Bräutigam nach Hause, wurde von Stunde an kränklich, denn die Hexe hatte es ihm angethan; er beichtete endlich was er gesehen und gehört. Der Beichtvater rieth ihm sehr ernst diese Sache nicht zu verheimlichen, sondern sie vor Gericht anzuzeigen. Der junge Mann folgte dem Rathe, und starb noch desselben Tages. Nun wurde die Susel eingezogen und zum Bekenntniß gebracht. Sie nannte ihre eigene Mutter als Lehrmeisterin, gab noch eine Anzahl Höttinger Frauen und Mädchen als Hexen an, mit denen sie zum öftern auf dem Solsteine gewesen sei und droben den Hexensabbath in jeder Donnerstag-Nacht gehalten habe. Denn der Donnerstag ist der Hexensabbath — das ist allbekannt. Alle Beschuldigten wurden eingezogen und mit ihr zum Feuertode verurtheilt. Auf dem Bühl hat lange ein Pfahl gestanden, wo die Hexenbrut verbrannt wurde,

was erst vor etwas mehr als zweihundert Jahren geschehen ist, und worüber die Roaner Theres im Höttingerried noch viele Einzelnheiten zu erzählen weiß, welche sich als unverfälschte Familienüberlieferungen bis auf die neueste Zeit erhalten haben.

126.

Doktor Paracelsus und der Teufel.

Ueber Hötting im Gebirge, wo der „Stangensteig" beginnt, steht der „Spitzwald," von welchem ein Theil, der zum Schutz gegen abbröckelndes Gestein nicht gefällt werden darf, der „alte Bannwald" heißt. Ueber diesen Bannwald erzählt eine alte Höttingersage Folgendes: Zu jener Zeit, da der Wunderdoktor Paracelsus in Innsbruck wohnte, pflegte er gerne in den Wäldern sich zu ergehen, und kam an einem frühen Sonntagsmorgen auf den Gangsteig, wo er sich alsbald beim Namen Paracelsus! Paracelsus! rufen hörte. Der Doktor schaute um sich und merkte erst nach langem Schauen, daß die Stimme aus einer nahen Tanne komme, an welcher sich rechts am Stamme ein Loch befand, das mit einem Zäpflein von Holz verstopft war, auf welchem drei Kreuze eingeschnitten waren. Hinter diesen Zäpflein ließ sich die Stimme vernehmen, und nach kurzer Unterhandlung ergab sich, daß drinnen Niemand anderer, als der Teufel selbst stecke, welchen ein kundiger Banner aus Innsbruck in den Baum gezwungen hatte. Was gibst du mir, wenn ich dich heraus lasse? fragte Paracelsus. Was willst du? antwortete die Stimme aus dem Baume. Gib mir — herrschte Paracelsus — pro primo eine Arzenei, durch welche alle Krankheiten zu heilen, pro secundo eine Tinktur, durch welche Alles in Gold zu verwandeln ist, und pro tertio........... Halt! rief die Stimme, drei Dinge sind mir verhaßt und lähmen meine Kunst, aber die zwei begehrten kann ich dir geben. Paracelsus begnügte sich daher mit Arznei und Tinktur, zog das Zäpflein aus dem Loche des Stammes, und alsbald kroch eine schwarze Spinne heraus, herab auf das Moos, und verschwand bei Berührung der Erde; aber im Augenblick stieg ein hagerer Mann mit glühenden Augen und verschiedenen Merkmalen, daß er kein Heiliger sei, doch sehr

höflich und geschmeidig, gleichsam aus der Erde, und sprach in wohlgesetzten Worten seinen Dank für die Befreiung aus, sodann brach er eine Haselstaude ab, schlug auf den nahen Felsen, der sich krachend spaltete, und ging durch die Kluft hinein. Bald kam er wieder mit zwei durchsichtigen Gefäßen heraus, die oben zugebunden waren, und die er dem Doktor überreichte. Das Gelbe hier, sagte er, ist die Goldtinktur, das Weiße die Arznei. Hierauf schloß sich der Spalt im Felsen, das Geschäft war abgethan.

Nun will ich Rache üben an dem lumpigen Geisterbanner in Innsbruck, sprach der Teufel und wandte sich zum Gehen, allein dem Paracelsus fuhren ganz eigene Gedanken durch den Kopf, er wollte den Schwarzkünstler retten, war dieser doch sein Collega, und nebstbei wollte er dem rachegierigen Teufel die Nase drehen.

Der Doktor sagte daher: Da thut ihr wohl daran — aber der Banner muß doch ein gewaltig mächtiger Mann sein, daß er euch in ein so kleines Loch gebracht — euch so sehr zusammengepreßt und in eine Spinne verwandelt hat, in eine Spinne in welche sich selbst der Teufel nicht verwandeln kann. A! paperlapa! hohnlachte der Teufel. In eine Spinne verwandeln kann sich jeder ordentliche Teufel, und kriechen ist keine Kunst, das haben wir von gewissen Leuten auf der Erde erlernt: zu alldem braucht es keinen Geisterbanner, und......... Geh plausch' nit so in d' Welt hinein, mich führtst' d' nit an! entgegnete Paracelsus. Habe mein Lebtag von Teufelsspuck gehört, und gesehn, wie ihr euch in d' Habergeis oder in d' Wegnarrn (Salamander) und dergleichen Ungeziefer verwandeln könnt, aber in eine so kleine Spinne sich verwandeln — da gehört mehr dazu. Der Teufel lachte und sagte: Hast nicht gesehen, wie ich aus dem Loch als Spinne gekrochen bin? O, das war Blendwerk, sagte der Doktor, du bist ein Lügenbeutel und ein Prahlhans, euch Teufeln hat ein größerer Herr schon lange das Handwerk g'legt: ja ich wollte sogleich meine zwei Wunderflascheln wieder verwetten, wenn du mich überzeugen könntest. Topp! es gilt! rief der dumme Teufel und verwandelte sich wirklich wieder in eine Spinne, kroch in das Loch der Tanne und rief: Nun schau! die Flaschel sind mein! Glaubs nicht recht, schrie Paracelsus ins Loch hinab, und steckte das Zäpflein, welches er in der Hand verborgen hielt, schnell auf das Loch, schlug es fest hinein, schnitt

mit einem Messer drei Kreuze darüber und — der Teufel war wieder gefangen.

Da nützte kein Bitten, kein Drohen; auch die Wuth, mit welcher der Teufel im Stamm rumorte und am Stamm rüttelte, daß alle Tannenzapfen von den Aesten flogen, war eitle Anstrengung. Paracelsus ging bald darauf heim, fand die Fläschlein über alle Erwartung wirksam, und ward von da an der berühmteste und reichste Mann. Aber der Teufel steckt noch immer im Bannwald, und die alten Spinnstuben-Erzähler behaupten, daß man ihn sprechen gehört und gesehen habe, wie er den Baum schüttelt, und daß der Wald wegen diesem Teufelsbann der Bannwald heiße, und daß man seit jener Zeit auch jene Wälder, die man nicht abholzen darf, Bannwälder heiße. Umgekehrt ist auch gefahren! *)

127.

Doktor Seraphikus.

Es ist eigen, daß fast alle Wunderdinge, welche im Alpachthale und dessen Umgegend vom Doktor Theophrastus, (freilich auch unter arg verstümmelten Namen) und seinem Haselwurm, seinen Wunderkuren und seinem Tode erzählt werden, und auch in Hall Innsbruck und Umgegend bekannt sind, in den letztern Orten einem Doktor Seraphikus zugeschrieben werden, welcher in Innsbruck gelebt haben soll. Es ist aber dieser Seraphikus mit Theophrastus Eine und dieselbe Person, und es können und sollen daher solche Sagen, die bereits ausführlich über ihn mitgetheilt wurden **), hier nicht wiederholt werden. Die Namensverwechselung hat einen leicht erklärlichen Grund. Den etwas schweren Namen Theophrastus behielt das Volk nicht leicht, und vernahm ihn wohl auch ziemlich selten, weit öfter dagegen den Beinamen des heil. Franz von Assisi, den Stifter des Franziskanerordens, der von einer Verzückung, in welcher er einen Seraph (Lichtengel) gekreuzigt erblickte, den Namen Seraphikus empfing, und so verwechselte das Volk nicht die Personen, aber die Namen des ungleich ältern und ge-

*) Vergleiche die Theophrast- oder Parazelsussagen in „Mythen und Sagen Tirols" von Alpenburg.

**) Vergl. Alpenburg's Myth. u. Sag. Tir. S. 302 u. f. f.

feierten Heiligen mit dem weit spätern, profanen Wunderarzte Theophrastus Paracelsus von Hohenheim.

128.

Der Roßsprung.

(Geschichtssage.)

Auf einem Amraserfelde am Wege von Herrn von Eggers Landhaus in Pradl gegen den Amrasersee zu, sind nahe an der Straße zwei große Denksteine eingesetzt, und die Wiesen, auf welchen sie stehen, heißen die Roßsprungwiesen, welche Herrn Gärbermeister Nußbaumer in der Kohlstadt eigen sind. Der Raum von dem einem bis zu dem andern Stein mißt 6 Klafter 2 Schuh; so weit ist ein reitender Bote mit seinem Pferd in Einem Satz gesprungen. Der zweite Stein, gegen die Stadt Innsbruck zu, hat nach der Straße eine fast unleserliche Inschrift, und rückwärts ist ein Kreuz eingehauen, zum Zeichen daß hier ein Mensch verunglückte.

Als Erzherzog Ferdinands schöne Gemahlin, Philippine, im Schlosse Amras einen Prinzen gebar, da wurden zwei Edelknaben zu Pferd mit dieser erfreulichen Nachricht nach Innsbruck gesendet. Jeder der edlen Boten wollte der schnellere sein, daher sprengten sie in Sturmeseile hinab vom Schloß, und weil damals an jener Stelle, wo die beschriebenen Steine stehen, ein großer Kanal durchging, welcher das Wasser vom Amrasersee weiter leitete und mit einer Brücke versehen war, die ein wenig abseits lag, so sprengte der eine der Reiter direkt über den Kanal, um dem andern, der über die Brücke ritt, die Zeit abzugewinnen; er kam auch richtig hinüber, aber drüben fiel Reiter und Pferd todt zu Boden. Der Edelknabe wurde freilich feierlich beerdigt, aber todt war todt, er ist verscharrt und Niemand weiß seinen Namen; nur das Pferd ist unsterblich geblieben; denn es wurde ausgebalgt, und ist in der Schatzkammer im Schlosse Ambras ausgestellt und noch heute zu bewundern.

129.

Der Mühlengeist zu Amras.

Nahe dem Dorfe Amras steht vom Schloß- oder Schmiedbach getrieben, die Schloßmühle. In dieser saß ein Müller, der ein arger Wucherer war und in einer sehr theuern Zeit alles Getreide aufkaufte, und dem armen Volke das ohnehin schlechte Mehl noch vertheuerte. Oft machte ihm deßhalb sein gutes und frommes Weib Vorwürfe, welche jedoch nichts fruchteten. Indessen hat der allgerechte Gott gegen den schändlichen Kornwucher eine züchtigende Geißel in die Hand der Allmutter Natur gelegt — das ist der Kornwurm — und eines schönen Tages zog es aus des Müllers Bodenloch (nämlich aus dem Estrich, den er als Getreidemagazin benützte) wie Dampfwolken, und davon flog in Gestalt von Millionen kleiner Rüsselkäferchen das liebe Korn: denn des Käfers Weibchen kommt und bohrt ein Löchlein in jedes Korn, und legt ein Ei hinein, das wird darin lebendig, und dann fliegt der helle Haufen aus. Ein Weibchen legt über 6000 Eier.

Der Müller sah sich zu Grunde gerichtet und griff nach dem letzten Mittel für gottverlassene Feiglinge, nach dem Strick, und henkte sich in seiner Wohnung mit eigenen Händen auf. Fortan mußte der Müller als Kornputz geistern, und so erschien er wiederholt einem verwaisten Knaben, der erst die Schafe und Geise der Gemeinde hütete, und sich nebenbei mit Holzschnitzerei beschäftigte, dann aber von der Gemeinde zur verwitweten Müllerin in die Lehre gethan wurde. Mehrmals lief der Seppele, das war des Knaben Name, auf und davon, wenn er den Mühlputz erblickte, der in einem grauen Mantel und in einem das ganze Gesicht verdeckenden Hute erschien — endlich aber faßte Seppele sich ein Herz den Putz zu besprechen, nachdem ihn sein Beichtvater dazu ermuntert hatte, und nun sagte der Putz, Seppele könne ihn erlösen wenn er soviel Kreuzer zusammenbettelt um eine Wallfahrt nach Absam zu machen, und dort für ihn drei heilige Messen lesen lassen zu können. Von der Stunde dieser Erscheinung an wurde der Lehrbub stumm, verließ das Werk, und bettelte fast zwei Jahre, ehe er die Kreuzerzahl beisammen hatte, mit denen er alsbald nach Absam ging, die Messen lesen ließ und am Seitenaltare vor

dem wunderthätigen Muttergottesbilde daselbst kniete und inbrünstig betete. Als er die Kirche verlassen wollte, vertrat ihm der Geist den Weg, führte ihn zum Altar zurück und hieß ihn weiter beten, was er zum dritten Male wiederholte, obgleich dem armen Seppl, der noch nichts gefrühstückt hatte, dabei fast die Ohnmacht ankam. Auf einmal stand der Mühlgeist ganz weiß vor Seppl und sprach: Nun bin ich erlöst, habe Dank! Verkünd es allen Leuten, und ich will bei Gott um eine selige Sterbstunde für dich bitten. Hernach hat der Seppl ein Votivbild in die Kirche zu Absam gestiftet, darauf dargestellt ist, wie er betet und der Geist erscheint. Später mußte selbiger Seppl mit in den Krieg und kam bis nach Neapel, wo er erkrankte und selig in dem Herrn entschlief. An seinem Sterbebette erschien ihm noch einmal der Mühlputz in lichter Glorie vollbrachter Läuterung.

130.

Der graue Ritter.

Es lebte einmal ein armer Bauer zu Patsch oberhalb Innsbruck in der Nähe vom „heiligen Wasser," Namens Hippolit, der stack ganz gewaltig in Schulden, und seine Gläubiger drängten ihn sehr, weil sie begannen, ungläubig gegen seine Zahlungsfähigkeit zu werden. Es war nahe daran, daß das arme Bäuerlein sein Gut mit dem Rücken ansehen mußte, was bekanntlich der böseste Blick ist, den es geben kann. Ob der Hippolit selbst Schuld an dem Verfall seines Hauswesens war, oder nicht, das kann dabei nicht in Betracht gezogen werden, genug daß sein Unglück ihn sehr verrückte und kränkte, und ihm viele trübe Gedanken machte; Gedanken, etwa, ins Gebirge hinauf zu gehen, und sich am ersten besten Zirbelbaum aufzuknüpfen. Diese Gedanken führte der Hippolit auch richtig aus, das heißt, er ging ins Gebirge, hinauf zum Glunkezer (Berg).

Unterwegs, an düsterer Stelle in tiefer Waldeinsamkeit, begegnete dem Hippolit eine Mannesgestalt von ungewöhnlicher riesenhafter Größe und gekleidet in ganz altfränkische Rittertracht, redete ihn an und sprach mit dumpfer Stimme, in die sich aber etwas Hohn mischte: Gelt, Hippolit! Es geht Dir halt wohl schlecht! Aber schau magst d' a Geld, so will ich dir Geld und Sach'n

genug geben, brauchst nur statt meiner a bißl die kalte Pein zu leiden — heißt das, es hat damit noch lange Zeit, nicht früher als bis du todt bist, und lebst noch lang, o du lebst ja lang! Und nachher hast du weiter nichts zu thun als mich ablösen, und alleweil a bißel z'friern, und Schatz hüt'n. Es wird dir halt gar kalt sein, aber kannst dich ja warm anzieh'n.

Dem guten Hippolit fiel der bekannte Spruch ein:

Wann i a Geld hun, bin i luschti —

und da er lange nicht lustig gewesen war, so wollt er es nun sein, und dachte: Habe ich doch jetzt von wegen meiner Schulden bald die heiße, bald die kalte Pein auszustehen, bald schwitz ich für Angst und bald klappern mir die Zähn' — und da schlug er seine Hand in die eiskalte Hand des Ritters, der zu ihm sagte: Geh nur heim, wirst's schon finden. Voll Hoffnung ging der Hippolit heimwärts, da kamen ihm schon die drei Söhne entgegen und jubelten, daß sie einen Schatz gefunden, einen Sack voll Thaler. Deß war Hippolit sehr froh, zahlte seine sämmtlichen Schulden bei Heller und Pfennig ab, und befolgte fortan in guter Ruhe mit seinen Söhnen das beherzigenswerthe Sprüchlein:

Lebe, wie du, wenn du stirbst,
Wünschen wirst gespeist zu haben,

denn es speist sich sehr gut mit dem stillen Bewußtsein, keinem Menschen einen Pfennig schuldig zu sein.

Uebrigens vergaß Hippolit durchaus nicht, wie so viele Reichgewordene thun, das, was er in seiner Armuth versprochen, zu halten; er ließ sich richtig eine ganze Schatzhütergarderobe anmessen, und befahl seinen Söhnen, diese ihm in den Sarg mitzugeben, sobald er gestorben sein werde. Er starb aber noch lange nicht, sondern lebte in seinem Schöpfer vergnügt und froh, und sah noch Kindeskinder. Endlich starb er doch unversehens, Alles geschah nach seiner Anordnung, und am Abende nach dem Gebetläuten schritt Hippolit in seinem lodenen warmen Winterkleid hinterm Hause durch die Gatterthür, zum Glunkezer hinauf, und hütet alldort die Schätze des grauen Ritters, wahrscheinlich noch bis auf den heutigen Tag.

131.

Der Kukuksschrei.

Es ist noch gar nicht lange her, daß der aus Amras gebürtige „lange Luis," welcher Almhirt auf der Fatscheralm war, sich im nahen Grinzens in die Dirne eines Einödhofes verschaute. Er war sonst ein guter Bub, der, nachdem er unter Tags die Schafe gehütet, manchmal des Nachts zur erwähnten Dirn ins Fensterln ging, welche man die „Fuchsete" oder 's „Glockenfüchsl" hieß, weil sie röthliche Haare hatte. Einmal geschah es, daß, als der lange Luis just am Fenster der Dirn stand, in der Nähe plötzlich der Kukuk einmal schrie, worauf das Mädchen am Fenster allsogleich zum Luis sagte: Luis geh fort, du weißt ja ohnehin das Sprüchl, wenn der Kukuk schreit, ist der Böse nit weit. Allein der Luis, ein langer baumfester Bub, fürchtete sich vor nichts, ja vor gar nichts bei Tag und Nacht, daher blieb er. Da schrie der Kukuk zum zweiten Male, und das Mädchen bat den langen Luis um so eindringlicher zu gehen, und ihm selbst kam es nun sonderbar vor mit dem Kukukschrei, und wollte sich schier zum Heimweg anschicken. Da schrie der Kukuk zum dritten Male, um viel näher — ganz nahe. Die Dirn schlug rasch ihr Fensterl zu, dem Buben war der Muth gebrochen, es wankten ihm die Knie vor Schrecken und er lief so eilend, was er konnte, der Alpe zu, wo er ermattet und verstört ankam, und seitdem krank war, abzehrte und nach drei Monden im schönsten Mannesalter starb.

132.

Geisterspuk im Mairthal.

Auf dem Mittelgebirge süd-westlich oberhalb Innsbruck liegt, unweit der Schönbergerstraße, am Wege zwischen Mutters und Götzens ein Thal, das Mairthal geheißen, in welchem es bedeutend spukt. Bald diese, bald jene Gestalt ist Wanderern schon in diesem Thale begegnet, auch soll im Mairthale ein ungerathener Sohn seine Mutter erschlagen haben, nachdem er vorerst mit Lug und Betrug, mit Diebstahl und Schlechtigkeiten mancherlei Art den Vater ins Grab gekränkt hatte, und zur Strafe zu einem Brüllgeist

und Steinwerfer geworden sein. Aber auch das arme Weibl, die ermordete Mutter, spukt dort, und Manche wollen sie gesehen haben. Am schlechtesten erging es im Mairthale einem Schmid aus Mutters. Es ist nicht lange her, daß der „Schneider Bartl," ein altes wohlerfahrenes Mandl, folgendes selbst erlebtes Abenteuer in einer Gesellschaft zu Mutters erzählte. Er habe nämlich sehr oft ein klägliches Geschrei von einem Weibsbilde im Mairthale vernommen, und bald darauf eine rauhe wilde Mannsstimme, leibhaftig die des Mörders und seines himmelschreienden Opfers. Darauf sei bald Alles still geworden. Ein andersmal habe er das Weiblein — die Bäurin, des ungerathenen Sohnes Mutter — vor sich gesehen, sie habe die Arme ausgespannt gehabt, sei ohne Kopf gewesen und habe ihm den Weg versperrt, daher habe er sogleich „umkehrt euch" gemacht, und sei zurück gegangen. Sie habe ihn vor einem Unglücke abgehalten, meinte der Schneider Bartl. Andere, welche bei der Gesellschaft zu Mutters dazumal anwesend waren, wußten auch von manchem Spuk zu reden, nur ein junger starker Mann, er war ein Schmid, der lachte dazu und sagte: Ich glaub mein Lebtag nicht an solche Narrheiten, das ist alles abergläubisches Gewäsche, ihr seid lappete Leut' und ich will es euch beweisen, daß ich durchs Mairthal zu jeder Stund' in der Nacht gehe, ohne daß mir etwas zustoßen wird. Es wurde also bestimmt, daß er gegen Zwölf in der Nacht die Probe bestehe, und er brach auch um die Geisterstunde nach dem Mairthale auf, durch das ihn ohnehin sein Weg führte, denn er war drüben von Götzens, und der gewöhnliche Weg zog ganz nahe an dem verrufenen Thale vorbei. Der junge Schmid war ein kräftiger Bursche, voller Muth und ohne alle Furcht. Aber er kam an diesem Abende doch nicht zu gewohnter Zeit nach Hause, sondern erst zwei Stunden nach Mitternacht klopfte er an die Thür und stand draußen zitternd und zähneklappernd, ohne Hut, ohne Mantel, ganz beschmutzt und verrissen, wie ein Trunkener, der im Weggraben ein Schlammbad genommen. Er erzählte seinen Hausleuten, wie er im Mairthale angekommen, keinen Pfad mehr fand, und von unsichtbarer riesenstarker Hand über einen Hügel hinabgeschleudert wurde, daß er die Gigl (Füße) aufreckte. Und nachdem er unten über und durch Gesträuch und Dorngestrüppe gepurzelt wäre, und merkte, daß Hut und Mantel

zurück geblieben, sei er wieder emporgekrefelt, (auf allen Vieren hinauf gekrochen), allein er wurde auf dieselbe Weise abermal hinabgeschleudert. Da er Hut und Mantel um keinen Preis zurücklassen wollte, und sein Muth auch nicht gesunken war, krefelte er abermal hinauf, und so ging es fünfmal, wie beim erstenmale. Endlich aber fühlte er sich matt und weh, und sah ein, daß es nicht mit rechten Dingen zugehe, auch überkam ihn endlich Furcht, er ging ohne Hut und Mantel auf Umwegen nach Hause, und blieb fest dabei, daß der Mörderteufel als Höllenteufel dort umgehe.

133.

Der Drache im Seefelder-See.

Eine Poststation hoch über Zirl liegt die Hochebene von Seefeld. Einst befanden sich dort zwei Seen von ziemlichem Umfang, welche dem Orte den Namen verliehen; jetzt sind sie unbedeutender, aber immer lebt noch im Volke der Glaube, daß beide, oder doch einer derselben, von ganz unergründlicher Tiefe sei, wie denn dieser Glaube an so viele Bergseen sich anknüpft. Ein Mann aus Seefeld wollte einst den größern der Seen untersuchen, wähnte ihn nicht tief, und ritt mit einem Pferde hinein. Eine Zeitlang fand das Pferd noch Boden, aber als es gegen die Mitte kam, fand es keinen Boden mehr, und mußte mit seinem Reiter schwimmen. Gleichzeitig entstieg dem Grunde des Sees ein gräulicher Drache, der rief mit drohender Stimme, während seine Augen zornvoll funkelten:

„Wenn du willst den See ergründen
So will ich ganz Seefeld schlünden!“

wobei der Drache mit dem ungewohnten Ausdruck „schlünden“ weiter nichts sagen wollte, als daß er ganz Seefeld in den Schlund seines Rachens hinab schlingen wolle. Damit begann er zu gleicher Zeit die erste Probe zu machen, indem er Roß und Reiter verschlang, und mit ihnen wieder in die unergründliche Tiefe versank. Nach einigen Wochen fand man auf dem zweiten See den Sattel des Pferdes, auf welchem der Reiter gesessen hatte, schwimmend, den der Drache als gar zu unverdaulich nicht bei sich behalten hatte, und man ersah daraus den unterirdischen Zusammenhang beider

Seen. Seitdem ist es Keinem wieder eingefallen, die Tiefe des Sees messen zu wollen.

Daß sich die Seen nicht gerne ergründen lassen, lehren auch Sagen in andern deutschen Ländern.

134.

Das Mörderloch.

Unweit Telfs bildet die Straße ins Vorarlberg einen Hohlweg, der wird das Mörderloch genannt. Vor Zeiten führte hier kein Weg vorbei, sondern er zog über den sogenannten Kopf, ziemlich steil und unbequem durch den Wald, welcher „Zimmerberg" heißt. In diesem Walde hielt sich eine Bande Raubmörder auf, welche zur Nachtzeit die Reisenden beraubten, und häufig auch ermordeten, und deren Leichname in eine Vertiefung am Berge der Niederung zu warfen. Dieses war das sogenannte Mörderloch. Gottes Gericht machte endlich dem Frevel ein Ende; während eines Unwetters ging die Hütte des Räubers, die sich unweit des jetzigen Bauerngehöftes „zum Gerhart" befand, mit der ganzen darinnen versammelten Bande unter. Erst nach langen Jahren, als die neue Straße gebaut wurde, entdeckte man die Mördergrube voll modernder Gebeine der Erschlagenen.

Andere wollten behaupten, es habe sich von Mieming aus ein Wildbach nach Telfs ergossen, und den Felsen so ausgehölt und ausgewaschen, daß man leicht durch ihn hindurch die Straße habe fahren können. Noch immer rinnt zwischen den Felsen zur Seite des Weges ein kleines Bächlein hin.

135.

Die Jakobshühner.

Im obern Leutaschthale, einem Hoch- und Seitenthale der Isar, zwischen Mittenwald und dem obern Innthale, und durch einen guten Weg mit Telfs in Verbindung, steht eine dem heiligen Jakob geweihte Kapelle, in der eine sehr alte, halbzerstörte Wandmalerei sich befindet, welche eine fast bis zur Legende verklungene Sage darstellt, oder was noch ungleich wahrscheinlicher ist, die

Legende rief die Wandmalerei hervor, und diese versetzte den Ursprung einer bekannten Wundersage in diese einsame Gebirgsgegend. Es wohnte auf einem Hofe in diesem Thale ein redliches Ehepaar, dem zu seinem Glücke nur Kindersegen fehlte, und es gelobte dasselbe eine Wallfahrt zu St. Jakob in Compostella. Dem Ehepaare wurde alsbald ein frischer Knabe bescheert, aber lange unterblieb die Wallfahrt, bis der Knabe schon die Jünglingsjahre erreicht hatte. Erst jetzt traten die Eltern ihre weite Wallfahrt in Begleitung des Sohnes an. Schon waren sie dem berühmten Gnadenorte und dem Grabe des heil. Apostels und Martyrers Jakobus major nahe, als sie noch die letzte Nachtrast im Wirthshause eines Dorfes hielten. Des Wirthes Tochter verliebte sich alsbald in den blühenden jungen Tiroler, und gab ihm allerlei spanische Winke, allein sein Herz war keusch und rein, und wiederstand jeder sündhaften Anreizung. Das verdroß die heißblütige Spanierin, und sie beschloß Rache zu nehmen für die Verschmähung ihrer Liebe.

Die Wallfahrer hatten schon am frühen Morgen des nächsten Tages das Gasthaus verlassen, als ihnen Leute nachgeritten kamen und sie durchsuchten. Ein silberner Löffel sollte gestohlen sein, und er fand sich im Gewande des Jünglings. Man führte Eltern und Sohn zurück und vor Gericht. Vergebens betheuerte der junge Mensch seine Unschuld; denn ohne sein Wissen hatte jene rachsüchtige Dirne heimlich den Löffel in seinem Gewande verborgen. Auf den überführten Diebstahl stand in den alten Zeiten überall die Strafe des Stranges, und Jakob, so war der Jüngling getauft, wurde zum unsäglichen Schmerze seiner Eltern gehenkt. Bis in den Tod betrübt setzten jene ihre Wallfahrt fort. Sie waren gekommen zu danken, und konnten jetzt zu San Jago nur beten und weinen. Auf dem Rückweg kamen sie wieder an der Richtstätte vorbei, wo ihr geliebter einziger Sohn hing. Der aber sah sie mit offenen Augen an, und sprach: Ich lebe und leide keinen Schmerz. Die Eltern eilten nun in den Ort hinein zum Richter, den sie beim Schmause trafen, kündeten an, was sie gesehen, und baten den Gehenkten abnehmen zu lassen. Der Richter verlachte sie und rief: So wenig diese todten, gebratenen Rebhühner davon fliegen, so wenig lebt euer Sohn. Aber siehe — da flogen die Hühner

auf und davon. Starr vor Staunen waren der Richter und seine Gäste; eilig wurde der Gerichtete vom Galgen genommen, und sagte aus, er habe keinen Schmerz empfunden, denn es habe sich ein starker alter Mann unter ihn gestellt, auf dessen Schultern er gestanden habe. Darauf pilgerten die Alten abermals und zwar jetzt mit dem Sohne nach Compostella, und als der Jüngling das Bildniß des Heiligen erblickte, rief er aus: Dieser ist es, der mich vom Tode errettet!

Die Neuvereinten opferten ihren Dank und zogen beglückt in ihr heimatliches Thal in Tirol zurück, und gründeten und erbauten dort die Kapelle. Sie steht zwei Stunden von Oberleutasch und eine halbe Stunde von Mittenwald an der Isar.

NB. Die Originalurkunde über diese Begebenheit, welche um die Mitte des 13. Jahrhunderts geschah, befindet sich im Stifte Stams, und eine Abschrift in Widum zu Leutasch. Auch auf dem Plafond über dem Presbyterium in der St. Jakobs Pfarrkirche zu Innsbruck zeugt ein allegorisches Freskogemälde von dieser legendenartigen geschichtlichen Sage.

Anmerkung des Herausgebers.

136.

Hexenfahrt in den Weinkeller.

Im Dorfe Mötz bei Stams lebte eine fromme, christlich gesinnte Witwe, die sehr geachtet war wegen ihrer großen Wohlthätigkeit. In ihrem Hause wohnten mit ihr drei Freundinnen zusammen, mit denen sie meist ihre Abende gesellig zubrachte; ein Knecht versah die Oekonomiegeschäfte der wohlhabenden Witwe. An einem schönen Sommerabende schlugen jene Freundinnen, welche alle arge Hexen waren, ohne daß die Witwe dieß wußte, der Letzteren einen Spaziergang vor, und ohne Arg willigte sie ein. Als die Lustwandelnden eine Strecke gegangen waren, standen vier Geisböcke am Wege und schnell zwangen die Freundinnen die Witwe auf einen derselben, schwangen sich auf die drei andern, und schrieen: Hui auf! Da erhoben sich die Böcke in die Luft, und der Witwe vergingen Hören und Sehen und alle Sinne. Plötzlich waren die Bockreiterinnen im Stamser-Stiftskeller, in welchem

mächtig große Fässer voll Wein lagen. Die Gefährtinnen geboten der Witwe, sich ganz still zu verhalten, sie wollten sich einen Jux machen und tapfer zechen, aber die Witwe überhäufte sie mit Vorwürfen. Plötzlich verschwanden Jene sammt den vier Böcken, und die Witwe sah sich beim Schimmer der Kellerlampe ohne Kleider, nackt. Laut rief sie um Hilfe, hielt aber die Kellerthüre zu und bat, ihr erst ein Gewand zu reichen; dieß erhielt sie auch, wurde aber von den Dienern für eine Weindiebin gehalten. Indeß klärte dieser Irrthum sich bald auf, da die Witwe Vielen bekannt war; aber um so mehr befremdete ihre Anwesenheit im Stiftskeller. Daheim war die Witwe gar nicht verreiset gewesen, denn sie lag anscheinend krank in ihrem Bette, ohne jedoch zu reden. So sah sie selbst ihre eigene Gestalt täuschend ähnlich liegen, sie stürzte auf dieselbe zu, und riß sie am Gewande, welches dasselbe war, dessen die Unholdinen sie im Stiftskeller beraubt hatten; da verschwand alsbald das Blendwerk. Jetzt zeigte die Witwe ihre drei Freundinnen beim Gericht an, diese läugneten zwar Stein und Bein, mußten aber doch bekennen und dann brennen, und zwar wie jedes Hexenurtheil lautete: Von Rechts wegen.

137.

Burg Klamm.

Ueber der alten Straße, die von Obsteig herab als eine tiefe Schlucht nach Mötz zieht, horstet die Ruine der einst sehr festen und gefürchteten Burg Klamm, als ein noch immer trotziger und starker Thurm. Einst gab es ein Herrengeschlecht, das „von Klamm“ sich nannte, dann haben Milser von Schloßberg die Burg inne gehabt, das waren landschädliche Raubritter. Der schlimmste, kühnste und verwegenste war Otto Milser. Einst hatte er einen Span mit dem Abte von Wilten bei Innsbruck. Er überfiel zur Nachtzeit die Abtei, holte den Abt aus dem Bette, und führte ihn auf die Klamm, wo er ihn in das finstere Verließ warf, und sich weder an weltliche noch geistliche Rachedrohungen kehrte, bis der Abt nachgab und Frieden schloß.

Der Geist Otto Milsers soll sich noch auf dem Thurme der Burg Klamm zu Zeiten blicken lassen.

138.

Der Drachensee.

Zu den mythischen Sagen von den Gottesgerichteten durch Versinkung *) gehört auch die vom Drachensee. Derselbe liegt an dem Mieminger Gebirge unterm. Sonnenspitz mitten auf grünen Matten von starren Felsenwänden überragt. In den allerfrühesten Zeiten der Ansiedelung soll der heilige Magnus in diese Gegend gekommen sein (wovon freilich die Legende dieses Heiligen nichts verkündet) und den Bewohnern das Christenthum gepredigt, sie auch den Bergbau gelehrt haben. Auf diesem Wege wurde ein Goldschacht entdeckt und ausgebeutet, der die Bewohner des Gebirges zwar reich machte, aber auch selbe aus frommen Menschen in übermüthige und hoffärtige umwandelte, wie das so häufig geschah und noch geschieht. Gott und sein heiliges Evangelium, Christus und seine Mutter, der heil. Geist und alle lieben Gottesheiligen wurden vergessen, und nur dem Mammon wurde gefröhnt, der Wollust, der Kleiderpracht, und die Armuth wurde ganz und gar verachtet, da es in dem Orte, der auf jener Bergeshöhe entstanden war, durch den Bergsegen keine Armen mehr gab.

Da kam eines Morgens ein alter eisgrauer Mann im Bettlergewande in den Ort, und bat um Aufnahme für die Nacht, wurde aber überall abgewiesen und vor die Thüren gestoßen. Darauf wandte er sich hinweg, kam im unwirthbaren Gebirge um und sprach sterbend einen Fluch aus über Dorf, Bewohner und Bergwerk. Da begannen Donner zu rollen und die Erde zu beben, und der Ort versank, und am andern Morgen deckte ein ruhiger aber dunkler See die Stätte sammt allen ihren Bewohnern. Diese leben noch ein ruheloses Geisterleben; aus dem See heraus dürfen sie nicht, eine Drache bewacht sie, den man oftmal auftauchen gesehen, und deßhalb führt der See den Namen: Drachensee. — In der Christnacht hört man das Glöcklein in der mitversunkenen Dorfkapelle läuten, und sieht auch wohl die büßenden Bewohner zur Kirche ziehen, die dann empor zu steigen scheint, aber wehe

*) Vergl. Alpenburg's Myth. u. Sag. Tir. S. 230 — 239.

dem, der nicht nur sieht, sondern auch gesehen wird. Der Drache fährt dann aus dem Wasser, faßt ihn und gesellt ihn zur Schaar der Verdammten.

139.

Der Hut des Gespenstes.

Ein Bursche zu Untermieming hatte seinem Mädchen versprochen, an einem bestimmten Abend zur Tanzmusik zu gehen. Dieser Abend kam, aber der Tänzer kam nicht; eine Verhinderung hielt ihn ab, zu rechter Zeit Wort zu halten. Die mit Ungeduld seiner harrende tanzlustige Dirne wartete endlich nicht länger, sie meinte er sei wohl gleich ins Wirthshaus gegangen, tanze dort mit Andern, und vergesse sie ganz und gar; daher eilte sie hin auf den Tanzboden, doch auch dort war ihr Tänzer nicht. Nun lief sie nach Hause zurück, und schlug eine Richtung ein, die über den Friedhof führte. Dort, zwischen zwei Gräbern, stand, so schien es, ihr Geliebter, es war seine Gestalt, sein Gewand — er stand so, daß er sie nicht gewahrte; leise schlich sie hinzu, riß ihm den Hut vom Kopf und enteilte — jener aber blieb regungslos stehen. Dieß nahm sie wahr, als sie, in der Meinung ihr Bursche werde ihr nacheilen, umblickte — und jetzt überlief sie ein Furchtschauer, und sie beschleunigte was sie konnte ihre Schritte, um nach Hause zu gelangen. Dort traf sie ihren Burschen an, der sein längeres Ausbleiben entschuldigte. Neuer Schreck, ihr Bursche hatte seinen Hut auf dem Kopfe, und fragte bedenklich, wessen Hut sie denn mitbringe? — Die Dirn war so bestürzt, daß ihr nun alle Lust, zum Tanze zu gehen, verging, und der Bursche schied mißmuthig von ihr.

Jene legte sich nieder, konnte aber kein Auge zuthun. Um Mitternacht klopfte es an die Kammerthür, diese sprang auf, und jene starre Gestalt trat ein, und sprach: Gib mir meinen Hut wieder! Die Dirne kroch unter die Decke in Todesängsten, und jener blieb so lange, und so starr und steinern stehen, bis der erste Hahnschrei erscholl. Das wiederholte sich jede Nacht, und nun klagte die Geängstigte ihre Pein dem Seelsorger; der gab ihr den Rath, auf den Kirchhof zu gehen, und den Hut dort, wo sie ihn genommen, zurückzugeben, er wolle sie selbst bis zur Friedhof-

pforte geleiten. Dieß geschah, aber als die Dirne jene Gestalt wieder stehen sah, wurde sie so von Furcht übermannt, daß sie ihr den Hut zuwarf und enteilte. Der Geistliche verwies ihr das, und sagte ihr, sie hätte den Hut dem gespenstigen Eigenthümer auf den Kopf setzen müssen. Doch kam die Gestalt fortan nicht wieder; aber die Dirne begann zu kränkeln, und kränkelte fort und fort bis sie bettliegerisch wurde und bald darauf starb.

140.

Barwies und Stuarig.

Das Dörflein Barwies, das mit zu der großen Gemeinde Miemingen (Obermiemingen) zählt, soll ehemals eine ziemlich große Stadt gewesen sein. Hinter derselben war auf einer Anhöhe ein großer See gelegen. Die Einwohner der alten Stadt Barwies waren gottlos und gottvergessen, gleich jener zu Tannenee *). Dafür traf sie das Gottesgericht der Ueberfluthung und Verschüttung ihres Wohnortes. In einer schreckbaren stürmischen Nacht, als nach wiederholtem tollen Lustfrevel die Einwohner im tiefen Schlaf lagen, brach der See aus, und schob den Erd- und Felsendamm, der nach Barwies zu lag, vor sich her, und so wurde die ganze Stadt unter Schlamm und Fluth, unter Gries und Kalkgerölle begraben, und fast gänzlich verschüttet. Noch ist die Stelle ersichtlich die der See überstürzte, sie heißt „Städtl," und den ungeheuren Steinhaufen, der über dem alten Barwies aufgethürmt ruht, nennen die Leute: „s' Stuarig," nur einige Hütten blieben am Fuße dieser großartigen Schutt- und Steinhalde stehen, das ist das heutige Barwies. Längst erwuchs auf dem Stuarig ein Wald. Einst ging ein armer Holzhauer hinauf, dort Holz zu fällen, und als es um 12 Uhr zum Gebet läutete, sprach er andächtig den englischen Gruß und seufzte zu Gott, daß dieser doch einmal seine drückende Armuth mindern möge. Darauf sah er mit einem Male unter den Waldbäumen eine große eiserne Kiste stehen, auf der ein Bund Schlüssel lag. Der Holzhauer begann mit diesen Schlüsseln den Versuch zu machen, die Kiste zu öffnen, aber keiner

*) Vergl. Alpenburgs Myth. u. Sag. Tir. S. 240.

wollte erschließen. Endlich der letzte schien der rechte zu sein, nur drehte er sich nicht im Schlosse, welches nicht minder wie die Schlüssel selbst ganz verrostet war. Das Probieren verursachte gar einen eigenen grauenhaften Ton — und dem Manne wurde so unheimlich, daß er die Schlüssel zu sich nahm, die Kiste versteckte und von dannen eilte, um sich Gehülfen zu holen. Als er mit diesen wieder zur Stelle kam, suchte er die Kiste vergebens — sie war und blieb verschwunden, weil er nicht irgend etwas Geweihtes darauf gelegt hatte. So half ihm nun der Schatz nichts, und es ging ihm wie Andern, die viele Schlüssel haben, aber eitel leere Kisten und Kasten.

141.

Der Hexentanz auf dem Somrig.

Der Tarrenton mit seinem Dirschentritt, (Thürsen- oder Riesentritt), der Sattelberg und die Lorea bilden die westliche, und das Hochjoch, der Fern, der Waneck und der Hornberg mit dem Simmering die östliche Seite des oberinnthalischen sagenreichen Gurgelthales. Auf dem Simmering — Somrig nennt ihn das Volk — war ein Hauptsammelpunkt der Hexen, war Tanzplatz und Wettermachkanzel. Vom Somrig fuhren sie gewöhnlich auf den baumlosen, quellenlosen und kahlen Tschirgant, dann auf den Hornberg, ein eitel Teufelshorn, und so ging es fort, Jahr aus Jahr ein, im sündigen Hexensabbath.

Der Somrig zeigt sich an seiner nordöstlichen Abdachung voll Holz und grüner Alpenweiden in sanfter Neigung gegen das errliche Mittelgebirge von Miemingen mit den lachenden Dörfern des Miemingerberges. Am Wege von Obermieming über die Niedermunda nach Leutasch zu, steht kaum eine Viertelstunde wegwärts der stattliche Bauernhof der Umgegend, und von ihm wird folgende Sage erzählt: Eine Besitzerin des stolzen Hofes hatte viele Knechte und Mägde, und ein Knecht bemerkte zum öftern, daß sich die Bäurin an den Donnerstagen in der Küche einschließe. Der Knecht verbarg sich einstmals in der Küche, und beobachtete wie die Bäuerin einen Besen mit einer Salbe bestrich, und dann rief: Oben aus und Nirgends an! und witsch! durch den Rauchfang

ausflog. Der Knecht wollte es auch probiren, nahm aus der „Gschachtl" die Salbe, bestrich einen Besen, und rief: Oben aus und nirgends an! und witsch! flog auch er durch den Rauchfang, und hutsch! hutsch! hutsch! der Bäuerin nach. Dabei wurde ihm aber eigenthümlich zu Muthe, es wurde finster vor seinen Augen, so, daß er bald von Sinnen kam. Als er aufwachte, sah er sich bei einem Galgen niedergelegt, unter welchem seine Bäuerin und viele Andere ihres Gleichen, die er alle kannte, tanzten und sich hernach an eine mit köstlichen Speisen gedeckte Tafel setzten. Der Knecht aber stand erdattert (starr vor Schreck) unter dem Galgen und wußte gar nicht wie ihm geschah. Da raunte eine Hexe der Bäuerin etwas ins Ohr, worauf diese auf den Knecht einen fuchsteufelswilden Blick warf und schrie: So, du auch hier! Hierauf wurde er zur Tafel gerissen, mußte zugreifen und noch mehr thun, hernach wurde ihm geboten bei Tod und Teufel des Zerreißens zu Lab und Stab (Laub und Staub) stumm zu sein gegen Jedermann, auch vom Kleinsten, was er gesehen, gethan, und noch sehen und thun werde. Nachdem er nichts mehr zu essen vermochte, schoben sie ihm von den Speisen, die übrigens köstlich und reichlich vorhanden waren, ein „Bscheidessen" in die Taschen, und fuhren im Hui hinauf zum Somrig zum berüchtigten Hexentanze. Das war ein erschrecklich wüster Tanz, wobei der Knecht entmannt und zum Tode schwach zu Boden taumelte. Die Hexen fuhren in der Nähe nur noch kurze Zeit herum, zerstreuten sich endlich nach allen Weltgegenden, und der arme Knecht ritt als armseliger Heiter hinter seiner Bäuerin auf dem Besen heimwärts durch den Rauchfang hinab in die Küche, und hatte seine Neugierde theuer genug bezahlt.

Die Bäuerin ging am andern Tage ihren Geschäften so lustig und allegro nach, als ob gar nichts vorgefallen wäre, und als der Knecht seine Speisen ansah — waren es Roßmist, Haare, Todtenbeine und Aas. Darüber entsetzte er sich, und zeigte es bei Gericht an, und dort wurde nicht viel Federlesens gemacht, die Hexen wurden verbrannt; den Knecht fand man aber gleich nach gemachter Anzeige schauderhaft zerrissen und mit umgedrehtem Kopfe todt im Bette.

Viele behaupten, daß uralte Leute ausgesagt hätten, einst

habe der Somrig „Sinn-Ring“ geheißen, denn man könne noch jetzt den großen Ring beobachten, welchen die Hexen ausgetanzt hätten. Was aber „Sinn“ bedeuten soll, das haben die Alten nicht gesagt, und wird sich wohl auch hiezu der Ausleger finden.

142.

D'Seel sitzt im Kopf.

Vier Wildschützen von Bieberwir gingen in den dreißiger Jahren ins bairische Gränzgebirge Gemsen wildern, wendeten sich gegen Buchloe und stiegen eine Abdachung hinab auf bairischen Boden. Wie sie langsam vorschlichen, erblickten sie auf einmal über sich in Legföhren versteckt bairische Revierjäger, welche Miene machten sie abzufangen. Daher liefen sie so schnell sie konnten davon, und hörten wohl, daß ihnen Schüsse nachgesendet wurden.

Als sich die Wildschützen außer dem Bereiche der Gefahr befanden, waren ihrer nur drei, und so gingen sie ohne den vierten nach Hause, in der Meinung, daß er versprengt worden, und auf anderen Wegen heimkommen werde. Als derselbe am anderen und auch am dritten Tage nicht kam, ahnten jene ein Unglück, und gingen vorsichtig aus, ihn zu suchen. Sie fanden ihn durch die Brust geschossen und todt in seinem Blute liegen, der Wasen war rundherum mit den Fingern aufgerissen, jedenfalls im Todeskampfe. Sie legten ihren unglücklichen Kameraden unter einen dürren Baum, deckten ihn mit Gesträuch zu, und sagten seiner hinterlassenen Witwe mit sieben unmündigen Kindern den Trauerfall an. Nach acht Tagen gingen die Wildschützen abermal zu dem Leichnam, und nahmen dessen Kopf mit, welcher zu Bieberwir in den Friedhof gelegt und eingesegnet wurde: denn das tröstete allein die armen Hinterlassenen, weil auch dort der Kopf als Wohnung der Seele und als das Kostbarste am Leibe betrachtet wird, wie es an andern Orten des Landes der Fall ist. Den Cadaver ließen sie liegen, legten auf die Reiser, mit denen er zugedeckt war, noch Steine in Pyramidenform auf einander, und hingen seinen Jägerhut mit Hahnenfeder und Gemsbart auf den Gipfel des alten dürren Baumes — das war das Grabmal des Wilderers, und so blieb es lange Zeit. Die Sache wurde ruchbar, das

Landgericht veranlaßte im Einverständniß mit dem bairischen eine Untersuchung; man konnte aber nichts Genaueres erfahren, als was hier erzählt worden; doch wird jedesmal beigesetzt, daß man darum den Kopf im geweihten Friedhof begrub, damit dem Geiste des Wilderers die ewige Ruhe gegeben werden könne, da er sonst vielleicht wandeln müßte; denn „d'Seel sitzt im Kopf!"

143.

Das Wappen von Reutte.

Das Wappen des Marktes Reutte am Lech besteht aus drei in roth und weißem Felde stehenden Tannen, und soll nach der Volkssage auf folgende Weise entstanden sein.

Da, wo jetzt der schöne Markt, umgeben von den alpenreichen Bergen, liegt, war in grauer Urzeit nichts als eine waldige Gegend, in welcher wilde Menschen unter den wilden Thieren lebten. Es kam aber ein von Gott gesandter Mann in die Wildniß, der bekehrte die Bewohner zum Christenthume und lehrte sie Sitte, und bald darauf fingen sie an, den Boden auszureuten (roden, reinigen), bauten sich bequeme Hütten und nannten den Ort Reutte, weil er ausgereutet worden war. Zur Erinnerung ließen sie aber drei Tannen vom Urwald stehen, die sie hoch ehrten und unter denen sie Rath und Recht hielten. Als endlich die drei Tannen vor Alter zu Grunde gingen, pflanzte man wieder drei junge nach und so blieb es von Jahrhundert zu Jahrhundert. Als die Ortschaft, größer geworden, auch eines Wappenschildes bedurfte, ließ sie die drei Tannen aufnehmen, welche noch heute im Siegel stehen *).

144.

Der Teufel als Maskenzugführer.

Es war Fasching und auch zu Reutte ging es hoch und zugleich toll her, Alles war verkleidet, und halb von Sinnen vor Lust und Jubel. Am tollsten trieben es eilf junge Burschen; sie hatten

*) Dieses Wappen erinnert an jenes der Thüringischen Stadt Waltershausen, die auch drei Waldbäume zeigt.

die abenteuerlichsten Masken ausgesonnen, und sich in dieselben gesteckt, hielten zusammen, und stürmten in Reutte herum, wie das wilde Heer. Man wußte, wer sie waren, wenn man auch nicht den Einzelnen erkannte, und wußte auch, daß ihrer nur eilf waren. Einer sprang und tollte voran, die anderen folgten paarweise mit Geschrei uud lautem Halloh. So trieben sie es spät in die Nacht hinein, und da waren just um Mitternacht auf einmal sechs Paare, denn zum Zugführer hatte sich ein Zweiter gesellt, der ohne Maske war, und über dessen Anblick doch Jeder, der ihn sah, sich entsetzte. Und das war kein anderer, als der leibhafte Teufel in seiner ganzen abschreckenden Gestalt und Erscheinung. Er hupfte und tollte und glühte über und über, und leuchtete demnach schauerlich durch die Nacht, und seinen Gefährten grausete, als sie diesen Spielgesellen gewahrten, aber es half nun nichts; sie mußten ihm folgen durch die ganze Nacht, bis zum ersten Hahnschrei. Da griff der Teufel seinem Nebenmann in den Nacken, brach ihm das Genick und fuhr mit seiner Seele sammt Haut und Haar von dannen.

In dieser Sage klingt die so häufig mit dem Teufel in Verbindung gebrachte mythische Zwölfzahl an.

145.

Der Hexenreiter.

Eine gute halbe Stunde von Reutte liegt Pflach; dort wohnte ein Bauer, der mochte es wohl mit einer oder mit mehreren Hexen seines Ortes übel versehen haben, denn es wurde demselben gräulich mitgespielt. Nach einem sauren Arbeitstage lag Benedikt, so hieß der Bauer, bereits zu Bette, als ihn das Klingeln seiner Ziegenglocken vor der Hausthür aufweckte; er dachte nicht anders als, sie seien aus dem Stalle, der vielleicht aus Fahrlässigkeit offen geblieben, entkommen. Schnell sprang er vom Lager, kleidete sich nur wenig an, und trat vor das Haus. Doch kaum hatte Benedikt des Hauses Schwelle überschritten, so fuhr eine Schaar Hexen auf ihn ein, rissen ihn beim Haar mit sich fort in ungeheurer Schnelle und in eine tiefe Wildniß, in der ein Feuer flammte; dort beschlugen sie ihm Hände und Füße mit in jenem Feuer glühend gemachten Hufeisen, legten

ihm einen Pferdzügel an, setzten sich auf ihn, geißelten ihn, und von einer unerklärlichen Macht getrieben, gewann er so viele Kraft, seine Reiterinnen sammt und sonders bis zur höchsten Spitze des Säulings zu tragen, schier 7000 Fuß hoch; auf jenen Berg, von dem die Sage geht, daß der Römerherrscher Julius Cäsar, nachdem er bei Füßen zu Roß über den Lechschlund gesprengt sei, am Säuling ein Wildbad besucht habe. Der arme Benedikt war fast todt von diesem Hexenritt, mußte aber nun, an einen Pfahl gleich einem Roß gebunden, mit ansehen, welch wüstes Gelag und welch scheußliche Tänze auf dieser Höhe Statt fanden. Es waren lauter Teufel da, die mit den Hexen tanzten, schmausten und zechten; und als der Spuk vorüber war, mußte Benedikt wieder Pferd sein, und nicht minder schnell abwärts rennen, als er aufwärts gerannt war. Noch aber war Pflach mit seinem alten Kniepaß, allwo es sich für die Knie sehr übel passirt, nicht erreicht, da begann von der Glocke zu Breitenwang das erste Gebetläuten. Hui! fuhren die Hexen zetternd davon, fielen die Hufeisen ab von den Händen und Füßen Benedikts, und auf einmal lag er vor seiner Hausthürschwelle, hingerückt durch Hexenzauber. Seitdem hat der Benedikt ein seltsam närrisches Wesen angenommen, reitet über die steilsten Steingerölle und Steinrutschen mit größter Leichtigkeit, wobei er sich auf seinen Stock, als auf ein echtes Steckenpferd, setzt, und übt diese Kunst besonders dann, wenn er etwas einzuschmuggeln hat, und die Gränzjäger ihm auf der Ferse sind, von denen ihm aber noch keiner hat beikommen können, denn der Benedikt setzt sich alsbald auf seinen Stock und reitet auf demselben wie auf einem Zauberpferde über Berg und Thal auf und davon.

Vom Volke erhielt er den stehenden Namen, „der Hexenreiter", was freilich auf sein erstes Abenteuer angewendet, sprachlich nicht paßt, sintemal Benedikt nicht ein Hexenreiter, sondern ein Hexen-Gerittener ist.

Uebrigens erinnert diese allbekannte Volkssage lebhaft an jene von dem Teufels-Hufeisen, welche L. Bechstein im deutschen Sagenbuch 371 erzählt, ohne daß diese jener nachgebildet ist.

146.

Der Klaushund.

Vielfache, zum Theil sehr weit ausgesponnene, zum Theil auch verworrene Sagen gehen in der Gegend der geschichtlich so hochberühmten und strategisch wichtigen Ehrenberger-Klause und der Burg Ehrenberg, oberhalb Reutte, im Volke um, und zwar von einem großen schwarzen gespenstigen Pudel, den das Volk aber nur den „Klaushund" nennt. Viele wollen ihn die Straße ab und auf wie toll rennend erblickt haben; Manche schwören, daß er ein Menschengesicht habe und in ihm die verdammte Seele eines Landesverräthers wohne, der zur Zeit des Schwedenkrieges den Feinden den Paß verrathen, und dadurch ein entsetzliches Blutbad veranlaßt habe. Zur Strafe dafür wurde dieser Verräther in einen schwarzen Hund verwandelt, der in gewissen Nächten von der Klause bis nach Arlberg und wieder zurücklaufen muß.

Er kann zwar Niemanden schaden, schreckt aber doch die Wanderer furchtbar, und ein Bäuerlein von Rankweil, welches eines Abends noch auf seiner Wiese mähte, hätte bald den Tod davon gehabt, als es den furchtbaren schwarzen Hund mit seinen Feueraugen erblickte. Dieser Pudel ist noch nicht gebannt, und soll auch nicht zu bannen sein.

147.

Die schwarze Jungfrau von Ehrenberg.

In der Thalniederung am Fuße des alten Schlosses Ehrenberg ist ein Felsen, überwachsen von Strauchwerk; ringsum liegt grünes Gefilde. In diesem Felsen ist eine Höhle befindlich, in welcher drei Jungfrauen, ganz mit schwarzem Gewande angethan, hausen. Die Jungfrauen spinnen zur Nachtzeit von ihrer Höhle aus bis zu einem einzel hervorstehenden Thurm des Schlosses ein langes langes Seil, und hängen daran Wäsche auf. Wie sie erlöst werden können, hat noch Niemand erfahren.

Die Dreizahl und die schwarze Kleidung gesellt diese spinnenden Jungfrauen zu der großen Sippe, die auch in anderen Ländern

sagenhaft im Volke lebt, und dem ältesten germanischen Mythenkreise entstammt.

148.

Die weiße Frau zu Breitenwang.

In Breitenwang, das nahe bei Reutte liegt, und wo Kaiser Lothar II., als er aus Italien von seinem Römerzuge zurückkehrte, starb, spukt auf dem Friedhofe eine weiße Frau. Es ist nicht gut zur Nachtzeit dort vorüber zu gehen, denn diese weiße Frau wirft jedem, der am Friedhof bei nächtlicher Weile hinwandelt, einen schneeweißen und eiskalten Leilacken oder ein Todtenhemd über, und das haftet fest an ihm, es mag sich einer drehen und wenden wie er will, es abzuschütteln. Und dann ist er nach drei Tagen eine Leiche.

149.

Das beste Gebet.

Im Dorfe Heiterwang, eine Stunde von Reutte entfernt, lebte ein armer junger Geishirt. Er war sehr fromm erzogen, daher betete er vor jeder Kapelle oder vor jedem Marterl das Vaterunser. Er machte es aber gewöhnlich so: er nahm seinen mit Waldblumen gezierten Hut vom Kopf, warf die etlichen Blumen hinein und betete in den Hut hinein die Vaterunser; schnell vermehrten sich die Blumen, und er betete fort, bis der Hut voll wurde; dann schloß er das Gebet mit den Worten „und für das ganze himmlische G'schwader," leerte ihn vor der geweihten Stelle aus, und da sah er wie die armen Seelen um Blumen fast rauften.

So trieb er es lange Zeit fort, bis ihm ein frommer Mann aus der Gegend sagte, er wisse ein noch fürnehmeres Gebet für die armen Seelen. Das lernte der Knabe und betete dasselbe in den Hut hinein. Allein der Hut wurde nicht voll, er mochte das neue Gebet versuchen, so oft er wollte. Er ging daher zum frommen Manne und erzählte ihm das. Der Mann wunderte sich und gab ihm den Rath, er solle also das alte Vaterunser wieder beten, und als er das gethan, geschahen die Blumen-Wunder wie

Anfangs. Seitdem erkannten die Leute, daß das Vaterunser das beste Gebet sei.

150.

Der fliegende Drache im See.

Eine Viertelstunde nördlich von Breitenwang liegt ein Weiler von zwölf Häusern, des Namens Mühl, und neben diesem ein kleiner See. In diesem See wohnt ein Drache; dieser fliegt bei nächtlicher Weile feurig aus dem See heraus und nach einem anderen am linken Lechufer, und dann wieder zurück.

Vor Zeiten stand an der Stelle des ersten Sees eine Schmiede, die gute Nahrung hatte. Leider aber war die Frau des Schmiedes eine Schlampe, und so gottvergessen, daß sie, als ihr Söhnchen einmal in den Straßenkoth gefallen war, statt eines weichen Tuches oder Schwammes, frischgebackene Brotkrummen nahm und es mit diesen abtrocknete und reinigte. Dadurch erzürnte die Schmiedsfrau den Himmel so sehr, daß die Strafe der Versinkung über ihr Haus verhängt wurde. Dies geschah; an die Stelle der Schmiede trat der See und die Frau wurde in einen Drachen verwandelt, der nun als Feuerdrache im Wasser Pein leiden muß.

151.

Der Berggeist am Hochvogel.

Bei Hornbach erhebt sich das hohe „Himmelshorn“ und der noch höhere „Hochvogel.“ Dieses Gebirge bewohnt ein Berggeist, ein Schatzhüter, der es fast ebenso treibt, wie der Rübezahl im Riesengebirge. Oftmal wird er für ein Venediger-Mandl gehalten, welches die Schätze ausbeutet, denn man hat oft ein gewaltiges Hämmern und Klopfen drinnen im Felsen gehört. Aber der Berggeist ist fürs Lechthal kein Glück; denn er ist muthwillig und boshaft, und hat früher Ursache genug veranlaßt, ihn zu schimpfen und zu hassen. Lechthaler, welche häufig auswandern, um in der Fremde zu arbeiten, haben ihm bei der Rückkehr den Namen „Kobold“ beigelegt, aber der Jacks Huber hat ihn für ein „Klopferle“ gehalten und ausgegeben; es soll ein schwarzer rauher Zwerg —

auch oft in rauher Wurmgestalt — gewesen sein, der durch sein Klopfen die Leute warnte. Jacks Huber meint für gewiß, daß der Hochvoglberggeist ein ganz gleiches Klopferle sei, wie es in den Häusern zu finden, und Erdhammerl heißt, u. s. w. Erdhammerl kann aber kein Berggeist sein: Verwechslungen der dämonischen Wesen unter einander, und nicht Festhalten des Unterschiedes ihrer Wesenheiten, begegnet man im Volke nicht selten.

152.

Der Kerzenputz.

Nördlich von der kleinen Gemeinde „Hinterhornbach" erhebt sich der gemsenreiche 8000 Fuß hohe „Hochvogl" von welchem der „Jochbach" niederbrauset und viele Alpen bewässert. Auf einer jener Alpen, auf der „Markalpe", hauste ein sonderbarer Spuk, der wegen des Diebstahls einer Kerze da droben geistern mußte. Im Volke wird erzählt: Einmal gingen mehrere Wilddiebe aufs Wildern aus und übernachteten in dieser Alpe. Nachdem sie gegessen und getrunken hatten, legten sie sich auf den Boden, um zu schlafen. In der Nacht zwischen 11 und 12 Uhr polterte an der Thüre ein Mann mit einer langen Kerze in der Hand und sagte: Wo soll ich sie hinthun? Wo soll ich sie hinthun? Einer der Wildschützen schrie den Frager barsch an: Thue sie hin, wo du sie hergenommen hast. Da wurde der spukende Mann ganz weiß, und sagte, daß er nun erlöset sei, denn er habe einmal einer armen Witwe eine Kerze gestohlen, und mußte daher nach seinem Tode dafür so lange leiden, bis einmal Einer seine Frage auf diese Weise beantwortete, wie der Wilderer gethan habe. Hierauf verschwand er für immer von der Alpe.

153.

Christnacht - Erscheinung.

Einst ging in der heiligen Christnacht, als schon tiefer Schnee lag, ein Mann von Unterjoch her, der Wartacherbrücke zu. Wie er dieser nahe kam, so hörte er plötzlich auf allen Zweigen, in allen Hecken und Büschen, und auf allen Bäumen und Sträuchern

einen wunderbaren Vogelsang aus tausend Kehlen, wie am schönsten Frühlingsmorgen; dabei konnte er die Vögelarten, Lerchen, Amseln, Buchfinken und Meisen deutlich unterscheiden. Das Alles, wie begreiflich, erfüllte den Mann mit mächtigem Staunen; denn er sah nichts als blätterloses, mit Schnee bedecktes Gezweig in heller Mondnacht. Auf einmal ließ sich von Ferne wunderbares Schellengeläute vernehmen, und blitzschnell kam es heran — ein Schlitten wars, welcher gold- und silberfunkelnd daher fuhr, mit zwei Riesenhirschen bespannt und mit silbernen Schellen (Rollen) behangen, die ausnehmend lieblich klingelten. Im Schlitten aber saß ein hagerer blasser Mann, mit kreuzweise übereinander geschlagenen Armen, der auf dem Haupte ein Barett trug und schwarz gekleidet war. Der Michl, so hieß der Mann, der in „Höfen" daheim war, konnte kaum Alles anschauen; denn im Nu war Alles vorbei, und verschwunden war der Glanz und verstummt war der Vogelsang. Und wenn der Michl nicht so sehr gefroren hätte, er würde alles für einen Traum gehalten haben, weil auch kein Schlittenbahngeleise und kein Fußtritt der Hirschen zu sehen war, sie waren über den Schnee nur hingeflogen. Jetzt gedachte der Michl, daß der Sang der Vögel vielleicht dem neugebornen Weltheiland gegolten habe, aber den Schlitten, die Hirschen und den blassen schwarzen Mann, die wußte er nicht zu „versorgen," will sagen, zu deuten. Er eilte so schnell er konnte heim, und kam just an, als die Christnacht-Mette begann.

Auch Andere haben in der heiligen Christnacht in jener Gegend ähnliche Erscheinungen wahrgenommen.

154.

Der Sorgegeist.

Wer von Hindelang im Allgäu kommend, das „Jöchle" übersteigt, und seine Schritte von „Unterjoch" gegen „Jungholz" zuwendet, der kommt geraden Weges durch eine Sennalpe, welche Sorge genannt wird, und jetzt der Gemeinde Wertach gehört. Einst war es nicht so; sie war Eigenthum der Gemeinde Jungholz, wurde aber von den Wertachern angesprochen, und hierüber mit Federn und Knitteln ein erbitterter Kampf geführt, ohne daß die

Streitenden zum Ziele gelangen konnten. Da überließ man endlich den Entscheid dem Pfarrdechanten zu Wertach, Dr. Bach mit Namen, welcher seiner Gemeinde das alleinige Alpenrecht zum ungetheilten Eigenthume zusprach, und dieses auch zur Geltung zu bringen wußte.

Da aber der geistliche Herr Doktor dabei gewissenlos gehandelt hatte, wie manchmal nicht geistliche Herren Doktoren auch zu thun pflegen, so mußte er alsbald nach seinem Tode bald da, bald dort in der Alpenregion als Spukgeist herumwandeln, und muß so lange leiden, bis die Wertacher die Alpe ohne Entschädigung aus freiem Antriebe den Jungholzern zurückgeben. Die Geschichte wird in folgender Weise erzählt: Als sich beide streitenden Partheien dem Ausspruche des Dr. Bach unterwarfen, und die Gemeindemänner auf der Alpe Sorge versammelt waren, stieg auch der Pfarrdechant von Wertach den Pfad empor, stellte sich unter die höchste Tanne zu den Männern und sprach mit lauter Stimme: Männer von Jungholz und Wertach! Ihr habt mich mit eurem Vertrauen beehrt, und die Schlichtung eures Prozesses nach Recht und Gewissen mir übertragen. Und nun schrie der Doktor so laut, daß es weithin hallte: Nach Recht und Gewissen stehe ich auf Wertacher Grund und Boden, so wahr ein Schöpfer über mir ist! Da erschracken die Jungholzer über die Maßen ob dem Ausspruch, denn sie hatten ein gutes Recht anzunehmen, daß im schlimmsten Falle auf Zurücklassung nur eines Theiles des Alpengrundes angetragen werde, und der Wahrspruch demnach also ausfallen würde. Die Wertacher zogen aber jubelnd mit ihrem Pfarrdechanten heim und freueten sich des werthvollen Besitzes.

Voll Arglist hatte Dr. Bach in der Nacht vor dem Entscheidspruch auf jenem hohen Baum, unter welchen er sich stellte, einen Kübel, das heißt ein hölzernes Gefäß unter den Zweigen aufhängen lassen, mit welchem man aus dem Bache Wasser zu schöpfen pflegt, und das man den „Schöpfer" heißt; auch hatte er zu Wertach etwas Erde und Sand in seine Schuhe gestreut, und ist also mit Wertacher Boden auf die Jungholzeralpe gegangen. Daher konnte er wohl sagen, „so wahr ein Schöpfer über ihm sei, stehe er auf Wertacher Boden," allein der Herr des Himmels und der

Erde versteht bei Eiden keine schelmische Doppelzünglerei, und hat gethan wie zu sehen ist.

Diese Sage wiederholt sich in Tirol auch anderwärts ziemlich häufig, und findet sich da und dort in Prosa, wie in poetischer Form des Breiteren erzählt.

155.

Spuk am Scheidbach.

Wer von Jungholz, dem äußersten, wie ein Wachtposten gegen Baiern auf der Landkarte vorgeschoben erscheinenden österreichischen Gränzorte, gegen Pfronten zu geht, gelangt in eine kleine Schlucht, welche der Scheidbach aufgewühlt hat, der sich dort brausend durch Steintrümmer und über Gerölle wälzt.

Auch dort ists nicht geheuer, auch dort spukt ein solcher Rückenschwörer, wie der Geist des Dr. Bach, und wer bei nächtlicher Weile in jener Schlucht wandelt, hat zu gewärtigen, auch hier von einem Huckauf überfallen zu werden. Vielen aber geschieht dieß nicht, weil der Weg dermaßen abscheulich und beschwerlich ist, daß einer am Tage seine Noth hat, durchzukommen.

Meist lieben solche Geister derlei einsame, halbunwegsame Thalgründe zu Schauplätzen ihrer Unarten, wie vielfache Sagen darthun.

156.

Das Bogener Ungethüm.

Eine Viertelstunde südlich von Tannheim liegt der Weiler Bogen, und erhebt sich der Bogenerberg, in dessen Mitte eine enge Felsenspalte sich gähnend aufthut.

Da drinnen im Berg wohnt in unterirdischer Höhle ein grausiger drachenartiger Unhold — ein Ungeheuer, wie es einst viele gegeben. Es ist überall gefürchtet, hat Menschen und Thiere geraubt und vermuthlich zerrissen, oder nach Art des Blutschink *) blutaussaugend getödtet.

*) Vergl. Alpenburg's Myth. u. Sag. Tir. S. 58.

Dieses Ungethüm ist stumm wie die Nacht, unter deren Schutz es seine Opfer raubt. Nur wenn der Himmel sich schwarz umzieht und ein furchtbares Gewitter herankommt, da beginnt es zu brüllen und zu heulen, daß Einen ein Grauen befällt, und dann stürzt es sich auf Vorübergehende oder Vorüberfahrende, wirft sie um sammt Schiff und Geschirr oder schiebt sie zur Seite. Ist aber das Unwetter erst zum Ausbruch gekommen, dann zieht sich das Ungethüm in seine Höhle zurück und verstummt.

157.

Der Todtenkopf.

Zwei junge Bauernsöhne von Hinterhornbach im Lechthal gingen eines Abends über den Friedhof in das Wirthshaus. Auf dem Wege des Friedhofs lag ein Todtenschädel, welchen der eine der Burschen mit dem Fuße wegstieß und spöttisch sagte: „Du Glatzkopf magst nit heunt mit mir auf d'Nacht essen?" Als der Andere dieses hörte, verwies er ihm ernstlich den Frevel, jedoch der Frevler lachte dazu. Im Wirthshause saßen sie lustig und weinselig, und spielten bis spät in die Nacht, bis gegen Mitternacht. Da that es draußen vor der Thür auf einmal drei heftige Schläge, denn die Thür war abgeschlossen, um ungestört spielen zu können. Da Keiner die Thür zu öffnen wagte, so klopfte es dreimal und eine hohle Stimme verlangte eingelassen zu werden. Als aber auch zum drittenmal keine Menschenseele aufmachte, sprang die Thür von selbst auf, und herein trat ein grauses Skelett im weißen Todtenhemde, das ging auf den Frevler zu und sprach hohl und furchtbar die Worte: Weil du mich auf dem Friedhofe mit dem Fuße gestoßen, und noch dazu Spott getrieben, mich zum Abendessen geladen, so bin ich nun gekommen, und lade auch dich ein. Heut an mir, morgen an dir! Das sagte das Todtengerippe und keine Silbe mehr, und ging fort. Aber dem Frevler wurde ganz anders zu Muthe, ihm gellte die Todtenstimme unaufhörlich in den Ohren, er wurde vor Schrecken ganz grau und alt wie ein Greis, und am andern Tag lag er todt im Zimmer. „Heute an mir, morgen an dir!" ist nur zu geschwinde zur Wahrheit geworden.

158.

Die wilde Jägerin.

Auf der Alpe „Hochtennen," die das Innthal vom Lechthal scheidet, war es vor Jahren nicht geheuer. Wer droben über Nacht verweilen wollte, der sah gar bald schwarze Wolken zusammenziehen, hörte bald darauf wettern und wüthen, und mitten im Wetter stand eine riesige feurige Frauengestalt, eine lange Peitsche in der Hand. Bald sah man sie auch so gestaltet keuchend und schnaubend als Höllenfürstin dahin fliegen, gefolgt von einem Heere feuriger Stiere, und so ging es in den wogenden Nebeln herum, ein wahrer Höllenreigen, bis zum Morgengrauen. Dann gings im brausenden Fluge einer Felsenwand zu, wo ein furchtbarer Schlund war, in welchem die feurige Riesin voraus, die Heerde ihr nach, versank und Gebrüll und Gelächter weithin über die Höhen erscholl.

Wenn sich einer auf dem Wege verspätete und in diese Wetternacht gerieth, so verirrte er sich, und wenn er meinte an Ort und Stelle zu sein, so war er doch wieder am alten Fleck, oder er kam gar an die Felswand und fiel sich zu Tode. Daher scheute sich Jung und Alt, sowohl Hirten als Jäger über die „Tennen" zu gehen, und mußte es sein, so bekreuzten sie sich und beteten um Schutz vor Gefahr. Die Wand mit ihrem Schlund ist wohl zu sehen, doch hütet man sich sogar bei Tag in deren Bereich zu kommen. Dieses Schreckgespenst — sehr an die Holla mahnend — soll bei Lebzeiten eine saubere Dirne gewesen sein, schön wie Milch und Blut. Dessen war sie sich auch bewußt, sie brach manch unschuldiges Herz entzwei, und Hoffart und Stolz wohnten in ihrem Herzen, und daraus ging unbändiger Trotz in all ihr Thun und Lassen über. Sie war Sennin auf der Hochtennen-Alpe, und trieb aus boshaftem Zeitvertreib das ihr anvertraute Vieh an die gähe Felsenwand und ergötzte sich, wenn die unglücklichen Thiere in den finstern Schlund des Abgrundes fielen und zerschellten. Sie lachte laut auf zum Gebrülle der armen Opfer.

So trieb sie es viele viele Jahre. Doch ihre Stunde schlug früher, als sie gedachte. Der gerechte Richter sandte den Tod — aber selbst das Grab wurde ihrem Leibe nicht vergönnt. Sobald

die Aveglocke Abends läutete, da stieg sie aus dem Grabe hinauf zu ihrem Sündenpfuhl, und büßte als wilde Jägerin ihren Frevel.

159.

Die Kröte.

Eines Abends ging eine Dirne vom Dörflein Bach (Oberbach) im Lechthale nach Hause, und sah am Wege eine gewaltig dicke Kröte sitzen und sprach: „Geh aus dem Wege! Ich will dich dafür gerne pflegen, wenn du einmal ins Kindbett kommst,“ und lachte dazu. Nach drei Wochen kam ein Mann zur Dirne, und sagte, sie solle mit ihm gehen, indem er sie zugleich an das der Kröte gegebene Versprechen mahnte. Die Dirne folgte dem Manne in den Wald zu einer einsamen Hütte und fand wirklich eine Wöchnerin im Bette liegen, diese pflegte sie fleißig und eifrig als Wärterin, und als die Zeit um war, ging sie nach Hause. Beim Abschied aber hatte ihr der Mann einen Sack voll Kohlen mit der Bemerkung gegeben, ihn beileibe nicht zu öffnen vor der Heimkunft. Die Dirne aber meinte, die ganze Welt würde sie auslachen, wenn sie als Lohn nichts als einen Sack voll Kohlen heimtrüge, öffnete deßhalb den Sack am Wege, sobald sie aus dem Walde gekommen war, und schüttete die Kohlen aus. Zu Hause sah sie zu ihrem Erstaunen am Zipfel des Sackes Goldstücke hangen, es waren Theilchen von den Kohlen, die im Sacke zurückgeblieben waren und sich in Gold verwandelt hatten. Eiligst rannte die Dirne zum Walde zurück, aber sie fand gar nicht mehr den Weg, den sie von dem Manne geführt worden, und den sie zurückgegangen war, und all ihr Suchen nach den leichtsinnig verschütteten Kohlen war vergebens.

160.

Das glückliche Thal.

Links vom Dorfe Bach öffnet sich das Seitenthal Madau. Jetzt ists ein Alpenthal; die Angabe aber, daß einst zwei Höfe darinnen gestanden, bewähret sich; sie heißen „Madau“ und „Eck“. Wetter und Gefahren veranlaßten die Bewohner auszuwandern, ob-

schon nicht weiter als bis hinab gen Bach. Die Volkssage reicht noch weiter zurück und erzählt, daß vor den geschichtlich nachgewiesenen zwei Höfen früher sieben Häuser in ausgedehnten herrlichen Getreidefeldern gestanden hätten, in welchen sieben glückliche Bauern in patriarchalischem Frieden gelebt, wovon jeder sieben gesegnete Kühe und grüne Wiesen- und Weidegründe mehr als genug gehabt habe. Einer derselben begann abzuweichen vom Pfade der Rechtschaffenheit, daher war's wohl kein Wunder, daß über ihn auch bald das Unglück herein brach. Zu grimmer Winterszeit verschüttete eine Lawine dieses Bauernhaus, so daß er und die Seinen nur das nackte Leben retten konnten. Die Nachbarn traten zusammen, bauten im Sommer sein Haus wieder auf und gaben ihm jeder eine Kuh, so daß sie einzel jetzt jeder sechs Kühe hatten, und das gemüthliche Leben fortgesetzt werden konnte; denn das Unglück nahm der Getroffene als warnende Prüfung auf; er wurde nun wieder brav und gerecht, wie die andern Alle — das Thal war fromm und selig, daher hieß es weitum das glückliche Thal. Damals lebte im Thale ein altes Mütterchen, welches an den Sonntagen nicht mehr den dreistündigen Weg nach der Pfarrkirche, die in Elbingenalp gestanden, machen konnte, auch sonst schon schwach und gebrechlich war, daher betete es jedesmal drei Vaterunser dafür. Der Pfarrer von Elbingenalp war ein strenger Seelenhirt, und schickte ihr die Aufforderung zu, zum sonntägigen Gottesdienst zu kommen. Das Mütterchen gehorchte sogleich dem Gebot, und wanderte am nächsten Sonntage bei schrecklichem Sturm und Regen den Weg nach der Kirche, und stellte sich auch im Widum.

Der Pfarrer schalt die Alte wegen Lauheit und fragte wie viel sie statt sonntägigem Kirchengang gebetet habe? Drei Vaterunser! war die Antwort. Und wie viel habt ihr am Wege hieher und in der Kirche gebetet, fragte der geistliche Herr weiter.

Auch drei Vaterunser! antwortete das Mütterchen.

Das dünkte dem strengen Seelenhirten zu wenig. Aber das Weiblein — den Schweiß von der Stirne wischend — sprach: Es hat Alles seine Sach und es gilt wie und wann und wo man betet; bei meinem Alter, in unserm Thal drin, bei solchem beschwerlichen Weg und wildem Wetter sind drei Vaterunser mehr

werth, als wenn anderswo alle Leute zusammen durchs ganze Thal hinaus beten würden. Das bezweifelte aber der Pfarrer von Elbingenalp, und da hing das Weiblein zum Zeichen der Wahrheit seinen noch aufgespannten Regenschirm in die Luft, und dieser blieb wirklich in der Luft hangen. Da kam nun alles Volk zusammen, und der Pfarrer und das Volk erkannten, was das glückliche Thal Madau für Leute beherberge, und was drei Vaterunser recht gebetet werth seien und wirken können; hierauf ging das Weiblein heim, und Alle priesen den Herrn, der ihnen das Wunder gezeigt hatte.

161.

Der Scheibenschütz.

Ein Schütze, der in Elbingenalp daheim war, traf mit jedem Schuß das Schwarze in der Scheibe. Dies fiel dem Zieler auf, und er dachte nichts Gutes. Einmal machte er ein Kreuz auf die Rückseite der Scheibe. Wie der Schütze schoß, da prallte die Kugel ab, fuhr zurück und traf den Schützen just auch in das Schwarze, nämlich in das Herz. Er war ein Teufelsbündner, dem der Gottseibeiuns „Kraut und Blei gesalbt,“ und jede seiner Kugeln war eine Freikugel. Vor dem heiligen Kreuzzeichen aber bricht alle Macht der Hölle, und fällt auf den zurück, der sie ausübt.

162.

Drachen um Elbingenalp.

Um Elbingenalp, dem Hauptorte des tirolischen Unterlechthales, ist die Drachensage ziemlich heimisch. Nahe ober dem Orte, auf einem ebenen Platze, der das Kitzbödele heißt, soll ein Drache wohnen und festgebannt sein. Er schaut immerfort nach dem Orte hinab. Könnte er sich nur einmal umkehren, so würde der Ort zu Grunde gehen. So liegt auch nordöstlich von Elbingenalp das sogenannte Wasserthal, das zu gewisser Zeit von einem wilden Wasser durchbraust wird. Auch dorthin verlegt die Sage einen ähnlichen Drachen, unter ähnlichen Umständen. Sobald er sich umkehre, werde Elbingenalp vom Wasser überströmt und vernich-

tet werden. Aehnliches wird vom Toserbache im nahen Weiler Lurnach erzählt, dem merkwürdigen Bache, der seltsam genug, meistens am 24. April aus einer Felsengrotte wild hervorbricht, sich schäumend zur Tiefe wälzt, eine Mühle treibt und am 11. November versiegt. Ein Drache öffnet und verstopft den sonderbaren Bach. Das ist die physikalische Anschauung der dortigen Leute.

163.

Der Zauberhaspel.

Einem Manne in Grünau, einem Weiler bei Elbingenalp, wurden Kuhhäute gestohlen. Da derselbe aber mancherlei Bann und Zauber verstand, und mit der Doktorei sich abgab, so nahm er ein Buch her und einen Haspel und drehte diesen einige Zeit um. Bald darauf sprang der Dieb mit den Häuten auf dem Rücken daher. Der Dieb mußte um so schneller laufen, je geschwinder der Zauberer den Haspel drehte, und dieser drehte aus Leibeskräften, daß es heftig schnurrte, so daß dem Diebe Hören und Sehen verging, und er endlich fast athemlos und keuchend jenem die Häute vor die Füße warf, indem er ausrief:

Daß dich der Teufel reite!
Da liegen deine Häute!

Hat aber niemals wieder Häute gestohlen.

164.

Der Gemsenschütz.

Zu Holzgau, der Hauptgemeinde im Oberlechthale, lebte einst ein Wildschütz, der fehlte niemals die Gemsen. Er brauchte nur den Stutzen anzulegen und abzudrücken, zu zielen brauchte er nicht. Darüber wunderte sich einer seiner Kameraden über die Maßen, und er drang wiederhohlt in den sicher treffenden Schützen, ihm das zu erklären, oder wenn es eine Kunst sei, ihn dieselbe doch auch zu lehren.

Erklären will ich dir die Kunst, sie dich lehren aber nicht, und zwar zu deinem eigenen Besten.

Sie gingen weiter mit einander, bis sich eine Gemse zeigte.

Nun schau mir über die linke Achsel! sprach der Schütze und legte an. Jener sah hin — da sah er neben der Gemse den Teufel stehen, der sie an einer Kette festhielt — der Schuß knallte, die Gemse stürzte, der Teufel verschwand.

Der Kamerade mochte die Kunst nicht lernen, und wie es mit dem fernhintreffenden Teufelsschützen weiter geworden — wird nicht gemeldet.

165.

Der Schlangenbanner.

Nach Steeg hoch droben im Lechthale, wo die Fahrstraße endet und nur Fußwege zu den Höhen der stillen Alpenregion empor führen, kam einmal ein kundiger Mann, eine Art Zauberer, der sich herbeiließ, die Bergmähder (Bergwiesen) von den vielen Schlangen zu säubern, welche wegen ihrer immer mehr zunehmenden Menge die ganze Gegend unsicher machten. Der Schlangenbanner ging dahin, machte ein großes Feuer auf und las eine Zeitlang in einem Buche. Vorher aber mahnte er die Umstehenden, daß sie sich, sobald sie eine Schlange pfeifen hören, entfernen sollten, denn dieses sei dann die Königin, welche weiß von Farbe und mit einem Krönlein auf dem Kopfe anzusehen sei, und die er verbrennen müsse, wenn die Gegend schlangenfrei werden soll. Der fremde Mann las nun wieder im Buche, und es kamen verschiedene Schlangen daher, eine nach der andern schoß in das Feuer und verbrannte. Kurze Zeit darauf hörte man die Schlangenkönigin pfeifen, sie kam — eine weiße Schlange mit einem goldenen Krönlein auf dem Kopf — dahergeschossen in großen Sprüngen, aber sie durchbohrte den Zauberer, der sogleich schmerzvoll endete.

Dieses ist geschehen in der Gegend, wo der Kaiserthalbach in den Lech einmündet, Steeg gegenüber; dort war einstens eine Au. Der Schlangenbändiger — so sagen die Leute — ist von der Schlangenkönigin „getückt" worden, weßhalb man diesen Platz die „Tückau" geheißen. Als die Au urbar gemacht, und Häuser hingebaut wurden, blieb der Name, das Revier heißt noch jetzt „Tückenau."

Diese Sage erinnert sehr an eine ähnliche, die bei Mittewald an der Eisak lebt *).

*) Vergl. Alpenburgs Myth. u. Sag. Tir. S. 218. „Der weiße Wurm."

166.

Der Waldgeist.

Unter diesem Namen ist bei Stams im Oberinnthal ein nächtlicher Spuk allgemein bekannt, und fast jedes Kind weiß folgende Geschichte, vorzüglich um Mötz herum, zu erzählen.

Es gingen einmal zwei junge Bauernknechte von Stams in finsterer Nacht nach dem benachbarten Dorfe Silz, wo sie daheim waren. Sie schlugen den nächsten Fußpfad über die Wiesen ein, welcher bei großen Eichen über den Weiler Staudach vorbei führt, links von der Poststraße, wie jeder Silzer weiß.

Kaum waren sie einige Minuten auf dem Wege, so hörten sie eine klägliche Stimme rufen: „Wohin? wohin?" Die zwei Knechte erschracken und riefen: „Hierher!" und gingen langsam weiter. Aber bald sahen sie eine feurige Gestalt aus dem nahegelegenen Walde heraus, und schnellen Schrittes ihnen nahe kommen. Es ergriff sie große Furcht und sie liefen aus Leibeskräften auf einem Umweg nach Silz zu, der Waldgeist aber lief hinten nach. Sobald sie das Dorf erreicht hatten, bekamen sie vom feurigen Waldgeist jeder einen starken Schlag auf den Rücken, weiters geschah nichts. Am andern Tage sahen beide an den Kleidern die Hand eingebrannt, von der sie den Schlag bekommen hatten. Wenn sie die brandige Stelle ausbessern lassen wollten, so fiel jedesmal das darauf genähte Stück Tuch wieder herunter, und die Hand kam zum Vorschein. Aber auch auf ihrem Rückenfleische blieb die Hand schwarz abgebildet ihre ganze Lebenszeit.

167.

Florinde und Heringingele.

Eine verwandte Sage von denen die man im Urgenthal, bei Strad, zu Fließ, Landeck und Ladis von der Stutza Mutza und der Hochrinta, wie in Vorarlberg von der Rutschifengga erzählt *), wird auch in der Nähe des Stiftes Stams am Inn erzählt, nur daß die Namen wieder anders lauten. Durch die Erlenau, ein

*) Vergl. Alpenburg's Myth. u. Sag. Tir. S. 67 u. 68.

Wald nahe bei Stams, schritt ein Wanderer mit einem Joch auf dem Rücken; da hörte er eine Stimme rufen: Jochtroga! (Jochträger) Såg d'r Florinde, Heringingele sei gstorba. Dem Wanderer kamen diese nie gehörten Namen seltsam vor, und er wußte nicht, wo er eine Florinde finden, und des Auftrages sich entledigen solle? Als er in dem Gasthause am Ausgange der Erlenau anlangte, kehrte er ein, und erzählte dort unbefangen sein sonderbares Abentheuer. Das hörte kaum die in der Stube befindliche Magd, als sie jammernd aufschrie: Was? Heringingele ist todt? und alsbald durch das verschlossene Fenster ausfuhr, ohne dasselbe zu verletzen. Andern Tags aber, so wird erzählt, fand man in der Erlenau an dem Orte, wo die Stimme erschollen war, die arme Florinde an einem Baumast aufgehenkt. Sie war das Kind einer Fangg, wo nicht einer Saligen gewesen, und wahrscheinlich hatte sie der Riese (Wode) erwischt und umgebracht.

168.

Der Frauenschritt.

Im Norden des Landgerichtes Silz erhebt sich eine Reihe majestätischer Bergspitzen. Sie heißen: Der Mariaberg, die Sonnenspitze, der Stöttelberg, der hohe Frauenschritt, die Judenköpfeln und die Niedermunde. Mancherlei wissen die An- und Umwohner dieser Bergwelt zu erzählen von verschlossenem Metallreichthum im Schooße jener Bergeshäupter, wie nicht minder von den Wilden (Riesen) und den seligen Fräulein. Besonders lebt die letztere Sage um den hohen Frauenschritt; ganz deutlich erblickt man zu höchst am Berge den Eindruck eines zarten Fußes, und weiter unten einen zweiten, herrührend von einem Seligfräulein, das ein Riese verfolgte. Der Schritt an sich selbst war aber gleichfalls gewaltig und riesenhaft — er gab dem Berge seinen Namen. Andere behaupten, daß große oder kleine Saligen- und Riesentrittspuren, dem Gestein tief eingeprägt, sich in jenem Gebirge befinden sollen.

169.

Der wilde Mann.

Um die Dörfer Wald und Roppen im Gebiet von Silz gab es vor Zeiten wilde Männer, welche zwar selten mit der gewöhnlichen kultivirten Bevölkerung im Verkehr standen, aber zu Zeiten sich ihr doch gutartig und hilfreich zeigten.

Eines Tages trieb ein Hirt im Dörfchen Wald seine Ziegen auf eine schroffe Anhöhe zur Weide; eine Ziege verstieg sich, der Hirte kletterte ihr nach und hatte das Unglück von einem Felsen herabzustürzen und sein Leben zu enden. Da brachte gegen Abend ein großer, fremder, wildaussehender Mann die Heerde getrieben, kam aber selbst nicht in das Dorf herein, sondern harrte draußen, und so auch beim Austrieb. Erst wunderten sich die Bewohner, dann gewöhnten sie sich an den ungewöhnlichen Hirten, der nie eine Ziege verlor, brachten ihm sein Essen hinaus, stellten es auf einen Stein, wo er es abholte, nnd waren ganz wohl mit ihm zufrieden, ohne seine nähere Bekanntschaft zu machen, zumal der seltsame Hirte niemals Lohn heischte, was überall äußerst gern gesehen wird.

Dieses Verhältniß dauerte über zehn Jahre an, während welcher Zeit der fremde Hirte mit keiner einheimischen Seele ein Wort gewechselt hatte. Die Bewohner von Wald, die in der Garderobe ihres Hirten endlich sehr bedenkliche und offenbare Mängel erblickten, meinten nun doch, er habe etwelche Kleidungsstücke wohl verdient, und beschlossen, ihn mit einem neuen Gewande zu beglücken. Der Schneider des Ortes mußte dieß nach perspektivischem Augenmaße fertigen, und eines Tages erfolgte nebst dem Essen die Darbringung neuer Hemden, eines Hutes, einer Weste, Joppe, Beinkleider, Strümpfe und derbsohliger Schuhe, worauf sich in bescheidener Entfernung die Männer von Wald aufstellten, um sich an der Freude zu ergötzen, welche der wilde Mann äußern werde über den neuen Anzug. Dieser kam, sah und stutzte, dann fing er an, das neue Zeug allmählig an- und das alte abzulegen, was ihm nach mehrern Versuchen auch ganz gut gelang. Er schien sich auch mit vielem Vergnügen zu betrachten, endlich ließ er einen überlauten Juchzer erschallen und sang:

Und öz hab i mei Vergnüg'n,
Und öz bin i a schöner Bua,
Und öz hüet i nöt mehr enkre Zieg'n
Wo's an Hirt'n herkriegt, schaut halt zua!

Wandte sich waldwärts und ward nicht mehr gesehen.

Es ist anziehend, wie in dieser Sage ein sonst bei den wilden Männern nicht gewohnter Zug der Hauswichtelsage hervortritt, nur wieder mit dem beachtenswerthen Unterschiede, daß die kleinen Hilfsgeister bei solchen Beschenkungen voll Trauer davon gehen, aber der wilde Mann fröhlich scheidet.

170.

Der Biburgsee. *)

Wo der reine Spiegel des Biburgsee's über dem Dorfe Oetz sich ausbreitet, stand einst eine Behausung oder ein Schloß, Namens Biburg, mit vielen umliegenden Kornfeldern und Wiesen, die alle dem Besitzer jenes Prachtbaues gehörten. Da ihm diese sehr viel eintrugen, war er ein so reicher Mann, daß er, wie man sagt, den Stall für das Vieh nie groß genug erbauen konnte und das Getreide von Jahr zu Jahr immer mehr aufhäufen mußte, bis es, in Fäulniß übergegangen, nicht mehr zu brauchen war. Aber so wie die Armuth dem Leibe wehe thut, so thut auch der Reichthum der Seele weh! die Besitzer vergaßen, durch ihren zeitlichen Ueberfluß geblendet, immer mehr und mehr Gott und die Ewigkeit, hielten sich für unabhängige Herren, besuchten keine Messen, keine Predigten und hatten überhaupt keinen Funken von Religion mehr. Einem der letzten der Besitzer fiel es sogar ein, des Sonntags, statt die Kirche zu besuchen, unterdessen auf dem Felde zu arbeiten oder zu spielen, wozu sein Weib, ebenso schlecht wie er, nur lachte und mitmachte, ja sie soll sogar zuerst den Anlaß gegeben haben zu allem Frevel. Länger konnte der liebe Gott solchem Frevel nicht mehr zusehen. Als auch wiederum an einem Sonntage der gottvergessene Bauer mit seinem bösen schlechten Weibe und lasterhaften Knechten während des Gottesdienstes Korn vom Felde heimführte

*) Vergl. Altenburgs Myth. u. Sag. Tirols S. 237.

und sie es eben in der Scheune aufbewahren wollten, da fing es plötzlich an zu donnern, zu blitzen und Regengüsse herabzuströmen, als wäre der ganze Himmel aufgethan. Dadurch erschreckt, ohne Zweifel aus Gewissensangst, wollten sie eiligst in das nahegelegene Haus fliehen, doch, welch Wunder! der Boden unter ihren Füßen wird lebendig, sie sehen das Haus, die Aecker und blühenden Fluren versinken, und sie selbst verschwinden unter dem Alles erfüllenden Wasser. Man sah keine Spur mehr von dem Hause, keine von den Feldern, keine von der ungeheuren Scheuer, keine von ihnen selbst, Alles hatte das Wasser verschlungen, das nun nach erfülltem Willen Gottes ruhiger zu werden anfing, und sich zu diesem stillen See bildete. Jetzt noch sieht man mitten im See bei klarem Wasser in der Tiefe einen Brunnen, der neben dem Hause gestanden haben soll. Auch wollen einige des Nachts feurige Geister auf dem See herumschweben gesehen haben; aber das böse Weib wird nur in Drachengestalt erblickt und soll oft wild herumfahren und Wassergräben auskratzen, damit das Wasser des See's wieder ablaufe.

171.

Die ungerechten Schiedsrichter.

Im vorigen Jahrhundert waren die Gemeinden Au und der Hof Klingenberg bei Oetz im Streite wegen Weide und Holzgenuß im sogenannten „Leutach-Birkenwalde." — Um den langwierigen Streit endlich auszugleichen oder zur Entscheidung zu bringen, wurden Schiedsrichter erwählt, welche jeder der streitenden Parteien Recht sprechen und deren Grenzen und Befugnisse feststellen sollten. Aber wie es mißlich ist, wenn ein Privatmann gegen eine Behörde oder eine Unterbehörde gegen eine Landesregierung streitet, da der Kleinere unter allen Umständen den Kürzern zieht, so ist auch der Streit eines Hofbauers gegen eine Gemeinde für erstern ein nur nachtheiliger, wie auch hier. Die Gemeinde Au gewann die Schiedsrichter durch allerlei für sich. Diese setzten nun die Grenzsteine, handelten aber dabei ganz parteiisch, indem sie die Gemeinde Au zu sehr berücksichtigten, wodurch der Hof Klingenberg gänzlich eingeschränkt wurde. Diese Schiedsrichter sah man nun

nächtlich, theils in ihrer gewöhnlichen Kleidung, theils ganz feurig auf der Grenze auf und ab wandeln, unter sich zusammenschlagen, und hörte sie erbärmlich schreien. Dies bewog nun die Gemeinde Au, die Sache neuerdings auszugleichen, welches zu Anfang des vorigen Jahrhunderts geschah, bei welcher Verhandlung die gerichtlich ausgefertigte und noch im Original vorhandene Vertrags-Urkunde, in Bezug auf obige Sache sich folgendermaßen ausdrückt: „Im namben der Allerheilligisten Dreifaltighkeit, Gott Vatter, Sohn und Heilliger Geist, Khundt und zu wissen sei hirmit in diesen offenen Instrument angesiegt Mannigelichen. C. O. — Dann aber aus Jenigen, welche maistens diese vorig Strittigkheitten erwenth haben, theils verstorben und in geistweiser Gestalte bei denen neuerlich durch vorigen Comissions Spruch ausgezaigte Abmärchungen zum öfftern sehen gelassen, daß man ihre Persohnen gleichsamb genieglich erkhennen khönnen, welches die Gemeine ab Au also zu Gemieth gefiehret, daß khein andern Schuldt als weillen vor Aufgerichten Commissions vergleich und Außzaigung vorahngegagnen Viehtribs, Wunn und Waidsgenuß, Gassenerhaltung mit Zaun und Mauren einmalen zu sehen gewesen, nit sein durfte, dann, daß man den Klingenbergerhof wider altes Herkhommen zu hart eingeschränkhet und beschwert habe. Und nachdem Sy Auer sich entschlossen angedeuten Hof wiederumben in Seine alten Gerechtsambe mit obigen Besunhunngen zustellen, der Algietige Got die Barmherzigkeit erzaiget, daß seithero einiger Geist nit mer an vorigen Orthen, Gott sei ewiges Lob gesagt, sich verspüren gelassen und Zweifels ohne Ihre Seeln zu seiner Ewigen Anschauung und himmlischen Glory gelangt sein werden“ u. s. w.

172.

Das Hexenhaus zu Oesten.

In das Dörflein Oesten mit 12 Häusern und einem kleinen Kirchlein, in der Nähe von Umhausen im Oetzthale, kam einst eine Zigeunerbande. Es war schon Abend und sie dachten sich ein Nachtquartier zu suchen. Sie gingen nun von einem Haus zum andern, überall wurden sie abgewiesen, weil Nimand so verrufene Leute beherbergen wollte. Als sie nun zum letzten Hause des Dörfleins ka-

men, wollten sie hier gar nicht mehr anfragen in der Meinung, es würde ihnen ebenso wie bei den übrigen Häusern ergehen; jedoch probirten sie noch einmal und hier wurden sie aufgenommen. Froh eine Unterkunft gefunden zu haben, wollten sie den Bewohnern des Hauses die Wohlthat vergelten. Sie gruben unter unverständlichen Worten und geheimnißvollen Geberden in dem Hause etwas ein und prophezeiten dann, daß dieses Haus weder verrinnen, noch verbrennen werde. Um ihrer Aussage Glauben zu verschaffen, machten sie auf dem Heu Feuer auf, ohne daß das Haus verbrannte. Was sie vorhergesagt, ging auch in Erfüllung. So brannte das ganze Dörflein ab, 3 Mal drohte das Feuer auch dieses Haus zu verzehren, vermochte aber nichts gegen den mächtigen Zauberspruch auszurichten, und das Haus blieb unversehrt. Oft zerstörten Murbrüche davor und dahinter Häuser und Felder, ließen jedoch dieses Häuschen ohne allen Schaden stehen. Und noch steht es, allgemein das Herenhaus genannt, und erregt schon durch sein unheimliches Aeußeres etwas grauliche Gefühle in dem Wanderer. Fast gleichlautend findet sich diese Sage im Dorfe Steinbach im Thüringerwalde *).

173.

Tafel voll Feuermänner.

Eine Stunde vom Dorfe Lengenfeld im Oetzthal lag einst ein Acker, welcher unmündigen Kindern eines Bauers gehörte, der sehr arm war, aber von einem unredlichen Vormunde, einem Verwandten derselben, für sein Eigenthum in Anspruch genommen wurde und mit dem es nach Erlangung der Volljährigkeit jener Kinder zu einem Prozeß kam. Der Acker wurde von den Richtern, die durch jenen schlechten Vormund bestochen waren, diesem letztern zugesprochen. Viele Jahre vergingen; Richter und Partheien starben. Da fährt ein Knecht spät Nachts bei dem Gute vorüber und sieht mitten auf dem Felde eine flammende Tafel, an welcher der Richter und alle an dem Frevel Schuld tragenden Parteien als feuertriefende Unholde beisammensitzen und Gericht halten. Die

---

*) S. bei Bechstein: Sagenschatz des Thüringerwaldes. Bd. 4. S. 175—178.

Pferde bäumen sich und gehen durch, der Knecht schlägt ein Kreuz und das Spukgesicht ist verschwunden.

174.

Der Kuhtrainputz im Oetzthal.

Von Sölden nach Zwinselstein führt ein fürchterlicher Pfad über die Felsenwände — ein mit Holzbalken hineingeschlagener Weg, welcher Kuhtrain heißt. Einst betete eine Mutter vor dem Marterl, welches ob dem schwarzen Abgrund aufgerichtet ist; ihr Kind war etwas von ihr entfernt. Ein trunkener Bösewicht stürzt es in den Abgrund, die Mutter will es haschen und fällt auch hinunter in die tosende Oetzthaler Ache. Beide sind todt — der Bösewicht geht unbekümmert weiter, Sölden zu. Nach langer Zeit führt den nämlichen Mann der Weg dort vorbei; er blickt hinab und sieht Mutter und Kind drunten als Geister stehen (andere sagen, die Mutter allein mit hohlem todbringendem Blick). Da erfaßt ihn Wahnsinn und er stürzt auch hinab. Seitdem meidet man diesen Schreckenpfad, denn der böse Geist stößt harmlos Reisende gerne hinab — allein die Mutter und ihr Kind warnen gewöhnlich die Wanderer als Schutzgeister der Menschen.

175.

Die Fuchsfoche.

Ein wundersames Gebilde der Volksmythe in Tirol und vornehmlich im Oetzthale ist die Fuchsfoche (Fuchsfauche hochdeutsch), welches an die im deutschen Volksglauben verbreitete „Wehklage" lebhaft anklingt. Man kann die Fuchsfoche zu den „Todtenrearern" zählen; sie ist ein schauerlich durchdringendes Gewimmer, klingend, wie das Umsichfauchen eines alten Fuchses, dem ein grausamer Mensch bei lebendigem Leibe die Haut abziehen will. Es wechselt ein Geheul, wie von Fuchs und Menschen zugleich, wie wenn der Fuchs seinen Peiniger bisse, und dieser nun auch laut aufschriee. Wer die Fuchsfoche hört, mag sich auf sein letztes Stündlein vorbereiten. — Dieß ist im Oetzthal allgemeiner Glaube. Es waren einst zu Fent daselbst einige vorwitzige Burschen, die

wollten einen Furchtsamen äffen und dadurch schrecken, daß sie die Fuchsfoche nachmachten. Aber plötzlich hörten sie unmittelbar die Fuchsfoche vor sich und wandten sich schleunigst zur Flucht, aber das unholde gespenstige Wesen folgte ihnen eiligst nach. Jene Burschen sprangen in ein Haus und verspreizten die Thür mit einer Eisenstange. Da hat die Fuchsfoche das Eisen ganz krum gebogen, ist aber nicht in das Haus gekommen. Innerhalb 3 Wochen war keiner dieser Burschen mehr am Leben.

176.

Wilder Mann schaut sein Bild.

Unter der Gemeinde Wald weiter herunter am Abhang des Karresberges liegt ein kleiner Weiler mit nur vier Häusern, welcher „Waldele" (Wäldlein) genannt wird. Auch dorthin kam nicht selten ein wilder Mann von großer ungeschlachter Natur, aber nicht so menschenscheu, wie der Ziegenhirt von Wald. Er besuchte die Bauern im Heimgarten, und verkehrte mit ihnen friedlich und verträglich; nur Eine Eigenschaft offenbarte er, die Jenen nicht anstand, und das war ein gewisser Immerdurst. Getränk durfte man den wilden Mann nicht wittern lassen, doch war er nicht gerade wählerisch, er trank, was er haben konnte, Wein, Branntwein, Bier, Wasser, ja, wenn er nichts anderes fand, trank er das Wasser aus dem Schleiftrog, auf dem Holzbauern ihre Beile schliffen, und meinte: Eisenwasser macht stark. Auf etwas Steinstaub und Schmutz, womit das Trogwasser stets gemischt war, kam es ihm gar nicht an; den Arbeitern aber war diese Trunksucht lästig, denn sie mußten das Wasser nicht selten weit herhohlen, und wenn der Trog leer war, konnten sie die Beile nicht schärfen. Daher sannen sie auf Mittel, dem wilden Mann entweder seine Untugend abzugewöhnen, oder ihn ganz abzuschaffen.

Sie füllten ihm daher einmal den Trog mit Wein, und dachten, er solle davon rauschig werden, und dann wollten sie ihm gehörig das Uebrige eintränken. Der wilde Mann trank mit vollem Behagen den ganzen Trog leer, und sagte dann: Das Wasser schmecke heute wie Holzäpfel — und wurde recht lustig. Darauf füllten sie den Trog mit Branntwein, auch diesen trank der wilde

Mann aus, und sagte gar nichts, sondern fiel betrunken beim Troge nieder und schlief ein, wie ein Todter. Es war aber just schon spät, und die Arbeiter hatten dort zum Tanze zu gehen, daher sprachen sie: Der steht vor Morgen Mittag nicht auf, wir wollen ihn liegen lassen. Wie sie aber am andern Morgen wieder kamen, war der wilde Mann auf und davon. Als aber Trinkenszeit war, stellte er sich wieder ein, und das schlug den Arbeitern in alle Glieder, daß sie den wilden Mann nicht los wurden. Zu dieser Zeit kam ein Fremdling in das Thal, der war seines Zeichens ein Maler, und verstand auch die heimliche Kreide. Dem klagten die Leute ihre Noth, daß sie ihm als Gast nicht einmal einen Trunk anbiethen können, der wilde Mann zeche ihnen alles vor dem Munde weg. Da will ich bald Rath schaffen, sprach der Fremde, packte sein Geräth aus, strich eine Vorwand des Hauses mit seiner heimlichen Kreide schneeweiß an, und malte darauf den wilden Mann wie er leibte und lebte, zu jedes zahmen Mannes Verwunderung.

Wie nun der wilde Mann kam und sein Bild sah, that er einen lauten Schrei, stampfte mit dem Fuße, daß seine Stampfe noch hundert Jahre hernach sichtbar blieb, und rief:

Bin i doch derschrock'n!
Wie ist's Bild so trock'n!

wandte sich zum schleunigen Weggang und kam niemals wieder.

Seitdem kamen sehr viele Maler ins Gebirge. Man mag sie gut leiden.

177.

Die Gitterhexe.

Im Wirthshause zu Karres, nahe beim Brennbichl, kehrte ein kräftiger junger Handwerksbursche ein, und bat um Nachtherberge. Zufällig waren in der Wirthsstube mehrere betrunkene Zecher, von denen Einer zum Handwerksburschen sagte: „Du bist ein armer Häuter, das sieh ich dir übers G'wandl an; schau wenn d'm'r stantepede zur Gitterhex hinausgehst, so zahl ich dir ein Nachtessen und zu sauffen genüagala noch dazu — aber nach dem Gebetläuten mußt m'r gehn — ast gilt's — setzte er bei. Der hungrige Hand-

werksbursch schlug ein, denn der fürchtete keinen Teufel, weniger eine Hexe, an die glaubte er nicht einmal. Einstweilen trank er mit den betrunkenen Gästen und als es Ave Maria läutete, machte er sich bereit zu gehen, um so mehr als der Mond die Gegend hell beleuchtete, so daß ihm der Wirth von Ferne den Steig zeigen konnte, auf welchem die Gitterhexe ihr Unwesen trieb. Den Wirth erbarmte der junge Kerl und er sagte ihm draußen, er solle es nicht wagen, denn die Gitterhexe sei ein Gespenst, welches schon manches junge Leben geraubt habe. Sie halte sich Nachts bei einem Zaun-Gitter auf, das nahe beim Dorfe an dem Fußsteig stehe, der von Karres nach Roppen führt, und, setzte der Wirth bei: wenn Jemand vorbei geht, der sich nicht mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes bezeichnet hat oder nicht abgewaschen ist, dem geht's wie schon gesagt ans Leben, wenigstens wird er furchtbar zerkratzt, denn die Gitterhexe hat an den Händen Katzenpfoten mit langen Geierkrallen, welche giftig sein müssen, weil die Wunden niemals heilen, sondern so lang eitern, bis der Mensch hin wird.

Doch der muthige Handwerksbursche, ein muskelstarker Schmied von Profession, lachte dem Wirth ins Gesicht, befahl vielmehr ein gutes Nachtessen kochen zu lassen, und ging lustig dem Gitter zu, seinen harten mächtigen Knotenstock in der Luft radschlagen lassend. Als er zum Gitter kam, erhob sich gegen ihn her ein ungeheuer großer kohlrabenschwarzer Hund, und der bäumte sich auf, und alsbald ward aus dem kohlrabenschwarzen Hund eine kohlrabenschwarze Menschengestalt daraus — die Gitterhexe, aber sie hatte keinen Kopf auf, doch die Krallenhände waren desto rühriger sich über den Handwerksburschen herzumachen. Es war ein furchtbares Raufen, doch der Schmied schlug sie endlich mit der Wucht des Knittels zu Boden, und sie war — verschwunden.

Der Sieger kehrte dann zurück und bekam seinen Lohn, weil man von ferne sich von Allem überzeugt hatte.

Am andern Tag sah man beim Gitter den Boden voll Blut und inner dem Gitter lag eine Bäuerin des Dorfes todt geschlagen — sie war die verruchte Gitterhexe gewesen: daher ließ sie sich ohne Kopf sehen, damit man sie nicht erkennen konnte, so philosofirten die Dorfweiber. Und der muthige Schmiedgeselle hat sein Lebtag ein Klamperl anhängen gehabt, denn sein zerkratztes Gesicht

bekam böse Geschwüre, die ihm nach und nach die besten Säfte aus dem Leib zogen, so, daß er frühzeitig einrucken mußte.

Gott g'hab ihn selig!

178.

Die Klagestimme.

An einem Punkte der Hochstraße, welche von Brennbichl nach Karrösten und Karres leitet, klagen in der Fastnacht weibliche Stimmen aus dem Bette des Inn herauf mit wehmüthigem und herzzerreißendem Tone:

Brigitta, Brigitta!
Wie hast du uns übel geritta!

Einst wurde die Fastnacht lustig und fröhlich zu Imst begangen. Der Tag mit seinem Schemenlaufen und Mumereien neigte sich zu Ende, der Abend war schön, und herrlich die Schlittenbahn; alle Thalbäche waren fest zugefroren, nur der Inn, ziemlich eingeengt vom Eise, drängte noch seine raschen grünen Wellen murmelnd und rauschend durch die tief überschneiten Wiesenfluren. Da wandelte neun junge Imsterinnen die Lust an, durch eine Schlittenspazierfahrt sich abzukühlen von den Aufregungen des Tanzes und sonstiger Lustbarkeit. Burschen aber sollten nicht dabei sein. Ein großer Familienschlitten wurde bespannt, der acht von den sich zusammendrängenden Dirnen aufnehmen konnte, die neunte, Brigitta geheißen, die des Rosselenkens gar wohl kundig, und stark und kräftig war, machte den Kutscher. Lustig und rasch ging es dahin, daß die schwarzen Hengste dampften, und frohes Gelächter belebte zu tausend Scherzreden die lustige Fahrt. Im Galopp ging es über Brennbichl den Hochweg, der dicht über dem Inn sich empor zieht, gen Karres hinauf, dann wurde gewendet, und nun sauste der Schlitten wieder abwärts. Die Mädchen im Schlitten schrien ihrer Führerin zu, sie solle sich da hinunter Weile lassen, und nicht so toll fahren, denn es war an der Flußseite kein Geländer am Wege. Brigitta lachte, schalt ihre Gefährtinnen furchtsame Dinger, und trieb mit Zunge und Peitsche ihr Gespann nur noch mehr an. Der Schlitten gerieth aus dem Geleise, schwankte, und eines der Mädchen fiel heraus auf den Weg, dann schwankte

er auf der andern Seite, der des Flußes, und da war kein Halt mehr, Hengste, Schlitten und die acht Mädchen stürzten in den Inn, und das Zettergeschrei der Letzteren durchdröhnte gellend die lichte Mondnacht. Noch zeigt man die Unglücksstelle, noch hört man die erwähnte nächtliche Klage. Die Gerettete trat in ein Kloster, und betete unablässig für die Seelen ihrer Freundinnen.

179.

Der graue Geist.

Unweit Imst mündet ein kleines Thälchen in das Hauptthal, das der Inn durchrollt, und an der Ausmündung steht nach dem altchristlichen Gebrauche ein Wegkreuz, an welchem die Landstraße vorbeiführt. An dieser Stelle ist es nicht ganz geheuer, obschon das Kreuz gegen Schaden des Geisterspukes schützt. Nicht selten ist es Frachtfuhrleuten begegnet, daß sie, wenn sie an jener Stelle des Nachts vorbei fuhren, einen grauen Geist durch das Thälchen schreiten sahen, der ihnen eine Strecke nachkam; so wie sie aber zu dem Wegkreuze gelangten, kehrte selbiger Geist rasch um, und wanderte wieder in sein Thälchen zurück. Noch heutigen Tages wollen Viele ihn gesehen haben, Andere aber haben ihn nicht erblickt.

180.

Der ewige Jude.

Die weit verbreitete Sage vom ewigen Juden ist auch in Tirol an vielen Orten bekannt und heimisch. Das Volk nennt ihn den „umgehadi Schuaschta,“ den umgehenden Schuster. Man erzählt von ihm im Alphachthale, in Schwaz, im Eisackthale, auf dem Heiligblut-Tauern, am ausgebildetsten zu Brennbichl, dicht bei Imst. Dort lautet die Sage also:

Ahasverus, der Schuster von Jerusalem, der unserm Heiland auf seinem schweren Gange nach Golgotha nicht eine kurze Rast auf seiner Schwelle gönnen wollte, wurde zum rastlosen Umherwandern auf Erden verdammt, bis zum Tage des Gerichts, an welchem der Herr selbst zu kommen verheißen hat. Sterbensmüde muß der

ewige Jude wandern, nicht als Geist, sondern als Mensch mit Fleisch und Bein, und alle Last menschlicher Gebrechlichkeit ertragen. So überwandert er von einem Jahrhundert zum andern das Erdenrund. Wer ihm begegnet, dem läuft ein kalter Schauer durchs Gebein, und eine unerklärbare Unruhe erfaßt ihn, die nur dann erst schwindet, wenn er darnach einen armen Fremden beherbergt.

In dem Weiler Brennbichl kommt, wie dort die Sage geht, der umgehende Schuster auf seiner Wanderung erst alle fünfhundert Jahre einmal. Als er zum erstenmale dorthin kam, war Brennbichl eine Stadt, beim zweitenmale war es ein See, beim drittenmale war es ein Berg. Beim jedesmaligen Hinkommen fragte Ahasver die Bewohner, ob sie wüßten, was vor fünfhundert Jahren an ihrem Ort gewesen sei? Und da meinten Leute stets nichts anderes, als was jetzt auch da sei, worauf er sie eines Bessern belehrte; sie glaubten ihm aber nicht. Beim letzten Besuche hatte er einen furchtbaren Hunger, und da er im Wirthshause am Berge etwas zu essen erbat, stellte man ihm eine große Pfanne voll Muß (Mehlbrei) auf einen Holztisch vor das Haus, und er aß so gierig, als hätte er tagelang gefastet. Die Bauersleute würden Mitleid mit ihm gehabt haben, wenn sie nicht gewußt hätten, daß ihr Gast der umgehende Schuster sei. Er mußte, und daran wurde er erkannt, beständig um den Tisch herum gehen, während er sich sättigte, denn er darf nie und nimmer rasten. Wann er wieder nach Brennbichl kommen wird, etwa nach einhundert fünf und siebenzig Jahren, findet er vielleicht nicht mehr den kleinen Weiler mit den traurigen Erinnerungen (in der Nähe von Brennbichl verunglückte bekanntlich den 9. August 1854 König Friedrich August von Sachsen), den er finden würde, käme er jetzt.

Zu Schwaz im Unterinnthal soll der umgehende Schuster erst zweimal gewesen sein. Beim erstenmale war es eine große Erlenau, beim zweitenmale war es eine Stadt, beim drittenmale wird es wieder eine Erlenau sein. Am ausgebildetsten erscheint die Sage vom ewigen Juden auf dem Matterhorn über dem Visperthale, welche in Ludwig Bechstein's deutschem Sagenbuch Nr. 18 beschrieben ist.

181.

Der heilige Kreuzpartikel.

Nahe bei Tarrenz liegen die düsteren Trümmer des Schlosses Alt-Starkenberg. Dort hauste ein wilder Ritter, welcher vom Christenthum wenig oder nichts hielt. Um so frommer war der Bruder Starkenbergs, der seinen Sitz auf dem nahen Schlosse Kronburg hatte, welches jetzt auch nur mehr eine Ruine ist. Dieser Kronburger Starkenberger folgte seinem frommen Drange und machte einen Kreuzzug in das heilige Land, während sein Bruder seine Kreuz- und Querzüge auf die heimatlichen Wälder beschränkte. Jener war so glücklich, Jerusalem erobern zu helfen, und gewann alldort ein ziemlich großes Stück vom Kreuze Christi, das Werthvollste, das er mitbringen konnte. Diesen Kreuzpartikel schenkte er seinem Bruder in der Absicht, vielleicht sein Herz zu rühren, und ihn für den Glauben zu gewinnen. Dieser aber — als der fromme Bruder ihn verlassen — besah den Partikel um und um und sagte:

Schau — ein Stück faul's Holz,
Aus dem Fenster soll's!

und warf den Span vom heiligen Kreuze aus dem Fenster hinab in den Wallgraben. Welche Strafe für diese Missethat den Starkenberger ereilte, verkündigt die Sage nicht, jedenfalls wird sie empfindlich genug gewesen sein. Aber der Kreuzpartikel im Wallgraben unter Dornen und Disteln leuchtete jeden Abend und die Nacht hindurch so hell wie der Morgenstern; das gewahrte ein alter Diener, stieg mit Gefahr seines Lebens in den Graben, und erhob die werthe Reliquie. Er verehrte dieselbe in die Kirche zu Tarrenz, und noch heute wird dieser, dem Hochaltare dieser Kirche einverleibte merkwürdige, große Kreuzpartikel allgemein verehrt und bewundert.

182.

Der böse Klausmann.

Im Dorfe Mils bei Imst hauste ein reicher Bauer, dem gehörte nahe am Inn und weit hinein ins Larsenthal viel Wald, davon er einen guten Theil schlagen ließ. Damit ihm aber nicht

ein guter Theil gestohlen werde, wollte er das Holz schleunigst heimschaffen; sein Spannvieh reichte aber dazu nicht aus, und seine Nachbarn in Mils besaßen auch nicht dergleichen, um es ihm zu leihen. Darauf wendete sich der reiche Bauer nach Imst und sprach dort Bekannte um Ochsen an, sie lachten ihn aber alle aus und schlugen ihm sein Anliegen rund ab. Wir haben unser Vieh nicht dazu, daß es sich an deinen Holzstämmen abschinde — sprachen sie — und Andere sagten: Was willst du denn dein Holz heimfahren? Flöß' es doch. Setz dich doch auf jeden Stamm und reite darauf herunter! Und was solcher Spottreden mehr waren. Da ergrimmte der Bauer in seinem Inneren, wurde sehr böse und zornig, und sagte: Nun gut, ihr guten Imster, ich dank euch für diesen Rath, ich will mein Holz flößen — und ging von hinnen.

Der Bauer ging flugs in seinen Wald im Larsenthale, baute in den Larsenbach eine ungeheure Klause (Wasserschwellung), daß er fast zu einem See aufstieg, und warf alle Stämme hinein. Nun wartete er in böser Absicht auf Hochwasser; endlich kam anhaltender Regen, die Bergwässer schwollen an, strömende Fluthen wogten aus der Rosanna und Trisanna (Rosanna und Trisanna sind Seitenflüße des Innstromes aus dem Patznauner- und Stanzerthale) in den Inn, der an sich schon tobte wie ein Ungethüm. Jetzt schlug der Bauer die Schleußen der Klause auf, und die Stämme stürzten krachend hinaus und hinab in die wirbelnde Strömung des Inns. Da sausten die gewaltigen Stämme hin, wälzten sich, stemmten sich, stopften das Strombett, und das ganze Thal bei Imst bis hinauf über Mils nach Zams wurde ein gewaltiger See, alle Felder und Wiesen der Imster wurden überfluthet, verheeret, und mitten auf dem wogenden See saß der Bauer auf einem Baumstamme, jauchzte rachefreudig und wahnsinnig auf, und ging dann in den Wogen unter. Noch immer muß er als Putz jauchzen und lärmen.

183.

Die Schatzhüterin im Tobel.

Es kam einmal ein Wandersmann, in Gedanken ganz versunken, zwischen Imst und Landeck zum Wirtshaus in Lafalt. Da

weckten ihn lustige Töne aus seinen Träumereien, denn es war daselbst Tanzmusik. Nun dachte er nicht mehr an die Beschwerden des Tages, vergaß seine Müdigkeit gänzlich, und begab sich hinein zur fröhlichen Gesellschaft. Im Tanzsaal blieb er bei der Thüre eine Zeitlang stehen und bemerkte endlich am Ofen ein schönes Weib, das dem Tanze zuschaute, und auf einen Tänzer zu warten schien. Der Reisende bat es daher mit ihm zu tanzen, wozu es auch gleich willfährig war. Nachdem aber das Paar drei Tänze mitgemacht hatte, bat die Unbekannte den Wanderer, er möchte mit ihr vor die Thür hinaus gehen. Draußen hob sie also an: Ich bin ein Geist, und du kannst mich erlösen. Dort oben im Tobel unter den Felsenwänden hab' ich zu meinen Lebzeiten einen Schatz vergraben, und jetzt muß ich dabei bleiben, bis er gehoben wird. Geh jetzt mit mir, und alles Geld ist dein, und ich bin erlöst, nur darfst du dich durch nichts erschrecken lassen, was da auch kommen mag, denn es wird dir nichts geschehen. Es wird zwar der Berg herabzustürzen und dich unter seinen Trümmern zu begraben drohen, ja noch Schrecklicheres wird kommen, aber besorge nichts, alles ist Blendwerk. Es kann dir kein Leid geschehen. Und hast du den Schrecken überstanden, dann sind wir Beide glücklich! — Also sprach die schöne Tänzerin und der Wandersmann stieg mit ihr den steilen Pfad hinan zu dem Tobel. Als sie droben ankamen, fing es an zu krachen, als wollte der Berg herabstürzen, und die Felsentrümmer rollten auf den Wanderer zu und drohten ihn jeden Augenblick zu zerschmettern. Ein Krachen und Getöse ließ sich vernehmen, als wäre das Ende der Welt nahe. Da übermannte den Jüngling Furcht und Zagen und er suchte sein Heil in schneller Flucht. Und sonderbar, da war Alles wieder still und ruhig, als wäre nie etwas vor sich gegangen; aber den Geist hörte er seufzend und klagend rufen: Ach warum hast du mir nicht gehorcht? jetzt muß ich wieder fünfzig lange Jahre harren und leiden, bis ich wieder da hinunter komme zum Tanz; und einen Jüngling erwarten; weiß Gott ob mich dann Einer auffordert zum Tanze, und ob er mich dann erlöst! — Mit diesen Worten war Alles verschwunden wie ein Traum. Nur in der Seele des Jünglings blieb die Reue über seine Feigheit lebendig — vielleicht sein ganzes Leben lang.

184.

Der Kirchenbau zu Landeck.

Als man Landeck erbaute, und schon mehrere Häuser standen, dachten die Leute frommen Sinnes daran, auch eine Kirche zu bauen, und gingen rüstig ans Werk. Allein nicht lange hatte der begonnene Bau gedauert, so fand sich bald da bald dort etwas geschädiget oder niedergerissen, und das wiederholte sich mehr und mehr. Darauf beschlossen die Bauleute, Wache zu halten und zu sehen, wer so freventlich das Werk der Zerstörung an ihrem frommen Bau verübe.

Siehe, da kam gegen Mitternacht eine ganze Schaar Teufel und riß Alles nieder, was am Tage zuvor aufgerichtet worden war. In der zweiten Nacht nahmen die Bauleute einen Geistlichen zu Hilfe, der beschwor den Obersten der Teufel, und fragte ihn, warum sie diesen Bau hinderten? Der Oberste der Teufel antwortete trotzig: Ich leide es nicht, daß hier eine Kirche gebaut wird! und alsbald begann aufs Neue das teuflische Werk der Zerstörung. Hierauf wurde der Bau auf einige Zeit eingestellt. Es begab sich aber, daß etliche Riesen durch das Land zogen und, da sie den sonderbaren Kirchenbau erblickten, fragten, was das bedeuten solle? worauf ihnen die Leute genau Alles erzählten. Da sagten die Riesen: Baut nur wieder fort, wir wollen Euch helfen. Der Bau wurde nun aufs Neue begonnen, Tag und Nacht fortgesetzt, und die Riesen standen mit ihren großen Schwertern dabei; sobald um Mitternacht die Schaar Teufel wieder kam, um den frommen Bau zu zerstören, wurden sie von den tapfern Riesenrittern verhindert, bekämpft und vertrieben. Da zogen die Teufel bald ab; früher aber fragte ein Geistlicher den Luzifer, wie lange sie ihr verdammtes Spiel zu treiben gedenken? und Luzifer drohte dreimal noch zu den Mauern der Kirche zu kommen, und erst dann, wenn es in dieser Zeit keinem der Teufel gelingt, zu den Mauern zu gelangen, so werde er niemals mehr wiederkehren. Es geschah auch Alles so: die Teufel mußten auch das zweitemal abziehen, aber beim drittenmale war ein Riese krank geworden, deßhalb mußten sich die Anderen furchtbar anstrengen, es wurde gar hitzig gekämpft, so zwar, daß es einem Teufel gelang, an die Mauer zu kommen, was nun zur Folge

hatte, daß die Teufel in der nächsten Nacht abermals kamen. Da war aber der kranke Riese schon wieder gesund; mit vereinten Kräften wurden die Teufel endlich vertrieben, sie kamen nicht wieder und die Kirche wurde ruhig aufgebaut. Und als die Arbeit vollendet war, setzten die Riesen den Hahn der Wachsamkeit auf die Kirchthurmspitze, gingen weiter, man wußte nicht wohin, und ist keiner mehr gesehen worden; auch von den Teufeln ist nichts mehr gehört worden, es nahte sich keiner mehr der Kirche, außer in scheinheiliger Menschengestalt.

185.

Vom Kirchenbau zu Landeck.

(Eine andere Sage.)

Als vor vielen Jahrhunderten das Tiroler Land noch gar wenig bebaut war, wegen großer Wildnisse und vieler wilden Thiere, standen da, wo heute Landeck steht, erst zwei Häuser. Eines Sommertages gingen die beiden Besitzer, Bauern, mit ihren Leuten auf das Feld, und es blieben nur die beiden Bäuerinen und deren Kindsmägde zurück. Die Weiber kochten für ihre Männer und die Arbeitenden auf dem Felde das Mittagessen, geboten den Kindsmägden fein zu Hause zu bleiben, und trugen die Speisen auf das Feld. Beide Kindsmägde aber wandelte die Lust an, ein wenig spazieren zu gehen, jedoch die anvertrauten Kinder mitzunehmen, weil das Wetter gar so schön war. Sie lustwandelten beide eine Strecke, da sprach plötzlich die Eine zur Andern: Du laß uns umkehren! mich überfällt ein schreckliche Angst; als müsse sich ein Unglück zutragen Die Begleiterin suchte aber Jener die Furcht auszureden, und sprach: Laß uns ein frommes Lied singen, das vertreibt die ängstlichen Gedanken. Die Mägde sangen, da scholl im ganz nahen Walde ein überlautes Gebrüll. Die Aengstliche erbebte aufs Neue, allein die Beherzte sagte: Laß es brüllen, es dürfte etwa der Teufel sein, welcher sich am christlichen Gesange ärgert. Der kann uns nichts thun. Sie sangen muthig weiter, aber da brüllte es noch einmal noch näher und noch einmal ganz nahe, und aus dem Walde stürzte ein Bär und ein Wolf auf die entsetzten Dirnen zu, und entrissen ihnen die Kinder. Heulend und

schreiend eilten nun die zwei Mägde auf das Feld, von wo nun nicht minder ein Zettergeschrei der Mütter zum Himmel aufstieg, während die Männer mit Heugabeln und was sie zur Hand hatten, in den Wald stürzten, aber nicht die mindeste Spur von Bär und Wolf fanden. Die Weiber eilten den Männern nach, und groß war der Jammer. Da hörten die Bekümmerten eine Stimme rufen, sahen aber Niemanden. Noch einmal rief es, und kam von einer Höhe, und siehe, wie die Leute aufschauten, hing an einem Baum ein Muttergottesbild, das den Leuten zurief: Wollt ihr mir hieher eine Kapelle zu bauen geloben, so will ich des Bären Wuth stillen, und dem Wolf den Rachen sperren. Das gelobten Jene schnell, und alsbald fanden sich die beiden Kinder unverletzt im Walde wieder. Darauf wurde die Kapelle erbaut, und in derselben das rettende Muttergottesbild zur Verehrung aufgestellt. Das ist der Ursprung der ersten Kirche zu Landeck, die später vergrößert wurde.

186.

Der heilige Baum.

(Eine dritte Sage über den Kirchenbau zu Landeck.)

Hinter der gothischen Pfarrkirche zu Landeck stand bis zum Jahre 1822 ein uralter Fichtenbaum, der ward „der heilige Baum" geheißen, und war hochverehrt im Alterthume. Dieser Baum stand im finsteren Urwald, denn dazumal war Landeck noch nicht, nur ein bäuerliches Einödenwesen fand sich in dem grünen Waldgau. Und an dem heiligen Baum fand sich einst wunderbarer Weise ein Muttergottesbild, welches bald solche Gnaden ausspendete, daß männiglich, wer's vermochte, dahin wallfahrtete.

Es war im Jahre 1265, als die zwei frommen Eheleute des Einödhofes, der auf Trams ob Landeck stand, und Heinrich und Eva hießen, von der Feldarbeit nach ihrem Heim eilten, aber die entsetzliche Kunde aus dem Munde der Dirne vernahmen, welcher die Obhut ihrer zwei Kinder anvertraut war, daß sie von wilden Thieren, das eine von einem Wolf, das andere aber von einem Bären geraubt worden wären. Sie wollten fast sterben vor Jammer und eilten in ihrer großen Noth zum heiligen Baum und baten

vor der guten Gottesmutter kniend um Hilfe und Rath. Und siehe da, die heilige Jungfrau half alsbald auf wunderbare Weise: der Wolf und der Bär kamen mit den vermißten Kindern im Rachen daher, und legten sie lebend und wohlerhalten vor dem Wunderbilde zu den Füßen der Eltern. Aus Dankbarkeit und zur Erinnerung an diese Begebenheit ward neben dem heiligen Baume erst ein kleines Kirchlein „zur Mutter Gottes im finstern Walde" gebaut, und das Mirakelbild dort beigesetzt. Der Bau war im Jahr 1270 vollendet, die Kirche wurde aber nach und nach vergrößert, so zwar daß jetzt dasselbe kleine Kirchlein das Presbyterium der Pfarrkirche zu Landeck bildet. Diese Sage wird als die genauere und wahre angenommen, und ist die Begebenheit gemalt an der Wand der Kirche zu sehen.

187.

Die Sattelhexe.

Im Schlosse zu Landeck hauste eine Hexe, die hatte einen Sattel, und wenn sie irgendwohin fahren wollte, so setzte sie sich auf denselben, und fuhr unsichtbar von dannen. Wenn sie kein Salz für die Küche hatte, dann setzte sie Früh das Mehl und die Milch zum Muß an das Feuer und sich auf ihren Sattel, und fuhr nach Hall, nahm dort Salz so viel sie wollte und brauchte, und war wieder da, ehe der Brei zu sieden begann. Nach mancherlei verübten Unthaten wurde diese Sattelhexe eingezogen, ihr der Prozeß gemacht, und sie feierlich verbrannt, worauf sie aber graulich als Geist umging und spukte, und noch immer spukt, bald in Menschen- bald in Hundegestalt, und die Schloßwache erschreckte, damals nämlich, als noch eine Wache droben war. Einst rief ein Soldat den Hexenspuk an, und als er keine Antwort erhielt, feuerte er — die Kugel fuhr aber durch einen Schatten, prallte an eine nahe Mauer an, schlug zurück, fuhr in den Soldaten und verwundete diesen lebensgefährlich. Nachher hat Keiner wieder auf dem Schlosse Wache stehen wollen.

188.

Die Hexe Stase.

Die Sage von der Sattelhexe wird auch noch in einer anderen Weise, und etwas ausgeschmückt, erzählt. Sie lebte als Bäuerin auf dem Zöbelehof unweit der Straße, die von Landeck hinauf gen Prutz führt, und hieß Stase. Ihr Aussehen war echt hexenhaft furchtbar und schreckhaft, und ebenso waren auch ihre Hexenthaten als: Vieh sterben lassen und Wetter machen. Wenn Letzteres geschah, ritt die Hexe Stase auf ihrem Sattel durch die Lüfte, und kehrte die Wolken mit ihrem Besen zusammen. Da gab es Hagel und Muhren und schreckliche Wassergüsse, und allerlei Unheil und Unglück. Die Hexe Stase hatte einen Mann, der war ein Schuster und arbeitete im Lande herum bei den Leuten auf der Stör. Er besaß ein kleines Feld, auf dem er Gerste gesäet hatte; diese war geschnitten, lag in Schocken (Garben) auf dem Felde, und sollte nun heimgeschafft werden. Es drohte aber schon früh gar arg mit Gewittern, und die Hexe hatte vor, ihren Sabattag zu feiern; sie widersetzte sich daher dem Befehle ihres Mannes, die Gerste heimzuschaffen, und sagte ihm, er solle nur auf seine Stör gehen, sich um nichts bekümmern, sie werde die Gerste schon heimführen. Der Mann ging, und er blickte von dem Hause, darin er just arbeitete, besorgt nach seinem Felde und seinen Gerstenschocken.

Das Gewitter stand schon hoch über dem Thale — da sah der Schuster seine böse Runsa daher gesaust kommen; sie saß auf ihrem Sattel, hielt ihre Gabel wie eine Lanze, stach eine Garbe an, und flog mit ihr davon, und im Hui erhoben sich alle Garben und flogen nach, und in seinen Stadel hinein, als kaum die ersten Tropfen fielen. Gleich darauf brach das gräuliche Ungewitter los. — Dem Mann grauste — er ging nach Landeck zum Gericht und zeigte sein Weib an; alsbald wurde dieselbe gefangen, und in einen kupfernen Kessel gesetzt, denn sie durfte die Erde nicht mehr berühren. Man verurtheilte sie zum Feuertode, und sie sprach noch, als sie den Scheiterhaufen bestieg: „Heute macht es warm.“ Lange Zeit wurde noch auf dem Schlosse zu Landeck der Sattel gezeigt.

189.

Schwarze und weiße Gestalten.

Im Schlosse Landeck war es vor Zeiten nicht sehr geheuer, denn da gingen in der Hausflur viele stumme Geister hin und her, die waren theils schwarz, theils weiß, und wer sie gesehen, ging nicht ein anderesmal in die Nähe.

190.

Der Kaser auf Tobin.

Im Stanzerthale, zwei Stunden oberhalb Grins, das nahe bei Pians liegt nach der Grinserspitz hinauf, liegt die Alpe Tobin. Dort hinan stiegen im Jahre 1854 zwei Wildschützen; es war Herbst, das Vieh ganz vor Kurzem von der Alpe abgetrieben, und die Hütten standen leer. Die Nacht war kühl, und die Schützen, die an der Grinserspitz und am Tamin wildern wollten, entzündeten ein tüchtiges Feuer mitten in der Almhütte, an dem sie sich wärmten, und legten sich dann bald nach eilf Uhr auf die Schlemm (Pritsche); das Feuer aber hatten sie vorher noch mit starken Scheitern wohl genährt. Mit einemmale erhob sich ein Lärm und Sausen und Brausen um die Hütte und über ihr, daß die Schützen nichts anderes glaubten, als das Dach werde über ihnen zusammenbrechen. Vorläufig aber krachte blos die Thüre auf, und es trat ein Ochse von unglaublicher Größe mit geraden Hörnern herein, trabte in der Hütte herum, ging dann in den Milchkeller hinein und durchstöberte auch den, dann kam er wieder heraus, und trat zu den auf der Schlemm liegenden Schützen, deren Furcht unbeschreiblich war — fügte ihnen jedoch kein Leid zu, sondern wandte sich von ihnen ab zum Feuer, und „baste" ihnen dasselbe aus, indem er so lange Wasser auf dasselbe geiferte, bis kein Funke mehr glimmte. Dann verließ er die Almhütte — aber auch die Wilderer fanden für gerathen, dieselbe zu verlassen, und ihr Nachtquartier lieber auf einem großen Baume zu suchen, um nicht wieder mit einem solchen Ochsen in nähere Berührung zu kommen, was immer eine mißliche und nachtheilige Sache ist. Dabei wurden sie inne, daß sie einen Fehler gemacht, und die Almsitte übergangen hatten, weil die Hütte schon leer war. Es muß nämlich dieser Sitte zu Folge

jeder Schütze, der in einer Sennhütte übernachten will, auch wenn sie verlassen oder leer ist, zuerst die Thüre öffnen und laut um die Gestattung der Nachtherberge bitten. Bleibt Alles still, so mag er eintreten, rührt sich's aber, oder meldet sich etwas nach seiner Frage, dann kann er nicht sonder Lebensgefahr und Abenteuer bleiben. Das wissen alle alten Aelpler im Oberinnthal.

191.

Der Geist des Ehemannes.

Im Stanzerthale lebte einst ein sehr uneiniges Ehepaar. Endlich erkrankte der Mann, und da sein Weib es ihm an jeder Pflege fehlen ließ, so starb er. Wie er aber gestorben war, so kam er in jeder Mitternacht, setzte sich vor das Bett seines Weibes, rührte sich nicht, sprach auch nicht, sondern sah es nur immerfort an, bis die Glocke zum Gebet läutete. Das war für das Weib eine entsetzliche Pein, diese stete Gegenwart eines eben so langweiligen als verhaßten Gespenstes, schon beim Leben verhaßt. Die Frau ging zu einem Geistlichen, der im Rufe stand, Geister bannen zu können, und bat ihn um Abhilfe. Der Geistliche sagte diese auch zu, stellte ihr aber die Bedingung, sie müsse den Geist zu ihm über's Joch tragen, wo er wohnte, denn zu ihr könne er nicht kommen, das sei zu weit. Zugleich lehrte er sie ein kurzes Gebet, mit dessen Hilfe sie den Geist ihrem Willen folgsam machen könne. Nun bezeigte das Mannesgespenst ganz und gar keine Lust, sich bannen zu lassen, aber die Kraft des Gebetes zwang ihn zum Gehorsam, und er kroch traurig auf die Kraxe, machte sich aber so schwer, als ihm nur immer möglich war. Und so wurde er über das Joch getragen und kam seiner gewesenen Frau zum erstenmale erträglich vor. Der Pfarrer nahm den Geist in Empfang und brachte ihn auf seine Studierstube; doch was er da mit ihm vorgenommen, weiß man nicht. Vielleicht hat er ihm eine gelehrte Abhandlung über den zweiten Band von Göthe's Faust vorgelesen, und ihn durch tödliche Langeweile gequält, und da ist der Geist auf einmal auf und davon, und hat sich weder bei selbigem Pfarrer, noch bei der früheren Frau wieder blicken lassen. Die Frau war heilfroh

und freite bald darauf einen anderen Mann, mit dem sie sich besser vertrug.

192.

Der Schneider im Alberkasten.

Im Oberinnthal und namentlich in der Gegend von Stanz bei Landeck ist die Sage vom Alber, welche eine Ausgeburt des Aberglaubens ist, und anderwärts „feuriger Drache“ heißt, noch ziemlich allgemein. Der böse Feind, denn der und kein Anderer ist der Alber, fährt Nachts durch die Lüfte daher, bald in Gestalt eines brennenden Besens, bald als eine über und über glühende Schöpfkelle, bald als eine feurige Truhe, oder in runden kugelähnlichen Formen. Wo der Alber aufsitzt, was er bisweilen thut, da verbrennt alles Gras, verdorrt jeder Baum, jedes Erdreich wird zu Stein, denn der Teufel ist von Anbeginn wider Gottes Natur.

Eines Abends ging ein Schneiderlein aus Grins, das in Stanz gewesen war und sich etwas lange daselbst verweilt hatte, wieder heimwärts. Es war fast dunkel, und der Bach im Köter-Tobel brauste und rauschte gar wild und ungestüm. Gleichwohl gruselte dem Schneiderlein nicht, denn es war gar keck und beherzt, und mochte wohl abstammen von dem Schneiderhelden, der, wie das Märlein lautet, *sieben* auf *einen* Streich gefällt. Als aber der gute Schneider auf der Brücke stand, die kühn über den wilden Fernerbach-Tobel gespannt ist, und sich von ungefähr umsah, da erschrack er doch, denn hinter ihm her von Stanz herauf fuhr ein brennendes Ding pfeilschnell durch die Luft, das dem Alber so ähnlich sah, wie ein Ei dem andern. Es war ein flammender Besen, aber so groß, daß, wenn ihn einer hätte handhaben können, gleich ein ganzes Dorf damit wegzukehren gewesen wäre. Der Schneider duckte sich, schlug seine drei Kreuze und sprach sehr schleunig einen Segen — und glücklich fuhr knisternd und knatternd der Besen über ihn weg, aufwärts nach Grins zu. — Hoi! Hoi! rief der Schneider, als das böse Ding vorüber war, mit beherztem Gelächter: *Du hoaschts gneadig!* Wenn d'nu nuit vagößa hoascht! — Kaum waren diese Worte gerufen, und die Brücke

war überschritten, so schoß vom Schrofenstein herüber wieder ein Alber mit gleicher Schnelligkeit, und fuhr überhin; der loderte lichterloh und sah aus wie eine ungeheure Kelle mit langem Stiel und rundem Schöpfer. Der Schneider duckte sich abermals, schwieg aber dießmal mäuschenstill. In der Luft posaunte eine Höllenmusik, und wie die feurige Kelle vorbei fuhr, da sah sie aus wie ein großer Kasten — und da stach den Schneider dennoch der Hafer und er schrie hinauf: Tumml di, daß da aucha kimmscht! Dein Kamerod ischt schua voaraus! — — Tumml di o! zetterte plötzlich eine Stimme aus der glühenden Truhe, die bis hinauf ans Brandjöchle und bis hinunter in's Sannathal hillerte. Und mit einemmale fuhr es dem Schneider in die Beine wie ein Blitz, daß er laufen mußte, laufen, laufen, bis er endlich an ein Waldkreuz kam, an das er sich anklammerte, und fast athemlos zusammenbrach.

Zitternd und bebend am ganzen Leibe ging endlich der Schneider, als er sich ein wenig erholt hatte, weiter, und sehnte sich sehr nach Grins, hatte aber noch ein gut Stück Weges, denn Grins liegt von Stanz drei viertel Stunden ferne, und der Weg ist bergan beschwerlich. Und an diesem Wege stand jetzt etwas, und dieses etwas war ein Putz. Selbiger Putz vertrat dem Schneider jeden Tritt und Schritt, und ließ ihn nicht vorüber. Da aber erwachte im tapfern Schneider die angeborne Kuraschi, er wurde ganz gallig und fluchte: „Oz höllisch'r Teufl, doa wollt i decht liaba im Oalb'rkoaschta mit au-cha foahra, aß daß mi so a Karli von am stiergrindat'n Putz ver'n Narra hoatt!“ Kaum war das letzte Wort gesprochen, so war der Putz weg, und der Alberkasten war da, stand auf dem Wege und glühete, und die Thür sprang auf, und ein Teufel kam heraus, der erwischte den Schneider, that ihn in den Kasten, kroch nach, und schnappte das Thürl zu. Gleich hob sich der Kasten wieder und fuhr dahin, aber nicht nach Grins, sondern weiter, über Grins weg, hoch, hoch hinauf zur Grinserspitz, wo der eiskalte Ferner liegt, zwischen dem Kaiserjoch und dem Passeierspitz. O du arme Schneiderseele! Diese Sage erzählen die Stanzer gar gerne den Schneidern, um sie zu giften und in den Harnisch zu bringen, was auch jedesmal zu gelingen pflegt.

193.

Der Kuhtrager.

Mitten im Stanzerthal liegt der Ort Petneu, in Büchern und auf Landkarten auch Petnen geschrieben, vom Volke aber Petnui gesprochen (alturkundlich Bodennui), und von dortaus führt ein Fußsteig zur Alpe Reindl empor. Auf dieser Alpe büßt ein Hirte als Putz ob grausamen Frevels, den er gegen eine Kuh verübte. Dieser Hirte war sehr faul und lag lieber im Alpengrase, als daß er das Vieh hütete, daher faßte er einen unbändigen Haß gegen eine Kuh, welche frisch und munter, freilich oft gar zu weit, im Walde herum lief, daß sie der faule Hirte stundenlang suchen mußte. Auch verirrte sie sich oft auf gefährliches Gewände und auf steile Felsen, wo sich dann der Hirte fürchtete, und sein Haß nur grimmer wurde. Wart nur Beschti! brummte der Hirt, mi tratzest gwiß nit z'lang! und legte alsbald frische Baumrinden auf einen Steig, der über thurmhohe Felsenwände vorbei führte, und welchen die Kuh gewöhnlich überschritt.

Am zweiten Tage schon trat die Kuh auf die Rinden, von denen die inwendige glatte Seite auswärts gekehrt war, schlüpfte aus, und kollerte in die Tiefe, daß alle Knochen zerbrachen. Der Hirte, der in der Nähe war, lachte aus vollem Halse, und sagte: Das möchte ich sehen, wie die Kuh nun wieder herauf gehen wird? und lachte noch mehr. Allein der Hirte lachte gar nicht lange, denn er erkrankte bald darauf, und starb im Herbste, nachdem er von der Alpe abfuhr.

Einige Tage später, als der Hirte auf dem Friedhofe begraben worden, suchten einige Jäger in der verlassenen Alpenhütte Unterstand, um günstige Birschzeit abzuwarten; da hörten sie abwärts der Kaserhütte im Wald bei den hohen Felsenwänden gar jämmerlich seufzen und schnaufen, und meinten daher, daß entweder ein fremder Jäger oder ein Wurzengraber verunglückt sei, dem sie zu Hilfe eilten. Der Mond schien glashell, daher konnten sie an der Stelle, von welcher das Seufzen sich hören ließ, Alles genau überblicken, und sie sahen zu ihrer nicht geringen Ueberraschung den ehemaligen Hirten der Alpe, den man erst eingegraben, so wie er leibte und lebte, mit unsäglicher Mühe und Anstrengung

eine Kuh herauftragen, wobei er bitter seufzte, und sobald er die Last oben hatte, selbe wieder hinunter werfen, wobei er in toller Wildheit lachte — wie er im Leben gethan. Das Seufzen und Lachen — Hinauftragen und Hinabwerfen dauerte Jahr für Jahr fort, er war halt zu dieser Strafe verdammt worden.

Nicht weit von der Alpe steht eine Brennhütte, da soll einmal zum alten Brenner, während des Enzianbrennens, dieser Almputz gekommen sein. Der alte Brenner war ein frommer Mann, hatte daher weder Putz noch Teufel zu fürchten, und scheerte sich auch nichts um Beide. Aber weil der Putz gar so traurig vor ihm stand, fragte der Brenner denselben, ob er viel leiden müsse? ob er zu erlösen sei? Da sagte ihm der Geist, daß das was und wie er leiden müsse, jeder Stein zeige, und bat ihn um einen Stein in die hohle Hand. Der Brenner legte ihm einen Stein in die hohle Hand, und sogleich wurde der Stein glühend, schmolz wie Blei und rann blauroth glühend hinab. Nun siehst du es selbst, was ich leide, sprach der Putz und setzte noch bei, daß das Leiden nicht sobald zu ändern sei.

Später hat ein alter Mann den Putz bespracht, und gefragt, wie oftmal er in vier und zwanzig Stunden — also Tag und Nacht — die Kuh hinauf trage? worauf der Geist ein dumpfes: dreimal! hören ließ, mit dem Beisatze, daß mit jedemmale nur ein Pfennig vom Werthe jener Kuh abgebüßt werden könne, und bis nicht der ganze Werth also errungen sei, vermöge Keiner ihn zu erlösen.

194

Die wunderbaren Bilder.

Nahe bei Stanz unweit Landeck ragt auf einem Felsen eine Burg in Trümmern, die alte Feste Schrofenstein. Das Schloß soll schon zu den Römerzeiten erbaut worden sein, und erlebte mancherlei Schicksale. Eine Sage von ihm scheint in fernliegende Zeit zu fallen. Nach ihr wurde die alte Burg von einer sehr frommen Familie bewohnt, und von einem sehr erbitterten Feind lange und hartnäckig belagert, der aber mit seinen Pfeilgeschossen gegen die festen Thürme und Mauern nichts ausrichten konnte. Der Feind

beschloß zwar, die Belagerten auszuhungern, doch wurde er damit auf eine harte Probe gestellt, denn eine Windmühle, auf einem der Thürme angebracht, drehte fleißig ihre Flügel, mithin schien es nicht an Korn zu fehlen, und im Keller lag ein Faß Wein, das so unerschöpflich war, wie das gesegnete Oelkrüglein der Witwe. Auch sah man noch großmächtige Alpenkäse, so groß wie Mühlsteine, zum Trocknen aufgestellt. Gleichwohl stand es mißlich um die Frommen in der Burg — das Korn war zu Ende, man ließ aber die Mühle leer gehen. Die Käse waren ausgehöhlt und, was der Feind sah, war deren Rinde. Der Wein, den man dem Feind zum Frühstück hinabsandte, gehörte zu den letzten Flaschen aus dem nun leeren Faße. Der Feind aber dachte: Sie malen noch, sie haben noch große Käse, sie zechen noch Wein, wer weiß auf wie lange — du willst Zeit und Geld sparen und abziehen. Gedacht, gethan, und die Frommen, die nur noch drei Tage zu leben gehabt hätten, waren erlöset. Da ließ die Familie zum Danke so viele Heiligenbilder schnitzen, als sie Häupter zählte, und sie in der Kirche zu Landeck aufstellen. Diese Bilder hatten alle offene Augen. Aber so wie eines der Familienglieder mit Tod abging — schloß eines der Bilder seine Augen für immer zu. Die Bilder sind noch immer in der Kirche zu Landeck zu sehen.

195.

Der Teufel von Stanz.

In der Kirche zu Stanz war der Altar fertig gebaut, man war aber noch nicht entschieden, welchem Heiligen man den Altar weihen sollte. Da fand ein Bauer an der Stanzerwand beim Holzschlagen eine Zirbenbaumwurzel von ganz auffallend monströser Gestalt. Dieselbe hatte, wenn man nur halbweg ein wenig daran schnitzelte und besserte, die Form des leibhaften Teufels, wie er häufig dargestellt wird. Man beschloß nun mit Hilfe eines geschickten Bildschnitzers, dem das Bild des heiligen Erzengels Michael zu schnitzen übertragen worden war, diese Teufelswurz als Drachen zu verwenden, und den Teufel zu des Erzengels Füßen zu postiren. Und so ist's geschehen; das Doppelbildniß wurde ober dem Altare aufgestellt. Der Engel ist schön, aber der Teufel über alle Maßen

gräulich anzusehen, so daß von einem häßlichen und dabei bösartigen Menschen in der ganzen Umgegend sich das volksübliche Sprichwort verbreitet hat: Er ist wüster, als der Stanzer Teufel. Ein reisender Engländer- und Curiositätensammler, der nach Stanz kam, hörte die Geschichte und trug großes Verlangen, das Teufelsmonstrum zu kaufen; er bot ein schönes Stück Geld, aber die deßhalb zur Berathung zusammenberufene Gemeinde gab allstimmig die Erklärung ab: Unsern Teufel behalten wir. Wer einen Teufel braucht, mag zusehen, wo er einen herbekommt, den unsrigen geben wir nicht her.

Wenn der selbige Engländer zu mir gekommen wäre, fügte der Erzähler dieser Sage hinzu, ich hätt' ihm schon einen Teufel verrathen wollen, noch häßlicher als der Stanzer.

196.

Die glühenden Kohlen.

Unweit Pians trägt eine kleine Anhöhe Reste eines zerfallenen alten Schlosses, das zum Bauernhofe im Laufe der Zeiten herab sank. Niedrige Häuser und Hütten traten an die Stelle gewaltiger und trotziger Kemenaten und Burgstädel. Das Volk nennt die Trümmer wie das Gehöft Ischl (nicht mit Ischgl, dem Hauptorte des gleichnamigen Gerichtes im Patznaunerthale zu verwechseln), und erzählt, daß man in den Trümmern an Festvorabenden oder an Quartembertagen klägliche Stimmen vernehmen kann, die um Erlösung flehen. „Heidnische Grafen" sollen das ehemalige Schloß erbaut, ihre Reichthümer den Umwohnern abgepreßt, und sie dann an heimlichen Orten wohl verborgen haben. Dafür müßten sie nun zur Strafe hier bis zum jüngsten Tage ihre Schätze hüten und ihrer Erlösung harren.

Ein Besitzer dieses Hofes hatte eine etwas kecke Magd, die vor nichts sich zu fürchten vorgab. Da sie die einzige Magd im Hause war, mußte sie fast alle Arbeiten besorgen; daher stand sie einmal auf, um für die Knechte das Frühmahl zu bereiten, in der Meinung es sei die Morgendämmerung nicht mehr ferne; sie machte Licht und ging in den Keller, um die Milch zu holen: wie sie aber das Luck (die Fallthür) aufmachte und in den Keller

hinab stieg, sah sie unten eine Gesellschaft von mehreren „Grafen," welche eine besondere altmodische Kleidung anhatten, und mit goldenen Kugeln auf goldene Kegel schoben, und neben der Kellerstiege erblickte sie glühende Kohlen unter einem Kessel. Die Magd fürchtete sich nicht und ließ die Grafen ihr Spiel fortsetzen, welche sich auch gar nicht um die Magd bekümmerten. Sie nahm beim Fortgehen einige glühende Kohlen mit sich, denn sie fand das sehr erwünscht, weil sie auf dem Herde Feuer aufmachen mußte, und machte das Luck wieder zu. Aber als sie mit den vermeintlichen Kohlen das Holz anzünden wollte, da wars ander's, denn sie waren auf einmal in herrlich funkelnde Kronenthaler verwandelt, und im freudigen Schrecken rief die Magd die Hausbewohner wach, welche ihr jedoch keinen Dank wußten, sondern sie ausschalten, daß sie so früh Lärm mache, da doch kaum zwölf Uhr, die Mitternacht, vorüber sei; doch vernahmen sie die Erzählung der Dirne nicht ohne Verwunderung, und als sie die Kronenthaler nun selbst besahen und befühlten, und als echte anerkennen mußten, erwachte die menschliche Neigung, dergleichen auf so mühelosem Wege mehr zu erhalten, und so drängten die Hausgenossen Kopf an Kopf in den Keller; da waren aber weder Kugeln noch Kegel noch Kohlen zu erblicken, auch keine Grafen, sondern nur Kröten.

Außerordentlich ähnelt diese Sage einer, die zu Lorch am Rhein bekannt ist; nur ist dort der Bauernhof eine Mühle, die Grafen sind fremde Männer, und die Kronenthaler sind Goldstücke.

197.

Fack mit Knoschpen.

In der Gegend um Landeck lebt die Sage noch bis in die neueste Zeit fort, daß auf der Alpe Flath sich eine merkwürdige Almsudl blicken lasse. Zur genannten Alpe führt der Weg von Pians links empor, erst über Wiesen, dann durch Wald, innerhalb zweier Stunden. Es war im Jahre 1850, daß ein altes Bettelmännle hinauf stieg, und als es noch etwa einen Büchsenschuß von der Hütte entfernt war, unter einem großen Baum sieben Schweine sich herumtreiben sah, von denen eines ein ganz beson-

deres Gegrunze hören ließ. Der Bettler ging näher und gewahrte mit großem Erstaunen und geheimem Grauen, daß diejenige Fack (Schwein), welche so laut grunzte und schrie, Knoschpen (Holzschuhe) an den Füßen trug, wie die Aelpler und Stall-Leute gewöhnlich zu tragen pflegen. Der Bettler zog sich von der Nähe der Schweine etwas furchtsam zurück, trat in die Kaserhütte ein und fragte so nebenbei die Sennerin: Wie viel Facken habt ihr hier oben? Die Sennerin antwortete: Sechs. — Ei, antwortete das Bettelmännlein: Ich habe doch sieben gezählt, und war eine große Fack dabei, die hatte gar Knoschpen an den Füßen und grunzte überlaut. Die Sennerin rief den Hirten und eilte mit demselben zu dem Baume, unter dem die Schweine ihren Stand hatten, aber siehe, da lagen alle ganz ruhig da, keine grunzte, aber es waren nur sechs. Wie beide zur Hütte zurück kamen, des Vorsatzes, den Bettler tüchtig auszuschelten, daß er sie genarrt, fanden sie diesen wehklagend mit dick aufgeschwollenem Kopfe, und er sagte, es sei eine Sennerin stillschweigend hereingetreten, die habe just solche Knoschpen an den Füßen gehabt, wie er an der Fack gesehen, und habe ihn angeblasen. Das Bettelmännchen blieb unwohl und fühlte sich todtkrank. Der Hirte führte es herunter in das nächste Dorf zum Geistlichen, der es benedicirte, aber schon nach zwei Tagen lag es todt auf dem Rechtbrett. Hirte und Sennerin auf der Alpe Flath wußten gar wohl, was es mit der Fack mit Knoschpen für eine Bewandtniß habe. Es hatte früher eine Sennerin auf der Alpe gelebt, die sich an den Schweinen versündigt hatte, und die nun dazu verdammt war, als eine Almsudl, selbst als eine Fack mit Schweinen zu leben und mit ihren Knoschpen droben herum zu hoppern. Ihr Aufenthalt war eine nahe Kluft, aus der sie unversehens hervor kam, sich zu den Schweinen gesellte, heftig grunzte, und dann sich wieder hinein verlief.

198.

Der Ritter auf Wiesberg.

Beim Eingang ins Paznaunerthal steht auf sonnigem Hügel die gebrochene Veste Wiesberg. Der Wiesberger Ritter war ein

gar wilder Geselle, und lebte mit vielen seines Gleichen, dem Raube und jeder Gewaltthat ergeben, auf seiner unüberwindlichen Burg. Reich war er wie kein anderer im Gau, daher ließ er unter der Burg ein langes Gewölbe in den Felsen brechen, zu einer Kegelbahn gestalten und mit goldener Kugel und silbernen Kegeln versehen. Es war um die Zeit als das junge Christenthum durch eifrige Apostel ins Land getragen, und die milde Lehre überall bereitwillig aufgenommen wurde. So drang die Christuslehre auch über Vintschgau, Oberinnthal ins Stanzerthal, doch der wilde Ritter verhinderte den Eingang derselben ins Paznaun. Grausam verfolgte er die neuen Christen, grausamer ihre begeisterten frommen Priester, und mit Trotz und Hohn verschwelgte er bei Becherklang, Nachtgelagen und Kegelspiel jene Festtage, welche die Kirche als besonders heilig der stillen Andacht empfiehlt — kurz er war einer jener Gottlosen, der, wie auch jetzt unter den Christen viele, die Festtage mit Uebermaß an sinnlichen Genüssen feierte.

Als endlich der böse Ritter gestorben und sein Leib in die Gruft getragen war, da sah man nur zu deutlich, daß der Gestorbene keine Gnade vor Gott gefunden, denn er wandelte als unseliger Geist in nächtlicher Weile durch die Gänge und Hallen oder er bestieg ein feuriges Roß und ritt ins Thal, wo er die Wanderer dermaßen verfolgte, daß sie große Umwege machten, um nicht in die Nähe des Verruchten und Verfluchten zu kommen. Nicht selten sieht man den wilden Ritter als feurige hohe Tanne im Walde brennen, beim Morgengrauen aber zieht er ins Schloß, steigt in die Tiefe und spielt mit andern verdammten Rittern mit dem goldenen und silbernen Kegelspiele, und wirft so laut drein, daß es an einer gewissen Stelle am Berge genau gehört werden kann. Diese Sage gehört zu denen, in welchen sich die Riesenmäre zur mittelalterlichen Rittermäre verjüngte und umbildete; das Kegelschieben im Berge begegnet sehr häufig in den Sagen waldiger Gebirge, bald aber sind es Riesen, bald sind es Ritter, und oft noch knüpfen sich andere Beziehungen daran an, Kegel aufsetzen, Wein holen u. dgl. durch unschuldige Mädchen oder Jünglinge, die dann insgemein schönen Lohn davon tragen.

199.

Des Teufels Schindel.

Einem Bauer zu See im Paznaunerthale brannte sein Haus ab, und er mochte an dessen Stelle gerne ein Neues haben, war aber in keiner Feuerversicherungsanstalt und besaß kein Geld. Nahm daher seine Zuflucht zum Teufel, und gelobte ihm auf Verlangen sein einziges Kind, wenn der Teufel vom Abend zum Morgen bis zum Hahnschrei ihm ein neues Haus fertig baue. Bald nach geschlossenem Pakt bereute diesen der Bauer, und wurde tief niedergeschlagen, weßhalb seine Frau ihn fragte, warum er so traurig sei? Der Mann sagte ihr offen den Grund; sie sagte ihm eben so offen, daß er ein ganz z'ritt'r und z'nicht'r Lump sei, der ein Kind um ein Haus dem Bösen opfere. Wie nun das Bäuerlein heulte, daß es zum Erbarmen war, sprach die Frau, er möge sich nur beruhigen, sie wolle die Sache schon richten. In der Nacht ging das Bauen los und das Haus wuchs zusehends. Schon stand es unter Dach und Fach, und der Teufel, nachdem er sich zuvor als erstaunlich rascher Maurer, Zimmermann, Tischler, Schlosser und Glaser gezeigt, zeigte sich nun ebenso als Dachdecker. Jetzt war es Zeit etwas zu thun. Die Frau fing ihren Hahn, tauchte ihn in einen Zuber voll Wasser, und ließ ihn laufen. Just fehlte nur noch eine Schindel — der Hahn aber war ärgerlich, schüttelte und pluderte sich, und krähte laut seinen Zorn in die Nachtluft hinaus. Der Teufel, der eben die letzte Schindel einziehen wollte, erschrack, und meinte, sich verspätet zu haben, zumal alle Hähne der Nachbarschaft vom Schlafe aufgeweckt nun auch zu krähen begannen, obschon es noch viel zu früh war. Da warf der Teufel voller Zorn die Schindel nach dem Hahn, und fuhr ohne Kind auf und davon. Der Bauer ließ nun das Haus innen auskleiden und fertig machen und zog mit den Seinen hinein; im Dach blieb aber stets eine Lücke; niemals blieb eine Schindel dort liegen, wo des Teufels Schindel fehlte, und kein Mensch vermochte dort eine zu befestigen.

200.

Die Zwerge ziehen aus Paznaun fort.

Die Zwerge im Paznaunerthale, besonders um das Dörfchen See herum, waren sehr gutmüthiger Art, halfen in den Häusern die Arbeit fördern, und zeigten sich hilfreich wie sie nur konnten, hütheten auch die Heerden sehr gerne. Und weil es ganz kleine Hüther waren, so haben sie die feineren Leute auch Hütherchen, Hütherlein, Hüth'rchen oder Hüthchen benamset, denn der Name „Hüther“ wird gewöhnlich statt „Hirte“ gebraucht. Er ist „Hüther“ im Sommer, im Winter wird er „Fütterer.“

Ein Zwerg ließ sich bei einem Bauern von See als Ziegenhüther anstellen, und holte die Ziegen täglich in der Nähe des Dorfes ab — ins Dorf hinein jedoch ging er nie, — führte sie auf die Weide, brachte sie Abends wieder vor das Dorf und verlor sich darauf im Gebirge. Die Bauern sendeten ihm das Mittagessen auf höchst originelle Weise, indem sie es auf die Hörner eines Ziegenbockes banden, welches der Zwerg dann herab nahm und voll Freude verzehrte. Auf eine andere Weise rührte er nichts an. Einst wollten ihn die Bauern besonders überraschen und schickten auf obige Weise dem Zwerge ein schönes rothes Festtagröckel zu. Wie derselbe aber das rothe Röcklein gewahrte, sagte er traurig vor sich hin: Nun kann ich nicht mehr Ziegen hüthen, weil sie mir ein neu roth Röcklein biethen, — ging hinauf ins Gebirg, und ward nicht wieder im Thal erblickt.

Auch in Etschland begegnen ähnliche Sagen.

201.

Der untreue Hirte.

Von einem untreuen Hirten geht, wie nicht selten auf manchen andern Almen, auch im Paznaunerthale die Sage, wie seine Leitkuh sich immer sehr weit verlief, und ihm manche Plage machte, dadurch, daß er sie lange suchen mußte. Dann schlug er unbarmherzig auf das arme Thier los, und endlich legte er lange Baumrinden neben einander über einen tiefen Tobel, und wie die Kuh an jene Stelle kam, meinte sie, es führe eine Brücke über den

Abgrund hinüber, wie es solcher viele gibt im Gebirge für Menschen und Vieh. Die Kuh betrat die schwache Rindenbrücke, und stürzte in den Tobel hinunter, wo sie sich zu Tode fiel, sehr zum Schaden und zum Unglück des armen Bäuerleins, dem sie gehörte.

Einige Jahre darauf starb der Hirte, ohne daß kund ward, was er gethan, aber seine Strafe war schon verhängt. Vom Tage seines Todes an mußte er als Geist wandern, und tagtäglich eine Kuh aus jenem Tobel zur Höhe tragen, die jedesmal wie der Fels dem Sisyphus auf der Höhe ihm wieder entglitt. Einst besprach ein Hirte den Geist in der Hoffnung ihn zu erlösen, allein derselbe wimmerte, er könne nicht so leicht erlöset werden. Fünfzig Gulden war die Kuh werth — seufzte der Geist, und jedes Jahr schreiben mir die Engel einen einzigen Groschen Münz ab von meiner Sündenschuld — nun rechnet selbst, wie viele hundert Jahr ich büßen muß.

202.

Hexenritt und Hufeisen.

Zu Gries im Paznaunerthale lebten zwei junge Bursche, Brüder, mit einander sehr einträchtig, ihr Vater war todt, ihre Stiefmutter lebte noch. Der Eine war stattlich wohlgenährt, der Andere aber magerte zusehends ab. Eines Tages, als der Bruder den letztern besorglich fragte, ob er sich denn krank fühle, weil er so gar schmächtig aussah, seufzte der Magere, und begann dem Bruder sein Leid zu klagen. Jede Nacht und jede Nacht, sagte er: kommt unsere Stiefmutter, wirft mir einen Sattel auf den Rücken, und da werde ich gleich ein Pferd. Dann besteigt sie mich als böse Trud, reitet auf mir durch Nacht und Wind, Graus und Nebel, in einen wilden Wald, dort bindet sie mich an einen Baumstamm, und begibt sich dann unter einen andern in der Nähe, wo sie mit einer großen Hexenschaar tanzt, schmaust und buhlt. Ist das Gelage und die Raserei zu Ende, so besteigt sie mich wieder, reitet auf mir nach Hause, nimmt mir den Sattel ab, und ich werde dann wieder Mensch. Daß solcher Hexenritt nicht fett und wohlbeleibt macht, kannst du dir an den Fingern abzählen. Nachdem der eine Bruder diese seine Erzählung geendet

hatte, sprach der andere: Weißt du was? Lasse mich heute an deiner Stelle liegen. Ich will das Ding doch auch einmal probiren, vielleicht kann ich dir davon helfen. Gern willigte der geplagte Bruder ein, ließ den andern vorn im Bette liegen, und dem geschah nun alles wie jenem, und war ihm durchaus nicht wohl bei der Sache. Am Baume angebunden aber rieb und rieb er so lange am Stamme, bis der Sattelgurt platzte und der Sattel abfiel, da wurde er gleich Mensch, und war nicht mehr Pferd. Er versteckte sich und sah dem Herentreiben ferner zu, bis die Zeit kam, daß er zu Ende ging, da fuhren alle Hexen davon, nur seine Stiefmutter nicht, weil sie ihr Pferd nicht fand. Wie sie sich noch nach diesem ängstlich umsah, stülpte ihr der Stiefsohn hinterwärts den Sattel auf den Nacken, und da wurde sie alsbald zur Stute, und er saß auf und ritt auf ihr heimwärts.

Am Wege stand eine Schmiede, vor dieser hielt der Reiter sein Roß an, rief den Schmied und geboth ihm, sein Roß mit neuen Hufeisen zu beschlagen. Dieß geschah, und nun ging der Ritt rasch nach Hause. Der Stiefsohn führte das Pferd in die Schlafkammer der Stiefmutter, nahm ihm dort den Sattel ab, ging, verschloß die Kammer, und kroch zu seinem Bruder in's Bette, dem er noch vor dem Einschlafen alles erzählte. Am andern Morgen erschien die Stiefmutter nicht in gewohnter Weise beim Frühstück — die Brüder gingen nach ihrer Kammer, da lag sie blutig und todt auf dem Bette, und hatte an Händen und Fußsohlen nagelneue Hufeisen, die noch heiß waren und wie die Hölle brannten.

Verwandte Sagen von solchen Hexen und Teufelshufeisen finden sich allenthalben in Deutschland bis zum Norden hinauf, besonders aber in Baiern, Salzburg und Tirol.

Auch sonst finden sich nicht selten Leute, die der Teufel reitet, doch sind sie nicht allemal Rösser, sondern häufig nur **Kameele**.

203.

Die Hexenfahrt.

Aehnliches, wie es eine Höttinger Sage kündet, wird auch im Patznaunthale erzählt. Ein Weib im Hofe Moos, die Bäurin

selbst soll es gewesen sein, schlich sich nächtlicher Weile von des Mannes Seite, den es schlafend wähnte; er aber war wach, schlich der Bäuerin nach und sah, wie sie mit der Herensalbe sich bestrich, und hörte sie dann die bekannten Herenfahrworte aussprechen: Oben hinaus und nirgend an! und flugs flog sie davon. Gleich that der Mann es ihr nach, strich sich, sprach das Zauberwort und ward im Hui durch die Luft auf einen Herenboden entrückt, den ein Palast voll Pracht und Glanz schmückte, den Tanz und Lustbarkeit erfüllte, in dem die Tische mit Wein und Speisen sich unter der Last der Geräthe bogen. Der Kreis zahlreich versammelter Herenweiber zog den Mann in seine Wirbel, an seine Tische, und er tanzte mit und sah sich köstlich bewirthet. Sein Weib bot ihm Kuchen dar, davon nahm und aß der Mann, aber er schmeckte wie Judenmatzen, war ohne Salz und Schmalz. Der Mann hatte etwas Salz in seiner Tasche, das streute er auf, und aß und sagte: Das Salz ist doch eine herrliche Gottesgabe! Da krachte es um ihn, als berste der Berg, Lichter und Feuer erloschen, alles schwand, und der Mann saß allein auf einem Felsen in öder finsterer Wildniß, und als es Tag wurde, kannte er sich doch nicht aus in der Gegend und konnte auch nicht vom Felsen herab. Er wartete bis zur nächsten Nacht, frierend, hungrig und durstig. Da erschien die Gesellschaft wieder, da war alles wie vorher, und der Mann bat seine Frau, ihn nicht abermals allein zu lassen. Als der Herensabbath beendigt war, nahm sie ihn mit, führte ihn daheim auf den Mist und wollte ihm einen Eid des Schweigens abnehmen, dafür ihn aber in das Herenbündniß aufnehmen.

Er sollte sagen:

Ich trete auf diesen Mist
Und schwöre ab dem Herrn Jesu Christ.

Er aber sprach:

Ich trete auf diesen Mist,
Und dich hinein, Luder das du bist!

nahm den ersten besten Knittel, schlug die Here todt und trat sie wie sie war in den Düngerhaufen hinein.

204.

Truden in Patznaun.

Auch die Trudensage lebt im Patznaunthale in ganz ähnlicher Weise, wie anderwärts in Thälern Tirols *). Die Trud überfällt die im Halbschlummer Ruhenden so rasch, daß ihnen keine Zeit bleibt sich auf die rechte Seite zu wenden, denn vermögen sie das, so hat die Trud keine Macht mehr über sie. Auch nützt es, ihr beim Eintritt eiligst den Kopfpolster entgegen zu werfen, dann muß sie auf demselben in der Mitte des Zimmers während der Nacht sitzen bleiben und bei Morgengrauen gehen, ohne jenen, auf den sie es abgesehen hatte, zu beunruhigen, noch viel weniger zu drücken. Noch ein Mittel gibt es, dem unter dem schrecklichen Druck der Trude aufs höchste beängstigt Leidenden Hülfe zu schaffen. Man muß ihn bei seinem Taufnamen rufen, dann muß vor dem heiligen Laut die Teufelstrud flugs entweichen.

Gewisse Constellationen bestimmen manche Menschen Truden zu werden, selbst gegen ihren Willen. Sie müssen dann drücken, sei's Mensch, sei's Thier, oder sei's selbst ein Baum im Walde. Gewinnen sie so viele Macht über ein lebendes Wesen, es todt zu drücken, so endet ihr Trudenthum, sie sind dann befreit von der Qual, Andere zu quälen. Ein Bauer, der unter dem Trudendruck heftig und allnächtlich litt, klagte einem Bekannten sein Unglück Dieser rieth ihm, er möge, um befreit zu bleiben, nur ein Laubmesser auf seine Brust legen, die Schärfe (schneidige Seite) gegen diese, so könne die Trud nicht ankommen. Der Bauer aber dachte: Druckt die Trud, so druckt sie mir das Messer in die Brust, er legte also das Messer mit der Schärfe und dem Hacken nach oben. In der Nacht fiel es auf ihn wie ein Nußsack, fiel aber auch alsbald mit einem starken Schnaufen von ihm ab und neben ihm ins Bett. Dem Bauer grauste, er stieg auf und schlug Licht. Da lag sein guter Rathgeber todt im Bette, das Laubmesser tief in die eigene Brust gedrückt. Es war eine männliche Trude, sie hatte den Bauer durch das Messer tödten wollen, um sich selbst

---

*) Siehe Alpenburg's Myth. u. Sag. Tir. S. 266 u. f.

zu befreien, denn durch den bloßen Druck können Truden selten tödten. Nun war er hin.

Von einer weiblichen Trud wird aber Folgendes erzählt:

205.

Schier todt drücken.

Ein junger Bursche liebte ein Mädchen und besuchte sie zu Nacht. Da strebte sie fort und sagte. Ich muß hinaus in den Wald, ich muß einen Baum drücken. Narr! sagte der Bursche, druck doch lieber mich — er dachte Wunder wie wohl ihm solch Drücken thun werde. Da warf sie sich über ihn und drückte ihn, daß er schier den Tod davon hatte. Das Mädchen war eine angehende Trud.

206.

Fahlende Schüler.

Im Patznaunthale begegnet statt des sonst wohl üblichen Ausdruckes: „Fahrende Schüler," die Bezeichnung: „Fahlende (fehlende) Schüler" — und es scheint derselben mehr als bloß sprachliche Abwandlung zum Grunde zu liegen. Der Ausdruck wird verschiedentlich erklärt. Einige behaupten, daß der Name von fehlen, sündigen, nämlich Zauberwerke treiben, herkomme; andere sagen, daß der Teufel Schule halte, wobei er stets nur 11 Schüler zulasse, Einer davon bleibe sein Eigenthum, dieser f e h l e folglich an der Zahl der Zauberlehrlinge; noch andere meinen, die zehn übrig bleibenden fehlen dem Teufel, diesen kann er nichts anhaben, weil er an dem Einen schon seinen Lohn dafür hat, und sie ihre Zauberwerke frei und ungehindert muß üben lassen. Die Sagen von diesen Schülern stimmen meist völlig überein mit den bereits bekannten von fahrenden Schülern *), weichen aber auch ab, wie die folgende: Ein fahlender Schüler kam nach See, wo die Bauern sehr von Beißwürmern geplagt waren, und erbot sich, ihre Felder und Triften von diesen zu befreien, falls nicht auch ein weißer

*) Vergl. Alpenburg's Myth. u. Sag. Tir. S. 319 — 320.

Wurm sich sehen lasse, denn nur dieser sei mächtiger als er und würde ihn tödten, weil er (der f. Schüler) dessen Unterthanen vernichte, denn der weiße Wurm sei der Schlangenkönig. Die Bauern versicherten dem f. Schüler, nie einen weißen Wurm gesehen zu haben. Nun errichtete der Hexenmeister eine hohe Säule (in ähnlicher Sage bestieg er einen Baum), bewaffnete sich mit einem Schwerte, stieg hinauf auf die Säule und ließ rings um dieselbe ein Feuer anzünden. Droben las er nun aus einem Buche Zauberformeln, da ringelten sich von allen Seiten die Beißwürmer herbei und in das Feuer, in welchem sie alle verdarben. Der fahlende Schüler aber blickte oft ängstlich hinauf in den Wald, und mit einemmale rief er aus: Wehe mir! Ich bin verloren! Ihr habt mich betrogen! — Vom Schellerwasserfalle herab schoß ein großer weißer Lindwurm daher, stürzte sich in das Feuer, ringelte sich unverletzt an der Säule empor, aber der Schüler stand muthig und kampfgerüstet droben, und schlug mit einem Hieb seines scharfen Schwertes dem züngelnden großen weißen Lindwurm das Haupt ab. Seitdem wird zwischen dem Scheller- und dem Habiger-Bach kein Wurm mehr erblickt; jenseits des Baches aber gibt es deren so viele, daß sehr Noth thäte, es käme wieder ein fahlender Schüler sie zu vertilgen.

Auch die Bergspiegelsage ist im Patznaunthale genau so heimisch, wie im Innthale und anderwärts, ebenso die Goldbründleinsage, die sich gewöhnlich mit einander mischen, und in welcher Venediger-Mandeln eine Hauptrolle spielen.

207.

Da Beargspiagl.

Zur Abwechslung solle hier ganz getreu dialektisch die Sage folgen, wie sich die Patznauner erzählen:

Da Beargspiagl.

A mal ist auf Versing doba a Hiart gwößt, der hat as Tags untarm bunta a Mandli g'söhn; dös Mandli hat alli Oepas z'erbadat beim a Brünnla. Doa dönkt am dar Hiart: „Jatz möcht i döcht wissa was dös Mandli thuat“ und geaht darzua ahi. Doa fößt dös Mandli alli Sond us am Brünnli usa in an Sack, und

söt zuem Hiarta: „I will dar o Depas z'verdiana göba; geah as nägst Jahr voar da aus der Alb föhrst, geah wiedar zu döm Brünnla, dönn wearst's zuböckt finda, dönn thuast die Bröttla a wöck, druter sin zwoa Drögla, die voll Sond sin; dö Sond fössest in und geahst ga Venedi darmit und frögst miar nach und bringst mar dö Sond, i weardi guat bezahla dafür."

Was dar Venedigar un Hiarta auftraga hat, dös thuat er. Er geaht zum Brünnla hin, findet die Drögla, fößt da Sond in und kimmt darmit ga Venedi. Dört frögt 'r döm und döm nach, doa weist man'm zuama Palast hin, dear hat ausg'schaut wia a Fürsta=Palast. Und wia ar zu den Mandla kimmt, doa hat's gonz anderst ausg'schaut as im voariga Jahr auf Versing; a Hear wie Fürst, umgöba von 'nra Dianarschaft. Da wartat ma döm Hiarta auf mit da bösta Speisa und mit Wein, und voar ar gänga ist, ist ar no reichli mit Gold bezahlet worda, und doa söt der Hearr no zuam Hirta: „Witt no söha was dein Weib daham thuat? — Wie der Hiart Ja söt, bringt der Hearr an Spiagl und heißt'n drin schaua, und doa hat ar deuli g'söhn wie sie die Kindar putzt.

Und wia ar ham kimmt, hat ar'm dönkt: as künfti Jahr will i für mi salb dö Sond holn und will'n verkosa; aber wia ar wiedar dö Sond holn will, hat ar wödar Sond noch Brünnli mia g'funda und seidar hat die Drögla und da Goldsond Niamad mia g'funda; und dear Spiagl, dö der Venedigar un Hiarta zagat hat, dös is a Beargspiagl g'wößt, durch dö söcha d' Venedigar d's Gold in da Bearg und überall hin wo sie wölla.

208.

Zwerge strafen die Gemsjäger.

Die Volkssage im Patznaunerthale legt nicht nur den Selig=Fräulein und Wildfräulein die Vorliebe für die Gemsen und deren Hegung in unterirdischen Felshöhlen bei, sondern auch den Bergzwergen oder Nörgglen, (Nörgglein). Auch diese schirmen und bewachen das wilde Alpenvieh, ihre Kühe, welche sie melchen und deren Milch sie trinken. Als eines Tages eine Gemse außen blieb, und nicht zum melchen herein kam, suchten die Zwerge im Walde

herum, und fanden dieselbe nebst dem Jäger, der sie geschossen hatte, in einer kleinen Holzhütte. Alsbald drängten sie zu Hauf durch die Fenster und durch die Thüre auf ihn zu, sich ins Unendliche vermehrend und drohten ihn zu erwürgen oder zu erdrücken. Der Jäger sah ein, daß mit den kleinen „Baureln" nicht zu spassen sei, entschuldigte sich und versprach künftig hin nie eine Gemse zu schießen — auf diese Zusage ließen sie ihn in Frieden und verloren sich nach und nach so wie sie gekommen waren.

Der Jäger aber war ein verdorbener Mensch, der hielt sein gegebenes Manneswort nicht und ging bald darnach wieder auf die Gemsenjagd. Das sahen die Zwerge und stürzten ihn über den hohen Felsen hinab, der in der Nähe des Dörfleins See steht. Ist ihm auch recht geschehen, sagen die Leute — wer nicht Wort haltet, soll gestraft werden.

209.

Der Klaubauf.

Irgendwo im Patznaunerthale, den Ort nennt die Sage nicht, lebte ein unglückliches Ehepaar, das unter Andern auch ein Kind hatte, welches ihnen sehr viel Verdruß machte und durchaus nicht gehorchen wollte. Oft drohte die Mutter dem Kinde: Wenn du gar nicht folgsam sein willst, so übergebe ich dich ganz gewiß einmal dem Klaubauf! Aber diese Drohungen nützten wenig oder gar nichts; das Kind blieb böswillig, halsstörrig und unfolgsam und schlug Mahnungen und Drohungen der Aeltern in den Wind. Als nun der Sankt Nikolaustag heran kam, welcher den guten Kindern schöne Geschenke bringt, da stellte sich am Vorabend desselben in der Stube, wo sich das ungerathene Kind mit den Aeltern befand, ein furchtbar häßlicher Klaubauf ein, mit langen Hörnern und glühenden Augen. Dieser fragte die Eltern mit hohler Stimme: Darf ich das schlimme Kind da mitnehmen? — Die Eltern hatten zwar keinen Klaubauf bestellt, meinten aber, daß ein Nachbar sich den Spaß gemacht habe das Kind zu erschrecken und auf bessere Bahn zu lenken, und sagten: Ja! Der Klaubauf fragte zum zweitenmale: Darf ich es wohl gewiß mitnehmen? Und abermal erlaubten es die Eltern. Nun fragte der Klaubauf zum drittenmale:

Und darf ich es im vollen Ernst mitnehmen? Und die Gefragten bejahten es zum drittenmale. Der Klaubauf nahm es nun auf, und trug es zur Thüre hinaus. Draußen hörte man von den Lüften herab einen herzzerreißenden Schrei vom Kinde und weiter nichts mehr. Wie die Aeltern sich nun hinaus begaben, um nachzusehen, wohin der Klaubauf mit dem Kinde gegangen sei, fand sich nirgends eine Spur, kein Tritt vor dem Hause, der frischgefallene Schnee überdeckte alles rundherum rein und sauber, und das Kind war für immer verloren; der Klaubauf war kein Maskenscherz, es war der Böse. Die Mutter ist an Gewissensscruppeln siech geworden und bald gestorben.

210.

Schrecke Niemand!

Die Geisterwelt läßt nicht mit sich freveln, darum sollen verständige Eltern auch nicht ihre Kinder mit Klaubaufen, Fanggen und sonstigen Unholden, oder gar mit dem Teufel bedrohen oder wirklich schrecken.

Einst ging ein Holzknecht im Paznaunerthale gegen Abend vom Holzziehen nach Hause, behangen mit seinen Ketten und Stricken, und überholte auf dem Wege ein armes altes Weiblein, das unter der Last eines schweren Korbes keuchte, und nur langsam vorwärts zu schreiten vermochte. Der Holzknecht dachte mit losem Sinn: Wart Alte, ich will dir besser Bein machen, schritt voraus und stieg, als er dem Weibe durch eine Wendung des Pfades aus den Augen war, auf eine alte Tanne dicht am Wege, die mit ihren Aesten über die Straße reichte.

Kaum war das Weiblein unter dem Baume weg, so ließ sich der Holzknecht unter lautem Kettengerassel dicht hinter der Alten herabfallen, darüber diese so furchtbar erschrack, daß sie umsank und eine Zeitlang bewußtlos am Boden liegen blieb, auch nachher nur mit größter Mühe sich wieder aufzuraffen vermochte. Eines andern Abends kam derselbe Holzknecht sehr ermüdet an derselben Stelle, und hart an der Tanne vorüber, und gedachte seines schlechten Scherzes, den er sich mit der armen furchtsamen Alten gemacht, welcher der Schreck in alle Glieder gefahren war, und die noch da-

heim krank lag; da rasselte es plötzlich über ihm im Gezweige furchtbar mit Ketten, und gleich darauf plumpste etwas dicht hinter ihm nieder. Darüber erschrack nun auch der Holzknecht bis zum Tode, lief zitternd und zagend nach Hause, und ging lange siech und bleich im Gesicht umher, sagte aber lange Zeit Niemanden, was ihm widerfahren.

So wurde er gestraft für seinen Frevel an der armen alten Frau.

211.

Wie Christli Kuhhaut mit einem Riesen raufte.

Zur Zeit, als Christli Kuhhaut lebte, wohnte ob dem Paznaunerthale noch ein Riese vom alten Geschlecht, der alle Welt bekämpfte und niederwarf. Kein Mensch vermochte ihm zu widerstehen, und obschon er die von ihm Gefällten nicht tödtete und nicht auffraß, so mußten sie sich doch von seiner Hand mit Gaben lösen, je nachdem sie zu geben vermochten. So wurde der Riese der Schreck des ganzen Thales. Da machte sich endlich Christli Kuhhaut auf, den Kampf mit jenem zu bestehen, und fuhr auf einem Wagen nach dem Platze, wo der Riese weilte. Dieser ließ sich lange nicht blicken, und Christli strich sich mitlerweile ein gewaltiges Butterbrot, das er, auf seinem Wagen sitzend, gemüthlich verzehrte. Er hatte geglaubt, mit dem Riesen einen Faustkampf zu bestehen und sich im Geringsten nicht mit einer Waffe oder Wehr versehen; da trat auf einmal der Riese aus dem Walde, angethan wie Heimo mit Rüstung, Schwert und Speer. Flux sprang Christli vom Wagen, brach mit einem Knack dessen Deichsel ab und ging dem Riesen entgegen. Ein Deichselschlag zertrümmerte dessen gegen Christli vorgestreckten Speer, ein zweiter schlug dem Riesen das Schwert entzwei und aus der Hand, und ein dritter traf ihn auf den Schädel, daß er hinstürzte wie Goliath, und auch gleich hin war. So befreite Christli Kuhhaut, der Starke, sein Heimathland.

212.

Struzzi-Buzzi.

Sagen von Fanggenkindern, wie sie im Oberinnthale und auch in Vorarlberg im Schwange gehen, kennt auch das Paznaunerthal *). Sie ähneln einander sehr, und weichen nur in den Namen ab. So kam zu Langetsthei, wo nach dem Sprichwort „nicht einmal der Stubenboden wagerecht liegt" — einst zu einem Bauersmanne ein Mädchen von ganz hübscher Gestalt und Gesichtsbildung in einfacher Dienstbothenkleidung, und bat ihn, es in Dienst zu nehmen, was der gute Mann aus Erbarmen auch that. Das Mädchen diente viele Jahre fleißig und redlich, und es schien ein besonderer Segen mit ihm eingezogen zu sein; nur vermochte Niemand desselben Namen und Herkommen zu erforschen. Auf dem Lande herrscht die Sitte, daß die Bauern an gewissen Sommertagen die Alpen besuchen, um die Menge der Milch ihrer dort aufgetriebenen Kühe zu untersuchen. Da werden die Kühe eines jeden Bauern in bestimmter Ordnung gemolken, die Milch gewogen und nach diesem Verhältniß dann die Butter und Käse (der vorräthige Alpennutzen) entweder gleich, oder zur Zeit der Heimfahrt vertheilt. Jener Bauer schickte zu diesem ländlichen Feste seine Dienstmagd, welche sich auf der Alpe mit den vielen Anwesenden mit fröhlichen Scherzen unterhielt, wie es nach der Milchberechnung der Brauch ist. Aber plötzlich hörte man vom Gebirge in der Nähe eine weibliche Stimme rufen: Sag zur Struzzi-Buzzi, Rauhrinde sei todt! Auf diesen Ruf erbleichte das Mädchen, riß sich von der Gesellschaft los und rannte in aller Eile in den nahen Wald, ohne ein Wort zu sagen, ohne den verdienten Lohn zu fordern. Nun wußte kein Mensch wer das Mädchen war, woher es gekommen und wohin es gegangen, auch war nie mehr eine Spur von demselben zu entdecken. Es war ein Fanggenkind.

---

*) Siehe Alpenburgs Myth. u. Sag. Tir. S. 67—68.

213.

Das Wildfräulein und der Gemsenjäger.

Im Paznaunerthale waltet mehr als in vielen andern Gebieten Tirols, die reich an örtlichen Sagen sind, die mythische Sage vor, und es hat sich in ihm mancher Glaube erhalten, der anderwärts schon verschwunden ist, so wie auch mancher Nach- und Wiederhall von Sagen sich findet, die in andern Thälern noch entschiedener und ausgebildeter hervortreten.

Ermüdet von der Jagd kam einst ein Jäger spät Abends bei einer leeren Sennhütte an, welche in einem Seitenthale von Paznaun nördlich liegt und „Seßladthal" heißt. Er entschloß sich in dieser Hütte über Nacht zu bleiben. Seine Beute, eine fette Gemse, legte er, daß sie frisch bleibe, auf das Dach, und begab sich alsbald in die Hütte und machte sich ein Feuer auf. Er saß aber nicht lange beim Feuer, als er draußen ein Jammern von einem weiblichen Wesen hörte, daraus die Worte zu entnehmen waren: Hier liegt unsere Kuh! ach unsere Kuh! sie ist todt! ach sie ist todt! Und bald darauf kam zu ihm in die Hütte hinein eine weißgekleidete, aber fürchterlich wildblickende Weibsperson, die ihn also anredete: Du hast uns eine Kuh getödtet, darum wehe dir! Ich will dich in Stücke zerreißen, du räuberischer Schütze. Der Schütze aber faßte Muth und sagte darauf: Und ich erschieß dich! indem er seinen Stutzen (die Büchse) erfaßte. Aber das Wildfräulein erhob die Hand und der Schütze war fest gefroren (gelähmt). Er fing daher zu bitten an und betheuerte hoch und theuer, daß er keine Kuh geschossen habe, wie es auch wirklich der Fall war. Hierauf sagte das Wildfräulein nach längerm Hin- und Herreden besänftigter: Nun dießmal soll dir die gebrohte Strafe geschenkt sein, aber wenn du nochmals eine unserer Kühe schießest, dann wehe dir! Damit du aber unsere Kühe alsogleich erkennen magst, so komme in unsern Stall, dort kannst du sie genau sehen und auch den Platz, wo uns die Kuh abgeht. Wildfräulein und Schütze gingen nun einige Zeit bergauf, dann lenkten sie in eine unterirdische Höhle, in welcher ringsumher Krippen angebracht waren, an denen Gemsen hingen, nur an einer Krippe war der Platz leer. Dorthin deutete das Wildfräulein und sagte: Siehst du an jener

Krippe ist ein Platz leer, hier hast du uns eine Kuh hinausgeschossen. Jetzt geh nach Hause, und thue fernerhin unsern Kühen nichts mehr zu Leid.

Der Schütze ging; aber der Gram, fernerhin seiner höchsten Lebenslust entsagen zu müssen, und keine Gemse mehr schießen zu sollen, fraß ihm am Herzen. Er hat hernach nicht lange mehr gelebt.

214.

Der Starke, Christli Kuhhaut.

Zu Gallthür im Patznaunerthale lebte ein sehr frommes Geschwisterpaar, Bruder und Schwester, und als eine Hungersnoth ins Land kam, hatten beide nichts zu beißen und nichts zu brocken. Sie gingen daher in den Wald, um sich wie die „Oansidl" (Einsiedler) von Wurzeln und Kräutern zu nähren. Da fanden sie ein Kraut, von dem, als sie es gegessen hatten, beide ausnehmend stark wurden, so daß kein Mensch sie bezwingen konnte. Eines Tages als Christli Kuhhaut, so hieß der Bruder, mit seiner Schwester auf dem Platze war unter den andern Buben und Dirnen, rauften sie im Scherz mit einander um ein Hufeisen; beide faßten es mit einer Hand und zogen daran, da bog sich das Eisen wie ein weiches Wachs und wurde länglich, wie ein Lineal. Darauf holte ein Bursche aus der nahen Schmiede zwei ganz neue, große starke Hufeisen für Fuhrmannsrösser, die faßten die Geschwister ebenfalls und zogen und bogen sie mit gleicher Leichtigkeit lang auseinander. Durch diese Stärke wurde es dem Geschwisterpaar leicht, ihr Wesen zu bessern, denn sie arbeiteten für sechs, und Arbeit bringt Brod. Christli hatte die Tasche voll Geld und wanderte mit seiner Schwester von Gallthür das Thal hinunter nach Wiesberg, das an dessen Ausgange liegt. Die Schwester trug einen großen, starken festgenähten Bettüberzug, und der Bruder sagte zu ihr: Hin trägst du ihn, her trage ich ihn — nämlich den Bettüberzug. In Wiesberg gingen die Geschwister zu einem reichen Bauer, und der fragte gleich, was sie denn mit dem Bettüberzug machen wollten? Korn kaufen, hineinfassen, heimtragen, war die Antwort. Was? rief der Bauer, diesen Bettüberzug voll Korn

und sieben Stunden tragen? Ihr? Wenn ihr das ohne fremde Hülfe und ohne zu ruhen vermögt, so schenk ich euch den Roggen! — Das war dem Christli und seiner Schwester recht, sie ließen den Bettsack vollfüllen und wanderten den sieben Stunden langen Weg zurück. Christli trug die ungeheure Last. Der Verkäufer ging hintendrein, er fürchtete nicht, daß er so mir nichts dir nichts um sein Getreide kommen werde, aber er schwitzte sehr, denn die Geschwister schritten rasch und ruhten nirgends. Schon waren Langetsthei, Kappel und Ulmich durchschritten, die Geschwister ruhten immer noch nicht, der Bauer aber wurde müde, hungrig, durstig. Da kamen die Wanderer an einem Wäldchen vorüber, an dessen Saum viele Haselnüsse wuchsen. Zu diesen schritt Christli, und hüpfte mit seiner schweren Kornlast in die Höhe nach einem vollen Zweige, bog ihn nieder und pflückte für sich und die Schwester nach Herzenslust. O weh! seufzte der Bauer, kratzte sich hinter'm Ohr, und wandte trauernd um — sein Korn war dahin, er mochte nicht weiter folgen.

215.

Der Drachenreiter.

Im Grübelthale, einem stillen kleinen Alpenthale, liegt der Grübelsee, dessen Ausfluß als Bach bei Moos in die Trisanna fällt. Dort hauste im Grübelsee lange Jahre ein furchtbares Drachenungeheuer, und schädigte, wenn es heraus kam, fort und fort die Heerden. Niemand wagte den Kampf mit diesem schrecklichen Drachen, bis endlich ein fahlender (fehlender) Schüler kam und ihn beschwor.

Da kroch der Drache furchtsam aus dem See, der Schüler trat ihm unverzagt nahe, legte ihm Zügel und Gebiß an wie einem Roß, schwang sich auf ihn und ritt das Thal entlang dem Laufe des Grübelbaches nach. Als er unter der hohen Brücke nahe beim Weiler Patterich vorbeiritt, juchzte er laut auf und entschwand dann den Augen der staunend nachblickenden Menge. Nie zeigte sich seitdem der Drache wieder.

216.

Die Wilden.

Auf der ganzen Gebirgsstrecke von Reutte durchs Lechthal aufwärts, dann über den Tannberg nach dem vorarlbergischen Gebiete und wieder im weiten Bregenzerwalde bis hinab gegen Bregenz am Bodensee ist die Sage von sogenannten „Wilden" sehr lebendig, ja sie bringt auch weit in das bairische Alpenland hinüber, besonders durch das Rappenthal hinunter in's Illerthal. Es sind diese Wilden nichts anderes als die wilden Männer und Frauen der Sage *), wenn schon etwas verwischt und abgeblaßt und mit Hexen in Verbindung gebracht, von denen die mythische Ursage nichts weiß.

Ein ganz besonders unbändiges Wilden-Geschlecht hauste in den furchtbar zerrissenen Gebirgen und Klüften, die das Dorf Schrecken (oder „am Schrecken") in der Mellau umgeben. Weiter abwärts, gegen Schnepfau zu, brachen die Wilden den Steinpfad durch die Felsen der Mittags- und Kanisfluh, welche letztere auch an ihrer nördlichen Seite als senkrechte Wand aufsteigt, und am Abhange eine vielbewunderte freistehende Felsensäule zeigt, welche die Wildkirche heißt, aber auch „der Hexenthurm." Die Riesen und Wilden thürmten ihrer Zeit den mächtigen Felskoloß auf, und die Hexen hielten ihrer Zeit darauf Tänze.

Außerdem kündet die Sage, daß jene in Vorarlberg und dessen Angränzungen ihren Aufenthalt in Felshöhlen gehabt, von Leibesgestalt sehr groß, dabei rauhhaarig und mit Thierfellen bekleidet gewesen seien. Sie haben eine starke Sprache geredet, die aber nur aus wenigen Worten bestand, wodurch sich die den Riesen beigemessene Wortkargheit naturgemäß erklärt. Um so geschwätziger sind die Zwerge, die Wortaufklauber der Neuzeit!

217.

Das Nachtvolk.

In der Zwing, einer finstern, 1/4 Stunde langen Klamm zu hinterst im Walserthale in Vorarlberg, die von 200 und mehr Fuß

*) Vergl. Alpenburg's Myth. u. Sag. Tir. S. 9—14.

hohen senkrechten Felswänden eingeengt ist, hausten einst, besonders am sogenannten „Schänzle," das nur wenige Schritte vom österreichischen Mauthhause entfernt liegt, kleine Berggeister, welche man dort das „Nachtvolk" nannte. Sie hatten einerlei Natur und Artung mit den Wichteln und Nörggeln Tirols, waren aber dabei mehr lustig; geigten, pfiffen und trommelten gern des Nachts und trieben in Kuhställen, in Häusern, in Küchen, auf Böden und sonst viel neckisches Wesen. Da aber die Bewohner begannen ihnen nachzustellen, sie zu belauschen, ja sie zu fangen trachteten, so verzog sich das Nachtvolk und suchte unweit des nahen wilden und schaurigen Genscheltobels eine Zufluchtstätte. Wer sich dorthin traut, kann bisweilen noch einen oder den andern Angehörigen des Nachtvolkes gewahren, oder ihn musiciren hören.

Sehr anziehend ist die Benennung „Nachtvolk" für diese kleinen Elementargeister in diesem Lande, da uns dieselbe im übrigen Deutschland kaum, wohl eher im germanischen Norden begegnet. Dorthin deutet auch die elbische oder Elfennatur, die Freude an Tanz und Musik.

218.

Ueberschüttete Stadt Platzalanz.

Ungefähr eine Stunde von Bludenz stand vor etwas mehr als vierhundert Jahren am Abhange eines Berges eine große schöngebaute reiche Stadt „Platzalanz" genannt, deren Einwohner aber tief im Sünden- und Lasterpfuhl versunken waren, und nur wenige redliche Seelen gab es darunter. Unter letzteren war auch ein gottesfürchtiger Hirte, der schon viele Jahre die Heerde der Stadtbewohner auf die Weide führte. Da begab es sich, daß auf einmal der sonst lustige fromme Jüngling jeden Abend mit trauriger Miene nach der Stadt zurückkehrte, und als man ihn fragte, warum er so traurig sei, antwortete der Hirte tief aufseufzend: Ach! wenn ihr wüßtet, was euch und der Stadt in Kurzem bevorsteht, ihr würdet gewiß umkehren von dem bösen Wege, den ihr wandelt, und den Herrn bitten, daß Er euch gnädig sei und vor dem nahen Unglücke der Ueberschüttung bewahre. Der Hirte erzählte den

Städtern weiter, daß er es mit eigenen Augen sehe, wie sich droben im Gebirge täglich ungeheure Felsenblöcke ablösen und dunkle Schluchten sich aufthun. Aber die Einwohner waren leichtsinnig, verblendet und verstockt, daher achteten sie nicht auf die Warnungsstimme, die aus dem frommen Hirten sprach. Derselbe packte daher Alles was sein war zusammen, und zog bald darauf eines Abends aus der Stadt.

Um Mitternacht entstand ein Gekrache und Gepolter, als ob der Himmel einstürzen wollte, und alle Elemente waren empört. Der halbe Berg stürzte über die Stadt, die mit Mann und Maus so tief begraben wurde, daß nur mehr das Kreuz vom hohen Pfarrkirchthurm drei Schuh über den Schutt stand, als trauriges Wahrzeichen des langsam aber gewiß kommenden Gottesgerichtes.

219.

St. Eusebius.

Auf dem Victorsberge bei Feldkirch, der seinen Namen vom heiligen Victor trägt, stand einst eine Curia oder Villa regia mit einem Jagdschlosse, auf welchem Karl der Dicke gern verweilte. Sein Beichtvater war ein frommer Mönch aus Schottland, Namens Eusebius, der es dahin zu bringen wußte, daß der ganze Berg mit Wald, Wunn und Weid dem Kloster zu St. Gallen vom Kaiser geschenkt wurde.

Eusebius zog sich in die Einsamkeit zurück, in welcher er fünfzig Jahre als Klausner gelebt haben soll, stets bemüht, die Anwohner und neue Ankömmlinge zum Christenglauben zu bekehren. Einst aber ging er nach dem nahen „Brederis“, entschlummerte vom Gange ermüdet an einem Rasenhügel und da hieben ihm einige Heiden den Kopf mit einer Sense ab. Der fromme und bald darauf heiliggesprochene Martyrer aber erhob sich und trug sein Haupt wie einst St. Dionysius die Wegstunde entlang hinauf in das Kirchlein nach Victorsberg; die Mörder aber wurden alsbald von der Erde verschlungen.

Am Platze der Unthat steht jetzt bei Brederis im offenen Felde die kleine St. Annenkapelle.

220.

Der Butterspeier („Schmalzkotzer“ örtlich genannt).

Der Berg, an welchem das alte Annenkirchlein steht, und von dem in vorhergehender Sage die Rede war, heißt der Christberg. Wenn man von ihm höher aufwärts steigt, kommt man zum hohen Albonakopf. In der zweiten Sennhütte, von denen die am Pfade liegen, hauste ein absonderlicher „Alpaputz“ wie in Vorarlberg die Kasermandeln genannt werden *).

Ein Jäger stieg einmal hier Nachts vorbei und schaute in die Almhütte hinein; da sah er drinnen ein altes buckliches Weiblein hocken und am Feuer kochen, und um dasselbe herum hockten vier Thierlein, ein Anblick schier wie die Herenküche im Faust sich darstellt. Eins hatte eine Kelle, eins einen Mußbesen, das dritte eine Salzbüchse, das vierte Thierlein hielt nichts, sondern gaukelte in der Hütte herum und machte Capriolen. Da hielt das Herenweiblein diesem die Pfanne hin und rief: Hans Chäsperle! Kotz mir Schmalz! und da kotzte (spie) das Thierlein so viel Butter in die Pfanne, daß sie fast voll wurde. Dem Jäger wendete sich das Eingeweide im Leibe herum, er eilte schleunigst fort und mußte auch speien. Wer aber die appetitliche Butter vom Schmalzkotzer zu schmecken bekommen hat, das weiß man nicht.

In einer andern Almhütte fand ein Bauer eine ganze Gesellschaft wunderlichen Volkes, welche mit allerlei nicht zusammen stimmenden Instrumenten als: Schwöglpfeifen, Flöten, Trompeten und Maultrommeln eine Katzenmusik aufführte, ärger schier als jede 1848ger. Das waren lauter Alpapütz'.

221.

Die Rankweiler Pfarrkirche.

Bei der Pfarrkirche zur Mutter Gottes auf „Unser Lieben Frauen Berg“ wiederholt sich eine uns oft begegnende Sage. Diese Kirche steht auf der Stelle, die einst ein stattliches Schloß, Schönberg genannt, getragen haben soll. Dieses Schloß ging in Flam-

*) Siehe Alpenburg's Myth. u. Sag. Tir. Seite 140—143.

men auf, aber ein Marienbild in der Kapelle desselben wurde unverletzt aus Schutt und Asche gezogen. Man wollte das Schloß wieder aufbauen, allein stets fand sich andern Morgens zerstört, was Tages vorher aufgebaut worden war; auch ließ sich eine Stimme vernehmen: „Bauet dem Herrn ein Haus!“

Nun wurde der Schloßbau aufgegeben, und im Thale ein Kirchenbau begonnen. Allein auch dieser wurde zerstört und, Steine und Gebälke an die Baustätte geschafft, lagen andern Morgens droben auf dem Schloßberge. Nun wurde die Kirche hinauf gebaut und es förderte sich auf wunderbare Weise der Bau wie von selbst. An die Kirche baute man eine besondere Kapelle an, welche die Gnadenkapelle genannt wurde. Dabei trugen häufig die Waller Steine aus dem Thale mit herauf und beschleunigten so den Bau, und als Kirche und Kapelle vollendet war, wurde jenes mitten in den Flammen erhaltene Muttergottesbild in letzterer aufgestellt, ein bleibender Gegenstand der Verehrung des Volkes.

222.

Das wunderthätige Kreuz.

In der Pfarrkirche zu Rankweil befindet sich ein hölzernes Kreuz, das durch die Schenkungen frommer Wallfahrer gar zierlich mit Silberblättchen und Glasgemmen geschmückt ist, und an Kranken viel wundersame Heilungen hervorgebracht hat.

Dieses wunderthätige Kreuz wurde von dem Wildbache Frúdisch, der mit großem Getöse vom Berge niederstürzt, durch ein tiefes Thal heraus rauscht und, der Frutzach zuströmend, die zwei Gerichte Rankweil und Sulz scheidet, auf den Wogen daher geschwemmt und neben dem Dorfe Montlix nicht weit von einem Brunnen, der jetzt noch der Kreuzbrunnen heißt, ausgeworfen. Als das Kreuz gefunden wurde, erhob sich ein Streit zwischen Rankweilern und Sulzern, da beide das Heiligthum ansprachen. Endlich wurde auf den Rath eines geehrten greisen Mannes dortiger Gegend das Kreuz auf den Wagen eines Ochsengespannes gelegt, mit der Bedingung, daß der Ort, wo die Ochsen von ungefähr oder durch Himmelsschickung stille stehen würden, die Verwahrungsstätte des kostbaren Fundes sein solle. Die Ochsen setzten

mit dem Kreuze durch die Wogen des Frübisch und eilten dem schönen Frauenberge zu. Daher wurde das Kreuz in der Pfarrkirche zu Rankweil aufbewahrt. Als man hernach mit demselben eine Wallfahrt nach Maria Einsiedeln machte, und über Nacht ausbleiben mußte, konnte am andern Tage das Kreuz nicht mehr gefunden werden — es war verschwunden.

Aber nachdem die hierüber Betrübten heimgekommen waren, fanden sie das theure Kleinod unversehrt an seiner erwählten Stelle in der Kirche. Von nun an wuchs das Vertrauen zu dem Kreuze täglich mehr und mehr, und es ist bis auf heute der tröstende Gegenstand für Gesunde und Kranke.

223.

Frau Guta.

Als die Hauptstadt Vorarlbergs, Bregenz, noch unter dem berühmten Geschlechte der Grafen von Montfort blühte, geschah es, daß die Appenzeller sie mit einem feindlichen Ueberfall bedrohten; doch wurde derselbe auf eine merkwürdige Weise sehr zum Schaden der Appenzeller vereitelt.

Ein armes Weiblein, Guta geheißen, nährte sich im obern Rheingau auf und ab mit Spinnen in den Häusern, und so saß es an einem Feierabend zu Appenzell in einer Schenke, in der es gesponnen, still hinter dem Ofen, als viele Appenzeller Männer eintraten, und mit einander den Ueberfall der Stadt Bregenz beriethen.

Keiner achtete der alten armen müden Spinnerin, sie aber behielt jedes Wort, und kaum war die Schenkstube endlich wieder leer, so war auch Frau Guta auf und davon; sie ließ ihren Lohn im Stiche, lief die Nacht und den Tag von Appenzell nach Gais und nach Altstätten und nach Au, und flehte dort den Fährmann an, sie über den Rhein hinüber nach Bruck zu fahren, der das auch that, und nun eilte sie von Angst beflügelt nach Bregenz und verkündete das drohende Unheil. Ein Graf Montfort war in der Stadt; man schlug Lärm, läutete Sturm, und bald war die beste Vorbereitung getroffen; und als in der nächsten Nacht der Feind anrückte, kamen seiner zwar Viele, aber sehr Wenige kehrten

wieder heim, und auch diese mit blutigen Köpfen. Es ging da recht den Appenzellern bei diesem Tanze, wie es später im Pavier-Liede lautete:

„Der Pfeffer ward versalzen,
Man richt't ihn mit langen Spießen an,
Mit Hellebarden geschmalzen."

In der alten Seekapelle ruhen die Gebeine der treuen Guta, die von den Bürgern der Stadt Bregenz wohl gut versorgt wurde, und zur dankbaren Erinnerung ward beschlossen, daß Jahr um Jahr, jede Nacht von Martini bis Lichtmeß der Nachtwächter seinem Stundenrufe hinzufügen solle: „Ehre Guta!" Solches geschieht bis heute. Nach hundert Jahren werden moderne Sagenforscher sicherlich herausgeforscht haben, daß diese Geschichtsage eine rein mythische sei. Guta sei nichts als die Gote, Gode, welche wieder keine andere sei als Hulda, die Spinnerin, die Wintergöttin, und der Ehrenruf in der Winterhälfte des Jahres nichts weiter als Nachhall altheidnischen Cultes, oder als eine Anrufung der „guten Frau."

224.

Die Silberblumen bei Prutz.

Neben der Fahrstraße von Landeck nach Prutz fand ein Fuhrmann wunderschöne schneeweiße Blümlein, von welchen er etliche pflückte und sie zu den andern Blumen und Rosmarinsträußchen auf den Hut steckte. Er dachte sich, dieſsmal habe ich wohl den schönsten Fuhrmannsbusch auf. Nach einiger Zeit begegnete er einem andern Fuhrmann der herwärts fuhr, und der, als er ihm nahe gekommen war, rief: o höllischa Sakkra, wos treibscht heunt, bischt halt so reich worn, daß'd narrisch bischt? Hierauf lachte der bebuschte Fuhrmann, und meinte, daß der Begegnete nicht recht im Kopfe bestellt sei. Während dem fuhr der zweite dem ersten auf den Hut, rieß einen blanken Marienzwanziger herab und sagte: Hascht du so viel Muattagottis-Zwanz'ga, daß' d'n gonzen Huat voll stöckscht, so konnscht ma wohl den do schenk'n! Hierauf nahm der Fuhrmann seinen Hut herab und sah staunend, daß aus allen den weißen Blümlein Muttergottes-Zwanziger ge-

worden waren. Nun liefen beide nach der Stelle hin wo er sie gefunden, um noch mehr solche Silberblumen zu pflücken, aber sie waren alle verschwunden; und nun verschwinden — in unseren Tagen — auch die schönen Zwanziger, ach! alle, alle! —

225.

Das Kreuz in Kauns.

Eines Morgens ging ein Jäger, dessen Haus im Kaunserthale stand, auf die Jagd, und stieg am rechten Ufer des Faggenbaches bis in die Nähe von Kauns. Mehrere Male stellte sich ihm Wild und Raubgeflügel zum Schuß, aber so oft er schoß, fehlte er, so daß er endlich grantig wurde, und fürchterlich zu fluchen begann und ausrief: Da muß der Teufel helfen! Plötzlich stand ein finsterer Schütze mit rother Hahnenfeder auf dem Hute dicht neben ihm und fragte: Was sagst'd? Kann ich dir helfen? — Mach daß ich was treff! antwortete der Jäger. Wenns weiter nix ist! das kann ich, sprach jener. Wenn du thust, was ich dir sage, so fehlst du nimmer. Lad frisch deinen Stutzen, stell dich hieher, schau dort nach dem alten Holz — (der Bockfüßler deutete dabei halb abgewandt auf ein hohes Kruzifix, das eine Strecke tiefer, am Wege von Kauns nach dem nahen Prutz stand) und hab Acht, wenn es in der Wallfahrtskirche Kaltenbrunn drinnen zur Wandlung bimmelt, dann schieß dem dort in die Seite. Zum Ueberfluß will ich mich nach der Wallfahrtkirche begeben, vor die Kirchthür stellen und dir mit dem Hute zuwinken, wenn es Zeit ist, abzudrücken. Aber treffen mußt du die Seitenwunde, sonst ists gefehlt. Der Jäger folgte dem Rathe des Bösen, er lud, er stellte sich an, er schaute sich um, jener stand schon an der Kirchenthür von Kaltenbrunn, obgleich dahin fast eine Stunde Wegs war. Und alsbald schwenkte der Böse dreimal den Hut, der Jäger zielte, aber er zitterte dabei, er schoß und traf die Seitenwunde nicht, die Kugel schlug einen Zoll tiefer in das Holzbild, und aus dem Loche flossen drei Blutstropfen hervor — von Kaltenbrunn her scholl es wie Hohngelächter, und über den sinnbethörten Jäger huschte ein Lämmergeier kreisend hin. Drinnen im Kaunserthale aber begann die Sturmglocke zu läuten, und es schrie: Feuer! Feuer! Das Haus, welches

brannte, war des Jägers Haus, und es brannte bis zum Grunde nieder. In einer Kapelle, kaum eine Viertelstunde außer dem Dorfe Kauns, steht jetzt jenes Christusbild hochverehrt. Unter der Seitenwunde erblickt man noch die Kugelspur, sieht man noch die drei Blutstropfen, und ein Wandgemälde versinnbildet noch immer die Sage.

226.

Der letzte Landecker.

Hoch droben im Oberinnthale, gerade ober Prutz, horsten noch am linken Ufer des Inn die Trümmer des einst berühmten Schlosses Landeck, das schon in den alten Römerzeiten eine Schirmburg zur Deckung der Thalstraße gewesen sein soll. Im Mittelalter waren die Grafen von Tirol Herren dieser Burg, später kam sie in die Hände von Lehensmannen, die sich nach ihr nannten. Der letzte dieses Stammes und Namens zog in einen wilden Krieg, und lange kam von ihm keine Kunde. Die daheim gelassene Hausfrau begann schon ihren Gemahl als einen Todten zu beweinen, und all ihr Hausgesinde trauerte mit ihr um den geliebten guten Herrn. Da erscholl an einem Wintertage Trompetengeschmetter von ferne her, und Jubelruf erfüllte die Luft. Der Burgherr kehrte als Sieger heim, die Burgfrau flog zum Söller hinauf, und wehte ihm freudevoll mit ihrem Tuche Grüße zu. In des Schlosses Nähe lag ein kleiner See, um den der Weg sich im weiten Bogen zog. Sehnsucht und Liebe ließen den Ritter den Umweg verschmähen, der See war gefroren, er überritt die Eisdecke, und diese brach treulos unter ihm und seinem Rosse. Niemand konnte Rettung bringen, vor den Augen seiner entsetzten Hausfrau, Angesichts all seiner Dienerschaft versank und ertrank der treue Ritter. Später verbrannte und verfiel Burg Landeck, nur die Trümmer stehen noch, und ihr unheimlicher Weiher ruht noch neben ihr und dem kleinen Bergdörflein Ladis, und man soll es zu Zeiten nächtlicher Weile in ihm rauschen und poltern hören, als kämpfte ein Roß mit dem Gewässer. Dieß ist die einfache Sage wie sie im Volke lebt. Einheimische Poeten haben sie verwässert und mit einer Nixe in Ver-

bindung gebracht, die den Ritter verlockt und zu sich in den Weiher gezogen habe, von der aber das Volk nichts weiß.

227.

Das Klingen im Felsen.

In der Nähe des Dorfes Ried im Oberinnthale, liegt die Laderalpe auf luftiger Höhe, und auf dieser steht eine Felswand auf, welche der Preischlfelsen oder auch das Preischl-Schröfele genannt wird. In diesem Felsen wird bisweilen ein seltsames Klingen wahrgenommen, wie von Kuhschellen, und lautet ganz eigen und geheimnißvoll. Einst hütete ein noch lebender glaubhafter Mann als Kleinhirte auf der Laderalpe die Kühe. Es war Samstag, und da der darauf folgende Sonntag ein hoher Festtag war, so wurde das Ave Maria früher geläutet, deßhalb trieb der Kleinhirte noch nicht das Vieh auf der Alpe zusammen, ja er verspätete sich sogar damit in etwas. Als er aber endlich doch das Vieh zusammengetrieben hatte und hinter demselben drein ging, hörte er noch eine Schelle, und zwar beim Preischl-Schröfele. Er meinte nicht anders, als daß eine Kuh zurückgeblieben, kehrte um und suchte. Da klang es oben — er kletterte am Preischlschröfele hinauf, da klang es unten. Der Kleinhirte kletterte wieder herab und horchte, da klang es wieder drinnen. Er stieg eine Klippe in der Mitten der Wand hinunter, ob da nicht eine Kuh vielleicht hinabgefallen, obschon es bereits dunkelte — aber er fand nichts, nur das Schellenklingen dauerte fort und fort bis es tief innen im Fels leise verhallte und erstarb. Jetzt grausete dem Kleinhirten, er eilte dem Vieh nach, blickte aber noch furchtsam zurück — da sah er hinter sich am Fuße des Felsen ein Lichtlein, das wuchs zu einer Flamme auf, loderte hoch über den Felsen empor und erlosch plötzlich. Als dieß geschah, begann das Vieh wie rasend zu laufen, bis es athemlos am Hage ankam. Der Hirte schalt und fluchte über den Kleinhirten, daß der das Vieh so jage, und als letzterer erzählte, was er gehört und gesehen, glaubte ihm der Hirte keineswegs. Nach dem Nachtessen ging der Hirte selbst im hellen Mondschein zum Preischlschröfele hinüber, kam aber bald zurück und zwar leichenblaß. Gegen seine Gewohnheit betete er diesesmal den hei-

ligen Rosenkranz selbst vor, und antwortete auf Befragen, was ihm begegnet sei, weiter nichts, als: „Morgen haben wir Schnee!“ Schon Früh vier Uhr weckte er die Alpenleute. Der Schnee war da, und lag drei Fuß tief; die Hirten und Sennen hatten Noth mit dem Vieh zu Thal zu fahren. Schwer und ungern erzählen die Sennen von der Laderer Alm, denn sie meinen, jenes Schellenklingen und jene Lichterscheinung rühre her von einer armen Sennen- oder Hirtenseele oder einem Almputz, und Geister darf man nicht nennen, sonst kommen sie und beunruhigen den Erzähler.

228.

Die Mordhütte.

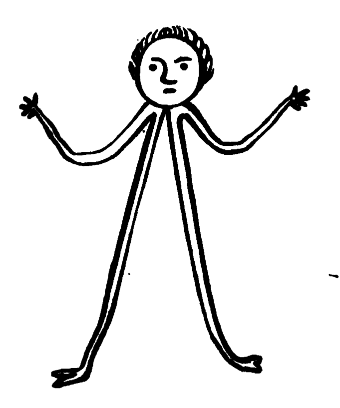
Da wo gegenwärtig das Wohngebäude steht, welches an die Thalsperre bei Nauders angebaut ist, stand vor ungefähr dreihundert Jahren ein Wirthshaus, dessen Wirth mehrere Dienstboten und Kinder hatte. Der viele Schnee im Winter, und die damit verbundenen Gefahren bewogen den Wirth, die Kinder nach Nauders zu einem Verwandten in Kost und Wohnung zu geben, damit erstere nicht so weit, eine gute halbe Stunde, in die Schule zu gehen haben, und keinen Gefahren ausgesetzt sein sollen. Als die Kinder bei ihrem Kostherrn, der ein Metzger war, eines Tages sahen, wie er ein Kalb abschlachtete, sagte der kleine Knabe des Wirthes lachend: So machts mei Vota-r-a mit'n Leut'n, die bei uns über Nacht bleiben. Solches hören und ins Gericht gehen, war bei dem Vetter eins. Er hielt für Pflicht, davon Anzeige zu machen. Das Gericht, ohnehin in Kenntniß, daß aus der Umgebung viele Leute räthselhaft verschwunden waren, untersuchte das Wirthshaus, und fand vier und achtzig Ermordete in den unterirdischen Gewölben. Wirth und Dienstboten, welche seine Mithelfer waren, wurden hingerichtet, das Haus ward der Erde gleich gemacht, und die Güter wurden zur Gründung eines Spitalfondes zu Nauders verwendet. Als später das jetzt stehende Wohnhaus aufgebaut wurde, fand man bei Grundgrabung noch viele Menschengerippe, Knochen und Köpfe. Lange Zeit wurde der Ort gemieden, weil man mancherlei Geistergestalten und Lichtlein gesehen haben will. Seitdem aber das verrufene Haus von Soldaten besetzt ist, und

Kanonen ringsum stehen, scheinen die Geister ausgewandert zu sein, man hat nichts mehr gesehen, oder vielmehr, es darf nichts mehr gesehen werden.

229.

Das waldige Stegmandl.

Gegenüber der Festung, die mit ihren Montalembert-Thürmen den Engpaß bei Nauders bewacht, liegt ein Bauernhof, Perdisch geheißen; auf diesem hauste ein Wichtel, das sich gern auf einem Waldstege in des Hofes Nähe blicken oder wahrnehmen ließ, und da der Steg in einer waldigen Gegend gelegen, so hatte es davon den Namen: „S' waldige Stegmandl." Es war sonst gut und fromm von Natur, aber bisweilen doch sehr necklustig, gleich allen Wichteln und Nörggelen, deren es um Nauders und weiter hinauf und hinüber im Vintschgau gar viele gab und noch gibt *), und dadurch jagte es Vielen doch Furcht ein. Dabei war aber beim waldigen Stegmandl etwas besonders Grausiges und Seltsames. Seine Beine reichten bis an den Kopf hinauf, so daß es keinen Leib hatte, während doch sonst die Gestalten der Wichtel kurzbeinig, dickleibig und kurzhalsig erscheinen, auch waren seine Füße gespalten wie Geißfüße, und zwar so:



*) Vergleiche Alpenburg's Myth. u. Sag. Tir. Seite 105.

230.

Der heilige Valentin und die Schlösser.

Wie die heidnische Sage des Tirolerlandes nicht selten alle Legendenstoffe zu sich heranzieht und sie umwandelt, so hat sie auch den heil. Valentin in ihren Kreis gezogen. Dieser soll seiner Zeit in die rauhe Gegend von Nauders gekommen sein, „wo es drei Vierteljahr Winter und ein Vierteljahr keinen Sommer gibt," und dort das Christenthum gepredigt haben. Bereits standen dort zwei Schlösser, denn eine Römerstraße zog durch dieses Hochthal, und Nauders hieß vom nahen Inn (Oenus) Oenotrium. Die Witterung war übel, und der Heilige, der vom Reschnersee herauf über verschiedene Höhen gekommen war, suchte Unterkommen im ersten der Schlösser. Dessen noch heidnischer Besitzer weigerte aber dem Fremdling die Aufnahme und trieb ihn ungastlich von der Schwelle. Da verwünschte der heilige Mann das Schloß, und es versank mit allem was darinnen war. Der Heilige durchschritt hierauf den Lärchenwald und zerstörte den heidnischen Opferaltar, der in dessen Mitte unter dem „heiligen Baum" stand; dann wandte er sich in das Schloß zur Linken, Naudersberg geheißen, wo er willkommene Aufnahme fand. Dieses segnete der heilige Valentin und es steht noch heute.

231.

Der heilige Baum.

In der alten Heidenzeit stand bei Nauders eine hohe und stattliche Lärche, oder, wie man in Tirol sagt: ein „Larchbaum", der war dem umwohnenden Volke heilig; man betete unter ihm an einem Steinaltar zu den Göttern, die Priester saßen unter ihm zu Gericht, keine Hand durfte den Baum schädigen, und in seiner Nähe verbrannte man die Todten, füllte ihre Asche in Urnen, setzte diese in Gräbern bei, und thürmte Hügel über Asche und Gebeine. Das war urgermanischer Kult; auch im Valserthale, welches bei Stafflach ins Wippthal ausmündet, stand ein solcher heiliger Baum, den man lang nach Einführung des Christenthums noch ehrte, und zu dem man noch im dreißigjährigen Kriege pro-

zessionsweise wallte, bis der Bischof die „processio annua ad arborem“ 1658 verbot und aufhob. Die Christenapostel vertilgten nicht immer diese dem Volke heiligen Bäume, und thaten daran sehr wohl; sie hingen lieber an die dem Volke einmal hehren Stämme Christus- und Marterbilder auf, und das tauschte dann gern und leicht die alte Verehrung mit der neuen, wenn man ihm nur die uralt gewohnte und geweihte Oertlichkeit ließ, seinem frommen Drange zu folgen. Gar mancher solcher Bäume ward Anlaß zur Erbauung von Kapellen und Kirchen, wie z. B. in Tirol Maria an der Linde (Lindenjungfrau) *), im Auslande die Wallfahrtkirche zur „Maria im Grimmenthal“ bei Meiningen, wo die 36 Fuß im Umfang klafternde Linde die Kirche überbauert hat, die Wallfahrt zur „heiligen Linde“ in Ostpreußen u. a. m. Der heilige Baum bei Nauders gabelte sich zwieselartig in zwei auseinander strebenden Stämmen hoch empor, und war so verehrt vom Volke, daß es sich in seiner Nähe alles Zankens und Fluchens enthielt, in seiner Nähe kein Holz fällte, da die Sage ging, wenn jemand in ihn mit einem Beile hacke, entströme dem Stamme helllichtes Blut, und der Frevler haue sich obendrein selbst in das Bein. Einem geschah dieß; selbst von den Aesten träufelte Blut auf ihn herab, und man fand ihn für todt unter dem Baume liegen. Erst am andern Tage kam er wieder zu sich, fühlte aber lange Schmerz wie von einer tiefen Wunde, der erst nachließ, als der Axthieb im Baume verharschte.

Auch sagten, wenn ein Kind geboren wurde, die Aeltern und Geschwister den Kleinen: „s' Kindl ist vom heiligen Baume,“ denn daß der Storch die neugebornen Kinder bringe, wie man in Deutschland zu sagen pflegt, sagt man in Tirol nicht. Besonders die Büblein sollten von dem heiligen Baume kommen, deßwegen sehen nun die Kleinen in jedem Lärchbaumzapfen künftige Geschwister, nach denen sie um alles in der Welt nicht werfen dürfen.

Aber leider steht jetzt vom heiligen Baume bei Nauders nur noch der Strunk, denn der Grundbesitzer, deß Name wohl bekannt immerhin in die Vergessenheit übergehen möge, hat ihn

---

*) Siehe Seite 82 in diesem Buche.

vor wenigen Jahren sonder Scheu umgehauen, und Zeugniß abgelegt von der rohen Bauernnatur, die sich nur um ihren Geldvortheil und um nichts Altehrwürdiges mehr kümmert, und nicht nur in Tirol, sondern in ganz Deutschland ihren unblutigen Bauernkrieg siegreich fortführt.

232.

Schlangenjungfrau vom Heiligen-Baum-Schloß.

Als vor vielen Jahren einmal die Bursche von Nauders in größerer Gesellschaft allerlei Spiel und Kurzweil trieben, und viele Zuschauer herumstanden, war unter den Spielenden ein braver Junge, der Johannes hieß. Der Johannes hörte sich dreimal laut beim Namen rufen, und als er hinblickte, von woher die Stimme kam, sah er eine wunderschöne Frau, welche ihm vom „Gaisplatz", an welchem sie „Feuerhüpfen" spielten, zur Kirche hinauf rief, wo sie stand. Nur Johannes hörte und sah sie, alle Anderen nicht. Er folgte der Einladung, und sie führte ihn zum heiligen Baume und sprach: Wenn du dich nicht fürchtest, so kannst du dir eine Tonne voll Gold verdienen, und damit eine arme Seele erlösen. Sie offenbarte ihm des weiteren, daß sie dreimal in Gestalt eines häßlichen Wurmes kommen werde, daß sich dann der Johannes niederlegen solle, damit sie über ihn kriechen könne, womit die Erlösung vollendet sei. Sagte aber Johannes darauf: Des Goldes wegen thue ichs nicht, aber wenn ich eine arme Seele erlösen kann, thue ichs gerne, und die schöne Frau verschwand, und Johannes legte sich auf den Boden.

Alsbald kroch ein Wurm über ihn — Johannes blieb regungslos liegen; — es kam ein anderer größerer, kroch über ihn — Johannes blieb regungslos liegen. Nun kam ein dritter Wurm, noch größer und abscheulich von Ansehen und Geruch, und kroch über ihn; als dieser bei seinem Munde vorbei kam, eckelte es ihn so an, daß er aufschrie und aufspringen wollte, aber besinnungslos liegen blieb; und als er lange Zeit darnach wieder zu sich kam, lag er eine Streke weiter in der Wiese drunten. Er hörte zugleich mehrere Frauen weinen und Münzen klingeln. In spätern Jahren bemerkte man oftmal, wenn frischer Schnee gefallen war, zarte Fußtritte von

Frauen. Diese Schlangenjungfrau-Sage wird auch, gleich ähnlichen, noch verändert erzählt. Da umringelte die Schlange (Wurm) den Jüngling, statt über ihn hinweg zu kriechen, und beim letzten Angriff sinkt dieser in Ohnmacht, wird tiefsinnig und menschenscheu und bleibt von da an stumm.

233.

Das Heilige-Baum-Schloß.

An die Stelle des Schlosses bei Nauders, welches Sankt Valentin verwünscht hat und das, eine gute halbe Stunde vom Orte entfernt, rechts der Straße von Reschen herab gelegen war, wölbte sich ein großer grüner Hügel, und zwar unweit des heiligen Baumes. Da mit dem Heidenschlosse, der Sage nach, auch ungeheure Schätze versanken, so versuchte die Habgier theils durch geheime Künste und Zaubermittel, theils durch einfache Nachgrabungen in den Besitz dieser Schätze zu gelangen. Ein Mann aus Nauders vergrub aber auf diese Weise dadurch, daß er nichts ergrub, sein ganzes Vermögen, wie das Andern anderswo auch schon also ergangen ist. Er sagte: Der Hügel ist ein Hünnengrab, und zwar von einem König, es muß viel Geldwerth in ihm ruhen. Freilich war nicht selten magischer Lichtschimmer auf dem Hügel wahrgenommen worden, eine glänzende Schlange hatte sich blicken lassen, Gold und Silberstücke, die sich nicht sehen ließen, hatte man doch klingeln gehört, und manches andere. Einmal fuhr eine Bäurin mit ihrem Alten in aller Früh in die Gegend dieses Schlosses um Holz. Sie pflegte gewöhnlich ihren Kindern etwas mitzubringen, dießmal lag viel Schnee, daher konnte sie weder Beeren noch sonst etwas finden. Während sie mit dem Holz durch einen Hohlweg fuhren, klagte es die Frau ihrem Manne und meinte, daß die Kinder wohl trübe Gesichter machen werden. Sie ging hinter ihrem Manne her, da sah sie auf einmal eine Wanne voll schöner elfenbeinerner Spielereien, von welchen sie alsbald höchlichst verwundert eine Handvoll mitnahm. Als sie daheim die künstlichen Elfenbeinarbeiten den Kindern geben wollte, war alles in funkelndes Gold verwandelt. Freudig überrascht fuhren der Bauer und die Bäurin hinaus um die ganze Wanne voll herein zu führen, es war aber alles verschwunden.

234.

Die weißen Zähne.

Einst hatte ein Bauer in der Nähe der Stätte des heiligen Baum-Schlosses mit seinem Weibe geheuet (Heu gemacht), und beide schafften dasselbe gemeinsam nach Hause. Da lag am Wege ein ganzer Haufen weißer Zähne. Der Bauer trat in den Haufen und stieß die Zähne mit dem Fuße verächtlich auseinander, sein Weib aber bückte sich rasch und steckte drei derselben ein, um sie den Kindern mitzubringen. Die Zähne kamen in dieselbe Tasche, in welcher der geweihte Rosenkranz der Bäurin sich befand.

Als sie nun mit Mann und Hund nach Hause kam, und jedem ihrer drei Kinder einen Zahn schenken wollte, waren letztere drei in eben so viele Goldstücke verwandelt.

235.

Drei Frauen.

Eine kleine Strecke südlich von dem heiligen Baum dehnt sich eine Ebene aus, ungefähr 200 Schritte in der Länge und 150 Schritte in der Breite. Auf diesem Platze soll einst ein schönes Schloß sammt einem Kirchlein gestanden haben, in welchem, als in der Gegend von Nauders die Pest furchtbar wüthete, drei Frauen wohnten, von denen aber um diese Zeit keine die Mauern ihres Schlosses verließ. Nachdem die Krankheit aus der Gegend verschwunden war, machten sich die drei Frauen voll Freude auf den Weg nach Nauders, hüpften und sangen, besonders als sie auf der Anhöhe vor dem Dorfe anlangten „die obere Pitsche“ genannt, von der man ganz Nauders übersehen konnte, welches fast ausgestorben war, und mehr einem Pestfriedhofe als einem Dorfe glich. Auf dieser Anhöhe stand eine Kapelle, und als sie hier ankamen, fielen alle drei Frauen plötzlich todt neben einander nieder, und blieben auch todt. Man hat sie hernach in den Friedhof nach Nauders hinein begraben, und das Schloß ist bald darnach verschwunden, bis auf einige kleine Mauerüberreste, die noch zu sehen. Uebrigens haben ältere Leute vielfach erzählt, daß sich diese drei Frauen oder Fräulein als „Verwunschene“ zum öftern haben

blicken lassen, daß sie Hütherinnen der Schätze des versunkenen Schlosses seien, und nur durch deren Hebung erlöst werden könnten. Zwei davon sind schneeweiß, die dritte ist halb weiß, halb schwarz. Noch sind sie unerlöst. Vor wenigen Jahren erst suchte ein Hirte in der Nähe des versunkenen Schlosses verlaufene Kühe, kam auf einen breiten wohlerhaltenen Weg, dessen er sich gar nicht erinnern konnte, ihn je gesehen zu haben, und verfolgte denselben. Er führte den Schloßhügel empor, aber als er droben war, begann ein wunderliches Rauschen rings um ihn her: alle vernommenen Mären und Sagen von dem unheimlichen Platze kamen ihm in den Sinn, von der Schlange, von den weißen und schwarzweißen Fräulein, von — — voll Grausen eilte er zurück — der Weg war verschwunden — rings standen und starrten und kratzten Dornen und Disteln — und er lief, bis er in einem wilden Gestrüppe halbtodt niedersank, und nach Stunden erst den Heimweg fand.

236.

's wild Bauerngfahr. (Die wilde Bauernfahrt.)

Drei Stunden von Nauders im Engadin liegt das Dorf Ramis, mit malerischen Ruinen eines großen Schlosses auf einem Hügel. Einst hauste in diesem Schlosse ein wilder geiziger Zwingherr, welcher auch die Nauderserbauern und noch viele andere Tiroler zu eigen hatte. Er regierte abwechselnd bald im Naudersersbald im Ramiserschlosse. Er schindete die Bauern ärger als das Vieh, daher wären sie von dem Zwange gerne frei gewesen, verschworen sich, und machten geheime Befreiungspläne. Just um diese Zeit entlehnte ein Bauer von dem Zwingherrn ein paar Ochsen gegen einen Sack voll Korn, bis der Bauer die ganze Feldarbeit würde vollendet haben. Das erlaubte aber der Schloßherr nicht, sondern forderte seine Ochsen früher zurük, und als der Bauer noch einige Zeit die Ochsen benützte, kam ein Knappe des Zwingherrn, um den Bauer auszugreinen und die Ochsen heimzutreiben. Der Bauer versprach dem Herrn noch einen Sack voll Korn zu geben, wenn er ihm die Ochsen nur noch ein paar Tage überlasse, und so gingen sie von einander. Nach zwei Tagen kam der Zwingherr selbst um die Ochsen und den Sack voll Korn. Der Bauer führte

den Herrn in den Stadl, um ihm den Roggen zu zeigen und selbigen in den Sack zu fassen; als sich aber der Zwingherr bückte um die Frucht anzusehen, schlug ihn der Bauer über den Kopf hin, daß er todt zu Boden sank und sein Blut über den Roggenhaufen herabfloß. Gleich darauf steckte er ein Fähnlein aus und alsbald stürmten die Nachbarn mit diesem hinauf ins Ritterschloß, erbrachen es, schlugen die Besatzung nieder, und stellten die Volksfreiheit auf. Aber bisweilen wird die Luft der Freiheit durch eine stürmende Geisterfahrt zwischen Nauders und Ramis gestört, wobei Ochsengebrülle vor Allem sich hören läßt.

Das sind der Zwingherr und seine Ochsen und die bösen Geister seiner Dienstmannen, man nennt es „'s wild Bauerng'fahr."

237.

Der Versangswiesen-Lorgg.

Zwischen Nauders und Reschen dehnen sich prächtige Wiesen aus, welche man „Versangs" nennt, und die in früheren Zeiten, besonders nächtlicher Weile, gemieden wurden; denn es hielt sich auf benannten Wiesen Versangs ein böser Lorgg auf, der so sehr dämonischer Natur war, daß man ihn zum öftern für den Teufel selbst hielt, der in Lorggengestalt sein Unwesen treibe. Er lauerte außer dem Nauderserkreuz an der Straße auf harmlose Wanderer, sprang auf sie, und ließ sich bis gen Reschen tragen, wo er vor dem Reschenerkreuz absprang, welches die Reschener außer ihrem Dörflein an die Straße setzten.

Diese zwei Kreuze vermochte der böse Lorgg nicht zu passiren, seine unheimliche Fahrt war an diese Linie gebannt, und die Nauderser und Reschener waren mehr als froh, seiner Besuche ledig zu sein. Die Wanderer, denen er sich aufhockte, wurden gewöhnlich todesmüde und gefährlich krank, denn der Versangserlorgg wurde mit jeder Minute schwerer — der war also ein teuflischer Minutendrucker — und ist nicht Einmal geschehen, daß man niedergedrückte Opfer todt gefunden hat. Eine Bauerndirne, welche nächtlicher Weile bothenweise diesen Weg machte, wurde nicht nur zu Boden gedrückt, sondern noch so arg zugerichtet, daß es keine ehrliche Feder niederschreiben mag. Auf einer nahen Wiese, speziell die „Nau-

derser-Wiese" genannt, finden sich Trümmer alter Mauern, welche von den Römern herstammen sollen, namentlich an der Stelle, wo man die Nauderser-Thalsperre umgehen kann; diese Trümmer nennt das dortige Volk „das alte Gschloß". Da soll der böse Lorgg verborgen gewesen und Abends nach dem Gebetläuten empor gestiegen sein, um seine Bosheiten auszuführen. Viele Anwohner hielten den gefürchteten Unholden für einen verdammten Schatzhüther, der die vergrabenen Schätze unter den Schloßtrümmern bewachen müsse, die sich durch „Schatzblühen" und einen „goldenen Regen," auch durch eine „winkende Jungfrau" kundbar gemacht hatten.

238.

Der zersprungene Stutzen.

Im Langtauferertḥale, das von dem Weißkugel- und Gebatschferner herab in das Etschthal zieht, wohnte ob Pedroß hoch im Gebirge ein braver Mann aus Graun gebürtig. Sein alter Vater, der drunten in Graun sein Leben beschließen wollte, hatte dem Sohn einen Stutzen gegeben, den er einst in den tirolischen Kriegsjahren tapfer gegen den Feind erprobte.

Als der Alte starb, zog sein Sohn vom Berge hernieder nach Graun, mit dem werthen Stutzen über der Achsel. Es ist der Brauch im Lande, wenn ein Veteran stirbt, daß ihn die Schützen der Gegend zu Grabe geleiten und dreimal Salven geben.

Also wurde auch dem alten Landesvertheidiger dreimal „ins Grab geschossen." Sein Sohn, der sich der Schützencompagnie angeschlossen hatte, schoß also auch mit, aber beim dritten Male Losfeuern zersprang der Stutzen, ohne ihn oder einen andern Schützen zu beschädigen. Dieses „Schützenwunder" erzählen sich die Schützen noch jetzt gerne im Heimgart, und des Alten Grab ist um so merkwürdiger geworden, auch wird gewöhnlich beigesetzt: „und der Stutzen wollte nach dem Tode seines treuen Schützenfreundes keinem andern mehr dienen."

239.

Stift Marienberg.

Auf einem Kofel im Walde, der eine Stunde Wegs hoch im Gebirge ob dem jetzigen Stifte Marienberg im obern Vintschgau steht, liegen die spärlichen Trümmer eines alten Schlosses Castlatsch benamset, vermuthlich nach dem wälschen Namen Castelaccio verdeutscht. Dieses Schlosses Herren waren zwei Brüder, welche sich veruneinigten — man sagt wegen Erbsangelegenheiten von Schloß und Gütern —, ein Kampf auf Tod und Leben begann, in welchem ein Bruder den andern erschlug. Nach der blutigen That kam bittere Reue über den Lebenden. Er gelobte zur Buße ein Kloster zu gründen, und zwar da, wo ein schwer mit Gold beladenes Saumroß *) der Last erliegen und niederfallen werde. Er belud richtig mit seinem reichen Goldschatz ein Saumroß, welches sich selbst überlassen die rauhen Felsgründe seitabwärts überkletterte, und auf der Anhöhe über dem Thalschlosse Fürstenburg niedersank und liegen blieb. Dorthin ward nun das Kloster gebaut und Marienberg geheißen, und der Brudermörder trat als Mönch in dasselbe und büßte darin seine Unthat ab. Später erwuchs im Laufe der Zeiten das Stift Marienberg zu einem stattlichen und mächtigen Bau, der einem Fürstenschlosse gleich weithin den Thalgrund beherrscht. Nach einer andern Sage soll die herrliche Benediktinerabtei Marienberg ihre Gründung dem Geschlechte der Vögte und Grafen von Matsch verdanken, welche ganz in der Nähe zwei Burgen, Ober- und Unter-Matsch besaßen, die nun auch in Trümmern liegen. Einer dieser Vögte, kinderlos, hatte mit seiner Gemalin schon lange den Entschluß gefaßt, ein Kloster zu bauen, nur waren sie über dessen Ort und Lage nicht einig. Da erblickten beide jeden Abend von ihrer Burg aus hoch über Burgeis vier hellleuchtende Lichter und baueten das Kloster auf diese Stelle. Im Dorfe Matsch wurde im siebenten Jahrhundert der heilige Florinus

*) Die eigentliche Volkssage sagt, daß es ein „goldbeladener Esel" gewesen. Ich habe ein Saumroß daraus gemacht, um unzeitigen Witz zu verhindern, daß ein reicher Esel die Stätte des altehrwürdigen Stiftes bestimmt habe.

auf einer Pilgerreise seiner Aeltern, die aus Britanien stammten, geboren. Die Aeltern ließen hier sich nieder, und Florinus wurde der geistliche Führer der jungen Christengemeinde.

240.

Das Kind im Korbe.

Nahe am See bei Heid stand die armselige Hütte eines Fischers, der ein Weib und acht Kinder hatte und auf den Tod krank lag. Der Mann trug, da er sein Ende nahe fühlte, ein sehnliches Verlangen nach den heiligen Sterbsakramenten, und bat sein Weib, ihm den Pfarrer zu holen, dem er beichten könne. Es war aber gerade der Pfarrer an einen andern Ort versetzt worden und sein Nachfolger noch nicht eingetroffen. Da wanderte das arme Weib nach dem nahen berühmten Stifte Marienberg, um dort einen Pater zu bitten, ihrem sterbenden Mann geistlichen Beistand zu leisten. Doch es fand gerade um diese Zeit ein hohes Kirchenfest statt, an dem die ganze Clerisei des Stiftes Antheil nehmen mußte. Der Pförtner von Marienberg sah wohl die geistige wie die leibliche Noth der Armen, war aber im Herzen tückisch, stumpf und roh, und um die fortwährend Bittende nur los zu werden, sagte er ihr, er wolle ihr eine Hostie mitgeben, die möge sie ihrem Manne als Wegzehrung immerhin reichen. Da aber der Pförtner natürlich nicht zu den geweihten heiligen Hostien gelangen konnte, so gab er der Armen eine ungeweihte, was von seiner Seite ein gottloser Frevel mit dem Allerheiligsten war; doch schenkte er ihr auch noch etwas Brod für ihre hungernden Kinder, und legte Alles zusammen — Hostie und Brod — in den Tragkorb der Frau. Glücklich und in gläubiger Hoffnung verließ diese Marienberg, und trug erleichterten Herzens die leichte Last in ihrem Korbe den Berg hinab und dann das Thal aufwärts, der jungen Etsch entgegen. Indeß wurde ihr Korb merklich schwer und immer schwerer, und sie wußte sich das gar nicht zu erklären. Mühsam keuchte sie und schleppte sich endlich bis zu ihrer Hütte, da eilten ihr die Kinder jubelnd entgegen, und riefen ihr die frohe Botschaft zu, der Vater sei wieder gesund und schon aufgestanden. Das dünkte dem armen Weibe schier unmöglich und ein Wunder, aber

es war so, der Mann empfing sie heiter und erzählte ihr, wie ihm in einem Traumgesichte ein junges Knäblein in priesterlicher Kleidung erschienen sei, das habe ihm Beichte gehört, ihn von den Sünden losgesprochen, und ihm die heilige Hostie gereicht, dann sei es verschwunden in hellem Glanze. Gleich darauf sei er völlig wach geworden, habe keinerlei Krankheitsgefühl mehr empfunden, und fühle sich nun vollkommen wohl und habe auch Hunger. Schnell eilte nun die Frau zum Korbe, das Brod vom Pförtner herauszuthun, siehe, da schrie sie erschrocken auf, denn im Korbe sitzt ein Kind, ein wunderschönes Kind, das sie gar lieblich anschaut. Alles erfaßt Staunen und Verwunderung, und die Frau denkt nicht anders, als das Kind habe ihr der Pförtner heimlich in den Korb gethan, vielleicht als sie zu Marienberg betend auf den Knieen lag. Das Brod war auch in dem Korbe, aber verschwunden war die Hostie, die der Pförtner ebenfalls hineingelegt, auf räthselhafte Weise. Treulich nahmen die armen Leute sich des fremden Kindleins an, pflegten es, und hielten es den ihrigen gleich, die es auch Alle lieb gewannen, denn es war gar still und fromm, und mit ihm kehrte Glück und Segen in das Haus der Armuth ein; Alles, was die Leute begannen, gedieh. Bald konnten sie das Häuslein ausbessern, bald gar ein neues größeres Haus bauen, und Alle blühten in Gesundheitsfülle, Aeltern und Kinder. Das dauerte so einige Jahre lang, und auch das fremde Kind wuchs hold empor, gar ein verständiger sittsamer Knabe voll hoher Einsicht und doch wunderbarer Demuth. Da führte einmal unversehens auf dem Heimwege zum Kloster Marienberg der Zufall den Pförtner zu den Fischersleuten am Heidersee. Herzlich freute er sich ihres gebesserten Zustandes, war aber sehr erstaunt, als sie sich in laute Dankesäußerungen gegen ihn ergossen. Ihm danken sie ihr Glück, er habe ihnen ja das liebe Kind gegeben, mit dem aller Gottessegen bei ihnen eingekehrt sei. Welches Kind? Ich weiß von keinem Kinde! sprach der Pförtner, da zeigte die Mutter auf das fremde; dieses aber blickte den Pförtner so ernst, so strenge und strafend an, daß ihm das Herz in der Brust erzitterte, dann sah es sich noch einmal ganz liebreich um in dem Kreise, in dem es bisher geweilt, hob die Hände, segnete und schwand aus der Stube wie ein Lichtstrahl. Der Pförtner schlug

die Hände vor sein Angesicht, sank vernichtet auf seine Knie, raffte sich auf, stürzte ohne Abschied aus der Hütte, und kam nicht nach Stift Marienberg zurück, und Niemand hat je wieder von ihm gesehen oder gehört.

241.

Helfmirgott.

Im Münsterthale unweit Taufers liegen die Trümmer von drei alten Schlössern, Rotund, Reichenberg und zwischen ihnen ein hochragender Thurmbau, der einst einen andern Namen trug, jetzt aber Helfmirgott genannt wird. Einst war die Besitzerin dieses Thurmes eine sehr schöne Jungfrau, welche sich eines Tages einsam im Schlosse befand, und zwar ohne männlichen Schutz. Da überraschte sie der liederliche Junker von Rotund aus dem Nachbarschlosse, das später von Friedrich mit der leeren Tasche zerstört wurde. Der Junker von Rotund drang in die Kemenate des schönen Ritterfräuleins in gar böser Absicht, aber die reine Jungfrau entsprang seinen Händen, floh über die Thurmtreppe empor, und stürzte sich oben mit dem Ruf: Helf mir Gott! über die Zinnen in den fürchterlichen Abgrund. Der Junker, welcher dem Fräulein nachgeeilt war, stand erschreckt wie eine Marmorsäule auf der Zinne, eilte dann hinab in den Graben und sah das Fräulein wunderbar erhalten, sah ihr Angesicht leuchten wie ein reines Engelbild, zum Himmel gewendet und Gott dem Herrn dankend. Da fiel der Junker von Rotund reuevoll und betrübt vor ihr auf die Knie, und änderte von dieser Stunde an sein wüstes Leben. Ueber Helfmirgott lautet auch die Sage in folgender Veränderung: Das Fräulein — die schönste Blume des Thales — wurde vom Ritter von Rotund geraubt und neben seinem Schlafzimmer gefänglich gehalten. Da gelingt es der Reinen aus der Haft zu gelangen, sie entflieht, muß hart an der Kammerthür des Ritters vorbeieilen, der sie bemerkt und ihr alsbald nachsetzt nach ihrem Schlosse. Dort läuft sie über die Wendeltreppe des Thurmes empor, und nachdem der Entführer sie auch dahin noch verfolget, stürzt sie sich von der Zinne mit dem Ruf: Helf mir Gott! in die grausige Tiefe. Hierauf erzählt die Sage wie oben.

242.

Die wilde Fahrt bei Matsch.

Nahe bei Matsch gibt es zwei Punkte, wo in früheren Zeiten um Mitternacht die wilde Fahrt vorbeizog oder herabfuhr, nämlich aus dem Kreuzthale und aus Wallfur. Letztere fuhr jedesmal durch das Dorf, kam gewöhnlich um 10 Uhr Nachts daher, polterte herab, daß jedem Hören und Sehen verging; es war fast als ob Felsen, Schreine und Kisten oder Pferdegetrampel abstürzten, dann erscholl dumpfes Geächze durch die Lüfte, endlich wildes Peitschengeknalle. Um 10 Uhr hielt diese Fahrt 2 Stunden lang am Dorfplatze zu Matsch still, wo sich die Wege kreuzten. Eine Gasse führt abwärts zu den Ruinen Matsch, die andere oben hin über Schinderlatten (Galgenbüchel) hinaus nach Mals im Vintschgau. Wenn um diese Zeit (von 10—12 Uhr) Jemand vorbeiging, der war verloren. Nur die Nachtwächter oder ein ganz unschuldiger Mensch konnten unbeirrt vorbeigehen. Mit Schlag 12 Uhr aber ging es noch lärmender weiter, es rauschte und tobte hinab zum Bache, wo es sich endlich im Schloßwalde verlor. Man konnte jedoch lange noch das Gelärm und Geknall im Dorfe hören, obgleich der Schloßwald fast ¾ Stunden ferne liegt. Doch das Merkwürdigste an dieser wilden Fahrt war, daß voraus immer ein gar zierlich geputzter Schuh ging, ohne daß man etwas anders sehen konnte, und wenn derselbe ruhig stand, und jemand hineinstieg, der wurde allsogleich unaufhaltsam fortgerissen und weithin an Felsen und Berge getragen. Diese Fahrt fand fast alle Freitage statt.

243.

Der Schuh der Wild-Fahrt.

Mit dem Schuh der Wild-Fahrt in der vorhergehenden Sage hat es ein seltsam Bewandtniß, indem derselbe auch außer dem Spuk der Fahrt zu Zeiten erblickt wird.

Wer von Matsch gen Mals hinaus schreitet, etwa 300 Schritte außer dem Dorfe, sei es bei Tage oder in mondheller Nacht, kann möglicher Weise auch beim Galgenbüchel, — „Schinder-

latten" nennt ihn das Volk, — einen merkwürdig schön gezierten Schuh am Wege liegen sehen, der die Wanderer schon oft so anlockte, daß sie unwillkürlich fest hineintraten und sich denselben anzuprobiren versuchten, zumeist die eitlen Mädchen. Aber wehe hernach! Wie ein Pfeil wurde der oder diejenige über Berg und Thal getragen, an Bäume und Felswände geschlagen, und konnte von Glück sagen, wenn sie am andern Tage in wildfremder Gegend noch lebend aufgefunden wurden.

244.

Sudl bring mir Nudl!

Wenn die Kühe von der Alpe abziehen, und man geht dann in die verlassene Almhütte und ruft: „Sudl bring mir Nudl" so wird man alsbald eine Hand erblicken (weiter nichts) mit einer gewaltigen Pfanne voll Nudl bester Beschaffenheit, welche die gespenstige Hand auf den Tisch stellt. Ißt man alle Nudl bis auf die letzte aus, so ists gut, wo nicht, so gehört man der Sudl, welche einem gar mancherlei anthut, gewöhnlich aber die Menschen umbringt. Das wird von der Matscheralpe erzählt, und zwei Männer welche sich überzeugen wollten, gingen hinan zur Alpe und riefen die Sudl an. Die brachte nun eine so große Pfanne voll schmalziger Nudl, daß jene trotz tapferen Essens keine Möglichkeit sahen, nur die Hälfte wegzubringen. Nun machten sie es so: Sie ließen, während sie zum Munde fuhren, einen Theil Nudl durch die Aermel des Rockes gleiten, und leerten auf diese Weise die ganze Pfanne voll, kamen auch glücklich durch. Dem glücklichen Einfall verdankten sie wohl ihr Leben, wollen es aber nicht nochmal probiren.

245.

Hufeisen am Matscher Schloßkirchlein.

Oftmal bei nächtlicher Weile sieht und hört man zwei gespenstige Ritter durchs Matscherthal galloppiren, von denen der eine Ritter auf einem großen, der andere aber auf einem kleineren, dunklen wilden Rosse sitzt. Diese zwei Ritter waren Brüder, Söhne eines Grafen von Matsch, welcher auf dem Matscherschlosse hausete,

und reich und begütert wie ein Landesfürst war. Die Söhne waren aber wilde Gesellen, welche Tag und Nacht herumjagten, mit Freß- und Saufgelagen die Zeit vertrieben, und am liebsten die braven Mädchen und Weiber der Umgegend ent- oder verführten. Der alte Vater, dessen Ermahnungen die Söhne stets mit Hohn zurückwiesen, starb endlich vor Gram, und die zwei Brüder kamen nach der Leichenbestattung nicht mehr ins Schloß, sondern fanden ihren Tod und müssen zur Strafe ihrer Unthaten als Gespenster umherreiten.

Vor längerer Zeit wurden zwei Hufeisen gefunden, eines größer, eines kleiner, und man nahm an, es seien Eisen von jenen Rossen, welche die wilden Ritter reiten mußten: daher nagelte man die Eisen auf die Thüre des Kirchleins, welches nahe bei den Ruinen des Schlosses Matsch steht, wo sie heutzutage noch als Warnungszeichen zu sehen sind.

246.

Mäuse in Glurns.

Bei Glurns geht eine uralte Sage von Mäusen, welche ins Vintschgau gekommen seien und Hab und Gut der Bauern aufzehrten. Da sei ein fahlender oder fahrender Schüler nach Glurns gekommen, der durch einen Bannspruch alle Mäuse — viele Millionen an der Zahl — ins Thal gerufen und zum Auswandern gezwungen habe. Die Mäuse stellten sich, marschirten kolonnenweise wie das Militär aus dem Vintschgau, hielten Rasttage, und waren gar bald verschwunden.

Der Bannmeister verschwand leider mit ihnen, die dankbaren Bewohner konnten ihm daher den bedungenen Lohn nicht auszahlen. Der Mäuse Bannspruch ist nicht mehr zu erfragen, überhaupt die ganze Sage sehr verwischt und dunkel; dieses mag wohl die Ursache sein, daß sie zu einem gewöhnlichen Dorfschwank, deren viele im Lande sind, umgearbeitet wurde und auf folgende Weise erzählt wird.

Mäuse-Prozeß und Auswanderung.

Zu einer Zeit gab es in der Feldflur von Glurns im Vintschgau Unmassen viele Mäuse, zu deren Vertilgung sich kein Mittel

fand, denn alle Katzen ganz Tirols, ja ganz Deutschlands hätten sie nicht vertilgt, und der Phosphor war noch nicht erfunden. Lange berathschlagte der weise Stadtrath von Glurns, was in dieser Noth zu beginnen, und wie den zahllosen kleinen Kornräubern beizukommen sei, und fand endlich keinen andern Ausweg, als die Mäuse zu verklagen, und ihnen in optima forma den Prozeß zu machen. Da die Mäuse sich nicht selbst vertheidigen konnten, so wurde ihnen von Gerichtswegen ein Anwalt zugetheilt, und der Prozeß begann. Die Anklage lautete auf unbefugten Feld- und Gartenfrevel, Minderung der bürgerlichen Nahrung, heimliche Unterschleife (weil die Mäuse die Getreidekörner unter die Erde in ihre Löcher schleiften), ferner auf wilde Ehen, Wühlerei, Aufwiegelung (des Erdbodens) rc. rc. Der Anwalt brachte in seiner Vertheidigung vor, daß es Sache der Feldpolizei sei, dem Feld- und Gartenfrevel zu steuern, durch gute Aufsicht und weniger Weintrinken im Wirthshause; was die Minderung der Nahrung betreffe, so sei diese Klage allerdings scheinbar begründet, allein wenn man den Mäusen alles Korn mißgönnen wollte, so könnten sie auch über Minderung der Nahrung gegen die Menschen klagen, denn sie wollten und müßten doch als Gottes Geschöpfe auch leben. Betreffs der wilden Ehen müsse Anwalt zu bedenken geben, daß die Mäuse nur Beispielen folgten, die näher zu bezeichnen er Bedenken trage, sintemalen und alldieweilen exempla essent odiosa. Die Wühlerei sei auch keine Todsünde, alle Wesen wühlten: Einer im Gelde, einer in Büchern oder Pergamenten, einer im Kornhaufen, einer im Mist, einer in schönen Frauenreizen u. s. w. Das Mäuselein müsse auch wühlen, es folge nur seinem Naturtrieb. Trotz dieser glänzenden Vertheidigung drang der Anwalt nicht durch, das einzige was ihm gelang, war, die vom Gericht über die Mäuse verhängte Todesstrafe in Ausweisung zu verwandeln, wobei ihnen jede Rückkehr in ihr Mutterland auf ewige Zeiten untersagt wurde. Hiezu wurde ihnen großmüthiger Weise ein Auswanderungstermin von 14 Tagen anberaumt, und da der Anwalt wiederum anführte, es seien in der Mäuserepublik dermalen gar viele blutjunge Kindlein so noch nicht gehen könnten, auch viele Weiblein, die gar so gerne ihr Wochenbette in der geliebten Flur von Glurns halten

wollten, so that der weise und einsichtsvolle Rath ein Uebriges und gab noch eine zweite Frist von abermals 14 Tagen.

Hierauf erfolgte die Auswanderung, doch machten es die Mäuslein wie andere Ausgewiesene neuerer Zeit, sie kommen nach und nach alle wieder, um unter Umständen noch ärger zu wühlen wie zuvor.

247.

Annele lupf auf!

Bei Schlanders war ein Bauer ansässig, das war ein Marchegger (Gränzsteinverrücker). Wenn er Nachts zu seinem gottlosen Geschäfte ausging, nahm er gewöhnlich seine erwachsene Tochter Anna mit, umgrub den Stein, und dann mußte sie ihn mittelst eines Hebebaumes lupfen (emporheben.) Dazu rief er immer: Annele lupf auf! Wie er gestorben war, erlitt er die Marcheggerstrafe, mußte feurig spuken und um die Gränzsteine hantiren, und dann hörte man ihn immerfort mit kläglicher Stimme rufen: Annele lupf auf! Annele lupf auf!

248.

Die Frau von Hochgalsaun.

Dem mächtigen Rittergeschlechte derer von Schlandersberg gehörte eine gleichnamige Burg; nicht minder aber empfingen sie von König Heinrich von Böhmen die Burg Hochgalsaun, die sich stattlich und weitgebietend im Etschthale erhob. Friedrich mit der leeren Tasche, aber mit voller Ritterkraft, brach die Burgen vieler ihm feindlich gesinnten Ritter im Etschthal, und auch das unüberwindlich scheinende Hochgalsaun belagerte er. Die Burg war nicht mehr zu halten, daher erbat die Burgfrau, eine Starkenbergerin, freien Abzug sammt dem, was sie von ihrer Habe tragen könne. Diese Bitte gewährte Friedrich, und nun schritt die Edelfrau herab, tragend in der Schürze ihre Schriften und besten Dokumente, Lehnbriefe über Land und Leute, und auf dem Rücken — ihren Mann. Großmüthig ließ Friedrich sie ziehen. Diese That erinnert gar lebendig an jene Frauen von Weinsberg und an die

Frauen von Staupitz, denen Friedrich der Streiter, Herzog zu Sachsen, Landgraf zu Meißen und Landgraf zu Thüringen, in gleicher Weise sein gegebenes Fürstenwort hielt.

249.

Die Tänzer zu Latsch.

Im Wirthshause zu Latsch im Vintschgau ging es hoch her, da war Tanz und Gelag, ein Dutzend Bursche und eben so viele Dirnen tanzten wie toll, oder jubelten um die Zechtische. Da läutete unten auf der Straße ein Chorknabe das Ministrantenglöcklein, ein Zeichen, daß der geistliche Herr das hochwürdigste Gut vorbei trug zu einem Kranken. Alsbald verstummte die Musik, die Tänzer hielten inne mitten im Tanze, wie es Sitte und sich ziemt; viele traten zum Fenster oder vor die Thüre, entblößten Hauptes, den Segen entgegenzunehmen, und nur Ein tanzendes Paar war so tanzwüthig, daß es gar nicht hörte noch sah, ob die Musik tönte oder schwieg, ob die Andern tanzten oder nicht, es hüpfte und walzte auch fort ohne Musik. Aber mit einemmale begannen diese Tänzer zu taumeln, fielen nieder und waren todt, ihr Gesicht überzog Leichenbläße, dann wurden sie gelb, dann braun, dann kohlenschwarz wie Mohren — da wars zu Ende mit Tanz und Schmaus. Den in toller Sünde dahin Gefahrenen und vom strafenden Himmel Gezeichneten konnte kein christliches Grab vergönnt werden, man schaffte sie in eine Waldhöhle, legte sie hinein und vermauerte die Oeffnung.

250.

Die Christnachtzecher.

Bei Latsch saßen im Wirthshause drei Gesellen, echte Strolche und Lumpen. Es war just Christnacht, und sie zechten drauf und drein, zankten, fluchten, verschwuren sich, und machten, wie das Sprichwort geht, den Schutzengel weinen und den Teufel lachen. Besonders trieb es der Eine von den Dreien gar arg und lästerlich, so daß die Wirthin es nimmer anhören mochte und aus der Stube ging. Der Wirth, dergleichen eher gewohnt, blieb bei seinen

Gästen und zechte und lachte mit; endlich aber wurde es ihm auch zu toll, das wüste Geschwätz und Aufbegehren gegen Gott und alle Heiligen ärgerte auch ihn. Er erinnerte daher daran, daß Christnacht sei. Was Christnacht? Was geht mich die Christnacht an? erwiderte der Hauptspötter und hub an zu singen:

Was soll das für 'ne Christnacht sein?
In jeder Christnacht wird das Wasser Wein,
Christnacht hin — und Christnacht her,
Ich wollt', daß all' Nacht Christnacht wär'.

Man redet hin und her, bis sich der Frevler vermißt, mit dem Schlag zwölf an den Brunnen im Hofe zu treten, und in einem Krug den Wein aufzufangen. Gesagt, gethan, der Krug ist zur Hand, die Uhr schlägt die Mitternachtstunde aus — jener ist schon am Brunnen, die Andern lauschen, theilweise ist ihnen nicht wohl zu Muthe. Plötzlich wird vom Brunnen her ein greller Pfiff gehört, darauf ein kläglicher Schrei, und ein gellendes Gelächter, dann ein Fall und das Geräusch eines zerbrechenden Kruges. Jetzt waren der Wirth und die Zechgesellen ernüchtert, erst will sich Keiner vor die Thüre wagen, endlich gehen sie Alle drei — und da liegt der Kumpan, der Hals ist umgedreht, die Lippen sind schwarz gebrannt, als hätten sie glühendes flüssiges Metall gekostet.

251.

Hans der Fieger.

Auf dem Schlosse Dorns- oder Tarantsberg im Vintschgau saß Ritter Hans, zubenannt der Fieger; der liebte mancherlei, Wein, Weiber, Jagd, Geld; nur Eines liebte er nicht, und dieses Eine waren die Bäuerlein. Ob sie es an ihn gebracht hatten, wie sie nicht selten und gerne zu thun pflegten, oder aus welch' anderem Grunde sein Haß gegen die Bauernschaft so tiefe Wurzeln geschlagen, ist unbekannt, kurz er war viel schlimmer gegen sie gesinnt, als der bekannte Neidhard der Bauernfeind. Er war ein Bauernschinder, wie nur irgend je ein Ritter, und nicht nur im Leben von ihnen gefürchtet, sondern noch nach seinem Tode, denn er mußte nach demselben gräulich spuken, und auch als Spuk zeigte er sich nur gegen die Bäuerlein absonderlich feindlich. Was half

es, daß sie von ihm sagten, als er gestorben war: Fieger ist todt, das hat der Himmel gefügt, jetzt haben wir endlich Ruhe vor dem S . . . . . z, und sich bei seinem Namen bekreuzten? Sobald ihn einer nur nannte, war der Geist Hans des Fiegers da und fuhr vorbei, und gab jenem im Vorbeifahren eine so derbe auf die Platte, daß er umtaumelte und bisweilen das Aufstehen vergaß.

252.

Das Muttergottesbild im Wasser.

Ueber einer Sumpfstelle der Etsch im Vintschgau nahe der Tschengelsburg sahen Hirten häufig des Nachts ein meteorisches Leuchten. Sie hielten dasselbe zuerst für Irrlichtschimmer und mieden furchtsam jene Stelle, aber immer heller wurde allnächtlich der magische Schimmer. Da wagten sich endlich ihrer Mehrere näher heran, und siehe, im Sumpfe, der ganz wie vom Glanze von tausend und über tausend Glühwürmern erhellt war, lag ein wunderschönes Muttergottesbild. Rohe Bildstürmer, die vom Tauferer-Thal und aus der Schweiz heraus in das Land eingebrochen waren, hatten das Bild aus einem Kloster geraubt und es hier in den Sumpf geworfen. Andächtig erhoben die Hirten das Bild und brachten es in die Schloßkapelle auf Tschengelsburg, wo es noch jetzt Gegenstand frommer Verehrung ist. Aber jener Glanz erlosch alsbald, wie das Bild dem trüben Wasser entnommen wurde.

Diese Sage erinnert lebhaft an die von einer geraubten und in eine Lache geworfenen geweihte Hostie zu Erfurt, und an das Christkindlein in Hall.

253.

Die schwarzen Gäste.

Bei Partschins unweit Meran, nur eine halbe Stunde vom Orte rechts der Straße, lag ein Grafenschloß, dessen Eigenthümer in des Reichthums Fülle lebte und diese Fülle auch genoß. Bisweilen genoß er davon sogar etwas zu viel, und es war dann nicht gut um ihn sein. Eines Tages rüstete er ein Gelag und lud dazu die Vornehmsten seiner Nachbarschaft, allein diese mochten

Abhaltung oder sonstige Gründe haben — als die Zeit des Mahles da war, war kein einziger Gast da. Da begann der Graf allein zu zechen, und das soll niemals gut sein, und als er bereits bezecht war, und noch immer kein Gast erscheinen wollte, so schrie er zornig: Ei daß doch die Teufel aus der Hölle kämen, und mit mir tafelten! und dann trank er wieder weiter. Da dröhnte Galloppschlag vom Hofe herauf, und es kam ein Diener und meldete, es wären drunten Reiter, schwarz wie Mohren und jeder einen Kopf größer als der längste Mensch, und sie begehrten herauf. Darob erschrack der Graf, und es kam ihm sein vorhiniges Frevelwort in die Gedanken. Sperrt die Thüren! rief er, und flüchtet aus dem Hause! — Er selbst besann sich nicht lange, sondern gewann einen heimlichen Ausgang. Im Schlosse aber krachte es, als wenn alles zusammenstürzte, die gesperrten Thüren brachen ein, und die schwarzen Reiter kamen herauf in den Speisesaal und setzten sich um den Zechtisch. Einer nach dem Andern nahm einen Pokal, ging damit zum Fenster, blickte in das Freie, wo der Graf jetzt stand, und trank ihm höhnisch zu; sie winkten ihm auch wieder in das Haus und zu ihnen herauf zu kommen Da er dieß nicht that, drohten sie ihm, und plötzlich hielten sie eine Wiege aus dem Fenster, in der das jüngste Kind des Grafen, ein Knäblein lag, das bei der schnellen Flucht aus dem Schlosse vergessen worden war. Entsetzt beschwur der Graf seine Diener das Kind zu retten, da er es nicht vermöge, weil er sich durch seinen Frevel in die Macht der Teufel gegeben habe, und alsbald trat der treueste von des Grafen Dienern muthig den Weg in das Schloß an, schritt in den Saal, trat kühn vor die schwarzen Gäste, schlug ein Kreuz und rief: Im Namen Jesu Christi, in welchem dieses Kindlein getauft ist, nehme ich es euch, denn euch ist über dasselbe keine Gewalt gegeben. Und siehe, die Teufel ließen ihn nicht nur willig das Kind nehmen, sondern sie entwichen auch aus dem Saale, freilich nicht ohne großes Gepolter und Zurücklassung infernalischen Gestankes. Hernach mußte man lange mit geweihtem Weihrauch räuchern und mit Weihwasser sprengen, bis sich das alles verzog; der Graf mußte sich schwerer Buße unterwerfen, was er auch willig that. Er belohnte reichlich den treuen Diener, bat nie mehr den Teufel zu Gast, aber auch nie mehr Zechgenossen, die ihn im Stich gelassen; er

wurde ganz fromm und stille und ließ hinfür nur geistliche Herren in Züchten und Ehren bei sich speisen.

254.

Die Brüder von Vorst.

Unweit Algund und Meran, jenseits der Etsch, liegt das Dorf Vorst oder Forst, und dabei herrliche Burgtrümmer, die zum Theil noch bewohnt sind Ein trauriges Ereigniß brachte die stattliche Burg in Verfall. Zwei Brüder bewohnten dieselbe und spielten einst mit einander in einem Gemache der Burg. Das Spiel entzweite sie, fachte wüthende Leidenschaft in beiden an, und sie begannen mit einander Zweikampf auf Tod und Leben, der auch nicht eher endete, als bis der eine den andern auf den Tod verwundet hatte. Dieser sank, und der Blutstrahl aus seiner Wunde schoß hoch zur Zimmerdecke hinan, und ließ dort zwei Flecken zurück, die man hernachmals durch zwei Kreuze kennzeichnete, und welche noch heute zu sehen sind. Noch immer spuken die Ritter und man hört in Sturmnächten ihren harten Tritt, Geklirre der Schwerter und den schweren Fall des Getödteten.

255.

König Laurins Rosengarten.

Vom Rosengarten oder den Rosengärten des sagenhaften Zwergen Laurin in der Umgegend von Meran und namentlich der Burg Tirol ist vielfach in Schriften die Rede *). Die Benennung Rosengarten für manche Berggegend begegnet vielfach nicht nur in Tirol, sondern auch anderswo, z. B. in Thüringen, auch in Italien u. s. w. Der Reiz des Stoffes, ja selbst des Namens, hat Manche verleitet, die alten schlichten Sagen in Fabeln umzuwandeln, jene durch Hinzuthaten zu entstellen, und das läßt sich nicht immer gleich auf den ersten Blick erkennen und scheiden beim Wiedererzählen; nur mit Absicht soll keiner es thun. Die

*) Vergl. Alpenburg's Myth. und Sag. Tir. S. 126—128. Hierüber schrieb auch Beda Weber und D. J. V. Zingerle.

örtliche Sage kündet, daß in der alten Zeit König Laurin im „hohlen Berge“ dort, wo jetzt der Kothlerhof steht, Hof gehalten und einen prächtigen Rosengarten dort besessen und erhalten habe. Die Blumen dieses Gartens dufteten so wundersam, daß Kranke von dem Dufte genasen und Betrübte getröstet wurden, wenn sie nur in die Nähe des übrigens unsichtbaren Gartens kamen. Der Garten hatte nicht Zaun, nicht Mauer mit Gatter — mit seidenen (nach Andern mit güldenen) Fäden war er abgegränzt. Die Nachtigallen sangen in ihm beständig nur das lieblichste, und wenn den Rosengarten auch kein König mehr pflegt, die heimische Sage pflegt ihn unsterblich fort.

256.

Das zerbröckelnde Crucifix.

Auf der uralten Burg Tirol, dem ehemaligen Landesherzen und Landesmittelpunkt, stand im Portal der Kapelle ein steinern Crucifix, von welchem jedesmal ein Stück abbröckelte oder abfiel, wenn ein Graf von Tirol, als Burgherr, mit Tode abging. Diese Grafen, unter denen sich besonders die drei Meinharde hervorthaten *), starben mit Meinhard III aus, der schon frühzeitig, im

*) Die tirolische Geschichte erzählt, wie fromm und gottesfürchtig die Meinharde waren; die herrlichsten Abteien und Tempel bauten sie zum Lobe des Herrn, die Prälatur Stams, die Karthause in Schnals, die Pfarrkirche in Meran u. s. w. Von ihnen rühren her die Malereien im Kelleramtsgebäude zu Meran, in Rungglstein, in der Burg zu Gries und in der Karthause zu Schnals. Gründungen von Spitälern und Anstalten für Kunst und Wissenschaft stammen aus ihrer Zeit. Minnesänger gingen auf ihrer Burg ein und aus, ihr Schloß Tirol war die südliche Wartburg, wo die Liederkämpfe ebenso wie auf der thüringer Wartburg vor den Augen der kunstsinnigen Fürsten aufgeführt wurden. Hier erklang das Nibelungenlied; die Gesänge von Tristan und Isolde, die Tafelrunde waren die Unterhaltungsbücher der Ritter und Fräulein, und die Karthäuser in Schnals verfaßten zierliche Handschriften in mittelhochdeutscher Sprache. Es war also der Sitz der Blüthe von Frömmigkeit, Kunst und Poesie, die bald darauf in der Reformzeit unterging. Daher ist die Wendung in der Volkssage, „daß mit dem letzten Meinhard die Christuswunde blutend auf Tirol gefallen sei“ ein unnachahmlicher Kernausdruck.

zwanzigsten Lebensjahre, auf seinem Stammschlosse verschied. Da fiel das größte Stück vom steinernen Christusbilde mit seiner Wunde blutend herab, und blutete so lange, als der Burgherr auf der Todtenbahre ausgesetzt lag; aber mit seinem Begräbnisse schloß die Wunde sich wieder, so daß nichts mehr davon zu bemerken war. Meinhards Tod ist als blutende Christuswunde auf Tirol gefallen! Dieses Wunder wiederhole sich — sagt man — aber unblutig, jedesmal wenn ein später regierender Landesfürst von Tirol das Zeitliche segnet.

257.

Der Geist des Edelknechtes.

In der Nähe der Burg Durrnstein oder Thurnstein nächst Schloß Tirol und Algund spukt noch der Geist eines jungen Edelknechtes, den ein Bolzen tödtlich traf, welchen die Eifersucht des Gemales der Regentin Margarethe Maultasch, zu der jener angeblich seine Augen erhoben, abgeschossen hatte.

Die Sage verschweigt, ob dem Jüngling Recht oder Unrecht geschah. Man vernimmt in der Mitternachtstunde in der Umgebung des Schlosses und unter den Weinlauben und Baumgruppen süßes, melancholisches Zitherspiel, ohne je den Spieler zu erblicken. Geht man dem Klange nach, so verstummt er entweder, oder er wird von anderer Seite her vernehmbar, und wendet man sich nach jener Richtung zu, so schweigt er wieder dort. Dieser unsichtbare Zitherspieler ist kein Anderer, als der Geist des getödteten Edelknechtes.

258.

Die weisenden Tauben.

Unmittelbar unter dem Schlosse Tirol liegt die Brunburg oder Brunnenburg, in welche sogar von ersterem ein unterirdischer Gang hinabführt. Es war in ihr zur Zeit der Grafen und Herzoge von Tirol und Meran die fürstliche Landeskanzlei. Einst bewohnte die Herzogin Adelheid von Meran die Brunburg, eine Dame die sehr fromm war und schon lange den Wunsch in sich

nährte, ein Nonnenkloster zu gründen, nur über dessen Stelle war sie noch unschlüssig. Einst schaute sie aus dem großen Bogenfenster des Schlosses, als sie zwei weiße Tauben erblickte, welche die Herzogin umflogen; dieß fiel ihr auf, und sie sprach: Wo diese Tauben sich niederlassen, dahin will ich mein Kloster bauen. Die Tauben flogen nun gegen Steinach bei Algund herab nach einem Walde, in welchem eine Einsiedlerin lebte. Dorthin ließ nun die Herzogin Adelheid das Frauenkloster erbauen, unter der Ordensregel des heiligen Dominikus.

Einstmal sollen im Dominikanerkloster alle Nonnen erschlagen worden sein, und zwar während des Engadinerkrieges, bis auf eine, der es gelang, sich in dem Glockenstuhl zu verbergen. Zu Kaiser Josefs Zeit wurde dieses Kloster mit andern völlig aufgehoben, und ist nunmehr als solches verödet.

259.

Die Hufeisen im St. Leonhardskirchlein.

Eine Viertelstunde außer Meran liegt im lachenden Wiesengrunde das uralte St. Leonhards-Kirchlein. Dasselbe bewahrt eine Eisenkette, welche ein aus türkischer Gefangenschaft wunderbar Befreiter hieher geopfert hat; denn St. Leonhard ist nach einer weit verbreiteten Legende der Schutzpatron und Befreier der Gefangenen. Die Kirchthüre ist mit vielen Hufeisen bemalt, und das kommt daher: Vor alter Zeit, als die Ritterschaft in hiesiger Umgegend üppig aufblühte und Burg auf Burg sich auf Berg und Hügel erhob, führte bei diesem Kirchlein eine besuchte Straße vorbei nach Engadein und Wälschland, wo die Kaiser blutige Fehden ausfochten. Die in den Kampf ziehenden Ritter pflegten im Hause des heiligen Leonhard anzuhalten, empfahlen sich in seinen Schutz und schlugen als Opfer und Wahrzeichen jeder ein Hufeisen an die Thüre. Sobald aber die Thüre voll Hufeisen war, nahm sie der Küster herab und verkaufte sie zum Vortheile der Kirche, die sich dadurch immer mehr verschönern konnte. Die Zeiten sind vergangen, wo die Ritter zurückkehren, sie schlagen auch keine Hufeisen an die Kirchenthüre des heiligen Leonhard — aber das fromme

Gemüth der Anwohner ließ als geschichtliches Andenken die Thüre mit Hufeisen bemalen.

260.

Wasser versenken.

Am Unterberge bei Meran steht an einer wüsten Lehm-Murre der Winklerhof. Vor Zeiten war dort ein herrlicher, fruchtbarer Weinberg, in dem eine starke Quelle sprang, welche die weite Gegend umher tränkte. Viele Leute labten sich an ihr, viele holten auch das Wasser zur Tränkung ihres Viehes oder nahe gelegener Gärten oder zum Garnbleichen, weil es das beste und reinste Wasser weitherum war. Das ärgerte endlich den Winkler-Hofbauer; er wurde voll giftigen Neides, hätte gar zu gern das Wasser für sich allein genützt, wußt' es doch nicht zu stopfen und konnte auch nicht den herkömmlichen Mitgebrauch den Nachbarn verbiethen. Nun lebte zu Sankt Peter bei Meran ein weitberufener Doktor und Tausendkünstler, Wahrsager und Hexenmeister, das war der alte Schneeweiß, der viele heimliche Sachen wußte, sich auf die Sympathie und Antipathie verstand, und an Menschen und Vieh trotz dem Doktor Eisenbart kurirte. Zu diesem kam der Winklerhofbauer und sagte ihm, er habe ein wildes Wasser auf seinem Gute, das verderbe ihm alles, sei zum Trinken für Menschen und Vieh nichts nutz, quelle immer stärker hervor, je mehr er verstopfe und schlemme ihm alles gute Erdreich fort. Ob der Schneeweiß gegen solches Wasser kein Mittel wisse? Darauf rieth der alte Schneeweiß dem Bauer: Quecksilber in den Quellbrunnen zu werfen. Gleiches müsse mit Gleichem vertrieben werden, Lebendiges mit Lebendigem, Todtes mit Todtem. Der Winklerhofbauer befolgte den Rath, und warf das metallische Gift in seinen schönen herrlichen Quellbrunnen; da wühlte und senkte sich das Quecksilber, seiner Schwere nach, nach unten, bahnte sich Wege in die tiefste Tiefe, und das Wasser drang hintendrein, und der Brunnen versiegte, der Boden vertrocknete, das Erdreich wurde mürbe, und wie der erste starke Regenguß kam, empfahlen sich die Weinstöcke, und rutschten abwärts sammt der Erdkrume, in der sie wurzelten, auf des Nachbars Land, und eine Lehm-Murre entstand, die jedes

Jahr treulichst dem Winklerhof einen Besuch abstattete. Die Nachbarn aber wünschten dem Winklerhofbauer beide Peinen auf den Hals und in die Glieder, die kalte und heiße, und als derselbe nun verzweifelt dem alten Schneeweiß sein Herzleid klagte, und ihm Vorwürfe machte, sprach dieser: Winklerhofer, dir ist recht geschehen, weil du mich belogen hast, und mir gesagt, daß ein wildes schädliches Wasser dir dein Eigenthum verwüste. Hättest du mir gesagt, daß du deinen guten Brunnen, die schöne reine Gottesgabe, verderben wollest, so hätte ich dir nimmermehr zu Quecksilber gerathen, sondern dich alsbald zum Hause hinaus geworfen, wie ich jetzt thue. Sprach's, packte mit Riesenstärke den Winklerhofer und warf ihn — ohne daß jener zu widerstreben vermochte, denn der alte Schneeweiß machte ihn gleich „gfroren“ — zum Hause hinaus, daß ihm alle Rippen krachten. Dem Winklerhofer ist wohl recht geschehen, aber das edle Wasser blieb leider bis auf heute versunken.

261.

Der Lebenberger.

Fast in der Mitte des Marlingerberges bei Meran erhebt sich die stattlich schöne Burg Lebenberg, von Manchen auch Löwenberg genannt und geschrieben. Man erblickt in tiefer Ferne des Passeierthales vom Thurm des Lebenbergerschlosses die alte Jaufenburg, und es geht die Sage, daß bei festlichen Gelegenheiten und insonderheit dann, wann auf des Landesfürsten Wohl getrunken wurde, die Herren von Meran durch Fahnen und Nachts durch Feuer Zeichen gegeben haben, die dann auf Lebenberg und auf der Jaufenburg wiederholt worden seien. Mag wohl ein schönes Leben auf Lebenberg gewesen sein, doch auch nicht immer. Ein Burgpfaffe erfuhr das. Es saß ein Junker droben, der lebte schier etwas zu viel, und alle Ermahnungen des besagten Burgkaplans, sein wildes und böses Leben zu ändern, fruchteten nichts bei dem Junker, und zuletzt wurde dieser über die stets wiederholten Buß- und Strafpredigten so ärgerlich, daß er ohne weiters den Kaplan binden und auf einem Pferde hinauf auf das Vigiljoch bringen, und daselbst in einem kleinen See ertränken ließ.

Seitdem ist es dort ringsum sehr unheimlich, bei nahenden Gewittern hört man im See ein dumpfes Rollen, dann taucht ein gespensterhaftes hundähnliches Thier auf, läßt aber nie einen Menschen in die Nähe kommen. Später ritt einmal besagter Junker am Charfreitag, statt die Kirche zu besuchen, auf die Jagd am Vigiljoch, und wie er jagend an diesem See vorbei kam, stürmte das Pferd in die Fluthen, und der Junker war versunken. Seitdem aber stürmt er als wilder Jäger Berg auf und ab am Vigiljoch, und der gespenstige Hund, meinen die Leute, sei auch kein anderer als der böse Junker von Lebenberg.

262.

Manz der Wundersmann.

Zu Hafling, nicht weit vom schönen zuckerhutspitzigen Ißinger, lebte ein Doktor des Namens Manz; der konnte mehr als Brod essen und Künste, die er nicht in der christlichen, auch nicht in der lateinischen Schule gelernt hatte, obgleich die lateinischen Schulen gar grausam gelehrte Manndlen erziehen, daß es manchmal ganz schreckhaft ist, wenn sie ihre Gelehrsamkeit leuchten lassen. Und dabei war der Haflinger Manz viel, viel gespassiger als die Hochstudirten, die keine Hexenmeister sind; er war einer. Wenn das Haflinger junge Völklein hinauf auf die Almen zur Heumahd zog, und trotz Sonnengluth und Durstbitze Schwaden auf Schwaden niederstreckte, so trug es sich nicht selten zu, daß der Manz mit einemmale mitten unter den Mähern stand, und sein Hexenstücklein losließ. So nahm er manchmal einem „Kreister“ (alter schwächlicher Mäher) die „Seges“ (Sense) ab und mähte damit wie alle Wetter über die Wiese hin, ja er mähte zugleich harte Kieselsteine entzwei, wenn welche im Grase lagen, oder auch Bäumchen und Gesträuch. Einmal steckten die Mäher einen Tengelstock in die Erde vor ihm hin, und siehe da, mitten entzwei schnitt er auch diesen, mit der Bemerkung: Dös war amol a tolli „Schmell“ gewesen. Mit einem Stücklein Holz wetzte er dann die Sense, wenn sie abgestumpft wurde und sogleich wurde sie wieder ganz scharf wie frisch getengelt. Wenn die „Eilferinn“ in Hafling unten mit ihrer Glockenzunge die eilfte Stunde ansagte, legte Manz

die Sense aus der Hand mit den Worten: I muß no nach Innsbruck hinunt und mit den großen Herren zu Mittag essen; sprachs, und im Nu war er den Augen Aller unsichtbar.

An einer sanft absteigenden Abdachung, die sich an die senkrechtstehenden Felsenwände anschließt, ist ein grasleerer glatter Felsenrücken; über diesen sah man den Manz gar oft mit lautem Halloh und Hott! Hott! Hott! hinauf kutschiren, und dann schrie er von weitem den Leuten zu: Ausg'stellt! Indessen waren die Hexenkünste des Doktor Manz nicht alle so harmloser und Heiterkeit erregender Natur, die meisten waren auf das Verderben seiner Mitmenschen gerichtet, denn er war ein Bündner des Bösen. Manz mißtaufte heimlich Kinder, wenn er zu schweren Geburten gerufen wurde, und es seiner Kunst gelang, Mutter und Kind zu retten. Jedes Jahr mußte er dem Teufel eine Seele überliefern, wenn er nicht selber von ihm geholt sein wollte. Dafür aber hatte er große Macht; er konnte ferne sehen, hören und schreiben, er hörte Gras und Blumen wachsen, verstand die Sprache der Vögel, und war mit einem Wort ein Wundersmann durch und durch, was gar mancher Doktor, der sich für einen solchen hält, aber ganz und gar nicht ist. Sterben müssen aber, das ist einmal nicht anders, Weise und Thoren, Dümmlinge und Doktoren und so gedieh es auch mit Manz zu einem Ende, nur daß selbiges kein seliges war.

263.

Wie Manz der Wundersmann gestorben ist.

Manzens Sündenmaß war voll; seine vielen schwarzen Verbrechen hatten des Zauberers Seele tischgerecht zubereitet für die Höllentafel, und, begierig nach dem fetten Bissen, hörten diese auf, ihren Kameraden Manz weiters vor den Gefahren zu schützen, womit ihn die Meraner Justiz umlatzte, die endlich auf sein Treiben aufmerksam gemacht auf ihn fandete. So kam es, daß er in seinem Versteck in einem Hause in Aschl (Parzelle Vöran mit einer Schule) umzingelt wurde. Man hielt, um seiner habhaft zu werden, ein hölzernes Kreuz, das geweiht war, vor sein Kammerfenster, und mit geweihter Kreide wurde auch ein Kreuz auf die

Thüre gezeichnet. Wie nun Manz die nahe Gefahr erkannte, in welcher er schwebte, verwandelte er sich eilig in eine Bremse; die Bremse summte ungeduldig an den Wänden herum, vermochte aber nicht zu entrinnen. Er brummelte dem Knechte zu, den man in die Kammer sandte, den Zauberer zu beobachten, er möchte ihn entwischen lassen, aber der Knecht blieb unerbittlich, obwohl ihm die Bremse erst viele Schätze verhieß, dann aber ihm mit Rache und Tod drohte. Der Knecht stürzte kurz nach Manzens Ende auch in der That von einem Baume und blieb todt. Der Gerichtsdiener kam, fing die Bremse und steckte sie in eine Büchse, die er schleunigst nach Meran trug. In Meran wurde Manz durch den Exorcismus gezwungen wieder Mensch zu werden, und nun in einen kupfernen Kessel gesteckt, und nach gefälltem Urtheil über die Passer geführt, wobei ihn ein Kapuziner begleitete. Unterwegs bath Manz die Knaben, denen er begegnete, sie möchten ihn doch mit Koth bewerfen, was aber nicht gestattet wurde, denn wenn Zauberer Erde berühren, so können sie sich wieder fest machen. Als der Zug zur Brücke kam, wollte der Teufel die Brücke in den Strom hinunter reißen, doch der Kapuziner-Pater besprengte die Brücke mit Weihwasser, warf geweihte Sachen in die Passer, und so mußte der Teufel weichen. Darüber höhnte Manz den Teufel mit folgenden Worten; Tuifl du bischt a feiga Lump! a Tropf bischt! Nimm di in acht wenn i zu dir kimm! Dan Tropfn Wass'r hat mi weita nia vasprengt! u. s. w. — Manz blieb unbußfertig und halsstarrig bis zu seinem Tode, der kein anderer als der Feuertod war und sein konnte. Noch immer wird vom Wundermanne Manz in der Gegend um den Ifinger erzählt, und wie er so arg habe hexen und zaubern können, daß selbst der Teufel ihm nichts habe anhaben können.

Nur der Exorcismus hat ihn überwältigt.

264.

Die Kellerlahn.

Kellerlahn ist der Name einer gefährlichen Thalstelle im Passeierthale, dort stürzen oft sogenannte „nasse Muren" als Schlammströme nieder, und schon mancher fand durch sie seinen

Tod. Die Sage geht, daß dort, wo heutigen Tages ein drohender Schlammkessel sich zeigt, einst ein blühendes Gefilde lag.

Einst wollte eine Bauernfrau, die wieder aus den Wochen war, nach dem nächsten Dorfe gehen und sich von dem Priester auffegnen lassen, wie der fromme Brauch es vorschreibt; dabei ist aber noch der Volksglaube, daß keine solche Kindbetterin ohne Begleitung und auch ohne etwas Geweihtes solchen Weg antreten dürfe, weil sie außerdem der verderblichen Macht von Hexen und Unholden sich Preis gäbe. Deßhalb ließ sich auch diese Kindbetterin von der Kindswärterin begleiten, und ging mit dieser unter guten und heitern Gesprächen durch die herrliche Gottesflur jener grünen Berggelände. Plötzlich blieb die Kindswärterin stehen und fragte: Hast du die Taufkerze? — Großer Gott, die habe ich vergessen! antwortete bestürzt die Kindsmutter. Diese Taufkerze ist aber unumgänglich nothwendig bei der Ceremonie des Auffegnens, denn die gewesene Wöchnerin muß dieselbe dabei brennend in der Hand halten und sie dann opfern. Nun harre nur hier — tröstete die Begleiterin, du bist noch schwach, ruhe unter jenem Baume aus, ich laufe zurück und hole die Kerze, und bin gleich wieder bei dir! Gesagt — gethan — aber ein banges Gefühl überkam die Frau, sie war ja Wöchnerin, allein, noch nicht gesegnet und trug auch nichts Geweihtes bei sich. Und droben überm Berg hob sich empor ein grauenvoll unholdes Wesen, anzuschauen wie die schaurige Runsa *), sie schob den Berg vor sich her und verschüttete die Unglückliche, und wälzte die Schlamm-Mur weit ins Thal hinab. Das war der erste Ausbruch der Kellerlahn, der sich in spätern Zeiten noch oft wiederholt hat.

265.

Der Teufelsstein im Naifthale.

Unweit Meran, in der Richtung nach Passeier zu, durchrauscht die Naif ein nach ihr genanntes Thal. Dort steht oder stand Schloß Gayen, allwo es von Herren und Gesinde nicht immer so zuging, wie der Katechismus uns vorschreibt. Eine Magd diente

*) Siehe Alpenburg's Myth. u. Sag. Tir. S. 55.

im Schloß, deren Sinn auf Ueppigkeit und Frevel einzig gerichtet war. Nie hob sie einen vom Tische der Herrschaft gefallenen oder übrig gebliebenen Brodbrocken auf, um ihn, und wäre es nur für das Vieh gewesen, nützlich zu verwenden, sondern ließ ihn liegen und warf ihn an den Erdboden, kehrte ihn mit Stroh und Unrath auf den Mist, oder warf ihn in den Spühligeimer und schüttete ihn fort. Sie wußte aber nicht, daß es für solche Frevelthat an der lieben Gottesgabe, am Brode, einen schlimmen Klaubauf gibt, nämlich den Teufel. Dieser war immer unsichtbar in der Nähe der Dirne und legte eine Sammlung von dem Brode an, das sie schändete. Der Teufel sammelte alle Brodkrümmlein und Brocken in einen großen Sack, bis dieser schwer genug war, und als die Gränzlinie des Frevels überschritten war, so erhielt der Teufel die Macht, sich die Frevlerin zu holen wie sie ging und stand. Solches that er denn auch „ohne Gefährt," wie es in den alten Urkunden lautet, fuhr zum Schlosse Gayen hinauf, holte das verlorne Mensch sammt ihren Sünden und Krimpelsack, fand aber die Last so schwer, daß er sich genöthiget sah, schon drunten an der nahen Thalwiese zu rasten, zu welchem Ende er sich auf einen Felsen setzte. Und da hat sich zu jedermanns Verwunderung die Spur des Teufelsschweifes so deutlich in das Gestein eingeprägt, daß man selbige noch heute sehen kann, und deßhalb jenen Fels den „Teufelstein" genannt hat.

266.

Der alte Herr.

Ueber Sankt Martin im Passeierthale steht ein alter Schildhof, Steinhaus geheißen, die Leute nennen das Haus nur „das Gschloß." Darinnen wird von Zeit zu Zeit ein alter Herr in altfränkischer Tracht erblickt, welcher Nachts im ganzen „Gschloß" herumgeht, als ob er etwas suche, und dann in einem Gange, der keine Thür und keinen Ausgang hat, verschwindet. Es gab früher Herren von Neuhaus, dann kam es an die Herren von Niederthor, dann an die von Khuen, an die Grafen von Mohr, von Zinnenberg, wurde Eigenthum des Stifters Marienberg im Obervintschgau, und ist jetzt bäuerlicher Grundbesitz. Welchem Geschlechte so

zahlreicher Vorbesitzer jener geisternde alte Herr angehört, und was er noch immer im „Gschloß" zu suchen hat, weiß niemand.

267.

Der Jaufengolderer.

In Tirol gibt es mehrere begnadigte Orte, wo man „im Schlaf reich werden kann." Ein solcher Ort ist droben auf dem Jaufen, am Uebergange zu hinterst des Passeierthales nach Sterzing zu, wo sich mancher hingelegt, den Hut oder die Mütze neben sich gestellt, und als er erwachte, blankes Gold drinnen gefunden hat, das freilich vorerst in Gestalt von eitlen Kohlen sich darstellte, welche Kohlen Unwissende sammt ihrem Glück über den Berg hinunter warfen. An besagter Stelle ist es etwa vor 40 Jahren einem Branntweinhändler, der mit Saumpferden von Passeier nach Sterzing zog, dabei ein verschmitzter geiziger Kerl war, schlecht gegangen. Obgleich reich vom Hause aus, legte er sich nieder und stellte seinen Hut bin, damit er nach dem Erwachen voll blanken Goldes sein solle; der große breitkrämpige Passeierhut, dachte er, fasse dreimal mehr als ein anderer. Er schlief einige Stunden recht gut, träumte sogar von dem neuen Reichthum, und wie er erwachte, tappte er sogleich mit beiden Händen in den Hut und — — voll Gestank und Schmutz zog er die Hände zurück; was darin war kann sich Jeder denken. Wer solches Gold in den Hut gethan, konnte jener Beglückte nicht erfragen „das war der Teufel, der solches Jaufengold bescheerte" meinten die Hirten droben.

Dieser Teufelspuk wurde überall bekannt und erzählt, und wenn der reiche Branntweinhändler irgendwo einkehrte, und man ihn fragte, wo das Jaufengold zu finden sei, da ging er alsbald brummend von dannen. Er selbst war als „der Jaufengolderer" bekannt und benannt, und ist wohl vor mehr denn 30 Jahren auch schon gestorben. Ein Räthsel, welches daraus entstanden ist, hält das Abentheuer des Jaufengolderers lebendig. Man fragt: Was ist der Teufel? und löset: Das ist der Teufel wenn man statt Gold .... im Hut hat.

268.

Die Wetterprophetin.

Auf jener Höhe, wo die Wallfahrtskirche zu St. Katharina von der Schart liegt, unweit Meran, welches man von ihr aus erblickt, stand ein Bauernhof, in welchem ein schönes Mädchen lebte, in das sich ein Herr aus der Stadt sterblich verliebt hatte.

Es hielt nicht schwer die Gegenliebe des einfachen Naturkindes sich zu gewinnen, und so unterhielten die Beiden geraume Zeit ein stilles Liebesverhältniß. Der Liebhaber stieg oft zu ihr auf den hohen Berg; aber Standesrücksichten lösten mit der Zeit dieses Band und das getäuschte Mädchen starb bald darauf im trostlosen Kummer, ohne im frommen Ergeben und göttlichen Troste aus der Welt zu scheiden. Jetzt sitzt die Arme geisterhaft am Felsenhang, den Kopf in die Hände gestützt, wehmüthig in das Thal hinabblickend. Wenn sie aufsteht, spielt der Wind mit ihrem Kleide, sie schaut nochmals zurück, und schreitet dann über die Bergpfade hinweg und hinauf, wie lichtes Gewölk den Ifinger deckend und Wetter verkündend. Der Ifinger oder Iffinger ist ein Granitberg über 8000 Fuß hoch. An seinem Fuße bei einer einsamen Kirche erblickt man an einem Felsblock den tiefen Eindruck einer Menschenhand. Dieser rührt von der Hand des Meraners her, der jenem Mädchen treulos ward. Er war hinauf in das Gebirge gestiegen, hatte den Schatten der ehemals Geliebten erblickt, und der Böse hatte ihn erfaßt. Vergebens wollte er sich am Felsblock halten, der Böse riß ihn mit Hohngelächter von dannen, und in den Felsblock drückte sich zum warnenden Zeichen gegen Untreue die Spur seiner Hand ein.

269.

Die verhängnißvolle Heugabel.

Ein Aelpler in der Nähe von Meran, sagenkundiger als mancher hochgelahrte Herr und Allesbesserwissenwollende, erzählte vor nicht gar langer Zeit, wie folgt:

Bei Meran heuete ein Bauer auf seiner Wiese, als ein böses Teufelswetter heranzog, das die Heuhaufen wirbelnd in die Höhe

führte, bald da, bald dort niederlegte, bald aber wieder verherte und tanzen machte.

Da wurde endlich der Bauer gallig (zornig), schleuderte seine Heugabel in die Höhe und rief: „Und hat der Teufel 's Heu, so soll er auch die Gabel haben!“

Und siehe da, die Gabel flog eine Weile lustig in der Höhe herum, kam dann wie ein Donnerwetter zurück, und fuhr dem Bauern in die Hüfte, wo sie stecken blieb. Kein Mensch, auch keine weltliche und keine geistliche Macht vermochte die Gabel herauszubringen; der Mann mußte unter unsäglichen Schmerzen sterben.

Daß die Sache solchen Ausgang genommen, kam daher, weil das Wetter ein vom Teufel gemachtes war, welches um viel gefährlicher, als ein von Heren gezaubertes ist, und wobei jeder Mensch, der während desselben flucht oder spottet, mit Leib und Seele verloren geht.

270.

Nörgglein fahren auf Wäglein.

Es ist bekannt, daß die Gegend unterhalb Meran unt bei Mais die Hauptheimat des Nörggleinvölkchens, eigentlich ihr Tummelplatz war. Dort oben im Gebirge liegt die Nörgglhöhle, auf dem Wege von Obermais nach Untermais *) liegt die Nörgglgasse, und just wo diese endet, in Untermais, steht links der Nörgglgasse der Hof des Bauern Thurner. Dieser Mann erzählt für wahr, was er, wie er sich noch gut errinnert, von seinem Vater gehört hat, daß zu gewissen Zeiten kleine Nörggelen auf kleinen krystallenen Wägelchen vom Berg durch die Nörgglgasse herab gefahren seien, die er, des Erzählers Vater, mit eigenen Augen gesehen habe. Auch Andere bestätigen solches, und es ist das für die Sagenforscher ein wohl zu betrachtender Zug, der einestheils nach den gläsernen (krystallenen) Bergen der Märchenwelt, anderntheils nach andern gläsernen oder krystallenen Geräthen des Zwergenvolkes hindeutet, wie z. B. der gläserne Schuh, den ein Bauer auf einem Elfenplatze fand.

---

*) Vergleiche Alpenburg's Myth. u. Sag. Tir. Seite 117.

271.

Die Marlingerin.

Zu Marling, einem Pfarrdorfe, eine Stunde seitwärts unter Meran am rechten Etschufer, geht die Sage, daß früher die dortige große Kirchenglocke die von Hexen und selbst dem Teufel gefürchtetste Wetterglocke war. Die „Marlingerin“ hieß sie, und wenn bei wildem Wetter ihr Ton gehört wurde, da fürchtete sich niemand außer die genannte Sippschaft. Auf der Glocke stand gegossen:

Anna Maria hoaß ich,
Alle Wetter verstoaß ich,
Alle Wetter vertreib ich,
In Marling, da verbleib ich.

Sie sprang vor Jahren, und mußte umgegossen werden; der Glockengießer vergaß die alte Schrift, und mit derselben ging auch die Eigenschaft der Glocke und das gewaltige Vertrauen auf sie zu Grunde.

272.

Die St. Felix-Kapelle.

Ober Marling auf dem Berg liegt eine kleine gothische Kapelle zum heil. Felix. Unter dem Fußboden derselben ist ein Teichlein, dessen Wasser für besonders heilsam gehalten wird. Mit einem langstieligen Schöpfer (Kelle) langt man durch eine Oeffnung, welche im Boden zu diesem Behufe gemacht wurde, und wäscht sich mit dem Wasser den Kopf; das soll gut gegen Kopfleiden sein. Auch eine Kiste mit alten hölzernen Gliedmaßen — Füße, Arme, Köpfe u. s. w. war einst alldort, und die betenden Leute wählten sich daraus solche Glieder, welche an ihnen krank waren, nahmen solche, trugen sie dreimal um den Altar und vermeinten entweder um des Vertrauens willen geheilt zu werden, oder betrachteten es wohl als ein verdienstlich gutes Werk. In diesem Kirchlein befindet sich auch ein altes Gemälde, eine Soldatenfrau vorstellend, wie sie mitten im Winter Gras schneidet. Ein altes Volkslied, „das Wiesenwunder“, erklärt dieses Bild folgender Weise:

Eine Jungfrau in den Ehstand versprochen sich hat,
Sie hat wohl genommen ein scharfer Soldat.

Er thut sie traktiren mit viel grimmiger Pein,
Und thut sie traktiren was möglich kann sein.

Einsmal in dem Winter, ganz rauhig und kalt,
Es war kein Gräslein zu finden im Wald:

„Itzt mußt du mir geh'n um ein Heu für mein Pferd,
Sonst mußt du's vernehmen mein schneidiges Schwert"

Ach Gott meines Lebens mit mir ist's itzt aus,
Itzt muß ich halt sterben, und das ist ein Graus!

Ach Gott meines Lebens, wo krieg ich ein Heu,
Mir kann man kein's geben, es ist viel zu theu'r.

Von Grund ihres Herzens sie bitterlich weint,
Maria voll Gnaden ihr liebreich erscheint.

„Thu' du mir recht dienen und sei mir getreu,
Da drauß auf der Wiesen, da grünet das Heu." —

Der Schnee war zerwichen, die Blumen steh'n grün,
Das Weib das fiel nieder, bedankt sich recht schön.

Sie nahm wohl die Sichel und ging um das Heu,
Sie meint sie wär' sicher und war voller Freud.

Und bald sie ihm's thät geben, ergrimmt er sich fast,
„Da kann man's wohl sehen, gezaubert du's hast!"

Sie thät ihn recht bitten, er soll mit ihr geh'n,
Fort außen auf die Wiesen wo die Blumen thun steh'n.

Und bald er kommt hin an den selbigen Ort,
Da hat er gesehen das Wunderbild dort;

Und bald er hat g'seh'n das Wunderbild an,
Da hat er gesprochen: „ich armicher Mann."

„Itzt thut mir recht dienen und seid mir getreu,
Dann werd' ich euch führen in die himmlische Freud."

273.

Jutta von Braunsberg.

Bei Lana im Etschthale steht noch Burg Braunsberg, wo selbst ein altes Gemälde eine alte Sage verewigt. Ein Ritter des Geschlechtes zog gegen Ende des zwölften Jahrhunderts nach Palästina, seine junge Gemalin Jutta allein zurück lassend. Der böse Burgvogt aber wagte verwegene Anträge und wurde gehörig abgewiesen. Der Verworfene rächte sich auf schändliche Weise, indem er den Trauring der Herrin entwendete, und ihn dem heimkehrenden Ritter, dem er entgegen zog, als Beweis der Untreue vorwies. Zornentbrannt schwur der Ritter seiner treulosen Gattin ewigen Kerker, doch ihr wurde durch einen eilfertigen treuen Diener Kunde von dem, was ihrer wartete, und die Heftigkeit ihres Gemales wohl kennend, der Beschworenes nie änderte, verfinsterten sich ihre Sinne so gewaltig, daß sie sich über die Burgmauern in den tief unten vorbeibrausenden Falschauerbach stürzte. Doch Engelhände trugen die Unzurechnungsfähige sanft niederwärts, und unbeschädigt sank sie drunten auf weichen Rasen. Als der Ritter hörte, was geschehen, reute ihn sein Zorn und Vorsatz, er eilte auf seine Gemalin zu, ehrte in ihrer Rettung ein himmlisches Wunder und umarmte sie liebevoll, während der Vogt, das Gottesgericht erkennend, sich ebenfalls in den Abgrund hinab stürzte, und dort an den Felsen zerschellend, entseelt liegen blieb. Von Zeit zu Zeit lodert er als eine blaue Flamme längs des Bettes der Falschauer. Wie sehr nun auch der Braunsberger seine Gemalin bat, wieder mit ihm in die Burg zurückzukehren und mit ihm zu leben, so that sie dieß doch keineswegs, vielmehr bewog sie ihn, mit ihr eine Bußfahrt anzutreten. Sie wallten nach Baiern in das berühmte Kloster Weingarten und blieben allda mit den Seelen vereint, aber leiblich in klösterlicher Strenge geschieden.

Der erste Theil dieser Sage findet einigermaßen seinen Wiederhall in der Sage von Gräfin Ida von der Toggenburg (wie in Bechsteins deutschem Sagenbuch S. 9 rührend erzählt wird), nur daß der Zufall den Ring in eines Jägers Hand bringt, aber der Zorn des Gatten, der Sturz, die Rettung, und zum Schlusse klösterliche Einsamkeit — gleicht alles wie ein Ei dem andern.

274.

Die Vöraner Fräulein.

Auch bei Vöran, ohnweit Mölten und dem an der Straße nach Botzen liegenden Orte Gargazon, wohnten einst selige Fräulein. Als Freundinnen der Häuslichkeit und der Heerden kehrten zwei derselben mit allen ihren guten und segenbringenden Eigenschaften häufig auf dem Hofe des alten reichen Egger ein. Nächstdem, daß sie spannen und sangen und den Flachs behüteten, gingen sie auch in den Kuhstall, und sammelten dort auf eine wunderbare Weise alle „verbearte" (verschüttete) Milch, wodurch sie dem Hofbauer viel ersparten, wenn sie auch einmal oder das andere Mal aus dem Milchstutz ein paar Tropfen tranken. Niemand wehrte das, um so weniger, als dadurch der Milch nicht weniger, eher mehr wurde. Der alte Egger war aber, obschon er sehr reich war, just einer von denen, die nie genug haben, und von denen das Lied singt:

„Je mehr er hat, je mehr er will,
Nie schweigen seine Klagen still."

So kam der alte Egger einmal Abends sehr unwirrsch und übellaunig aus dem Wirthshause, mochte dort wohl zu tief ins Glas gesehen haben, torkelte in den Kuhstall, und gewahrte darin die zwei Seligfräulein, von denen eben eine den Milchstutz ansetzte, um zu trinken. „Sakara! Sakara! Was ischt denn dös? Söllis gefreut mi schon!" schrie der Egger voll Zorn, zog sein Messer, griff nach der vermeinten Dirn und wollte ihr gleich ein Ohr abschneiden — aber rasch entschlüpften ihm Beide, blieben in der Stallthüre noch einmal stehen, und sprachen mit klagender Stimme:

Ach und weah! Ach und weah!
Und nia koan reicha Egga meah!

und gingen auf und davon, Niemand sah sie wieder; der reiche Egger wurde arm und elend, und die Prophezeiung der beleidigten Seligfräulein erfüllte sich buchstäblich.

Hier schlingt sich die Seligfräuleinsage in den Sagenkreis nützlicher, hülfreicher und Gut vermehrender Hausgeister ein, was anderwärts, mindestens in Bezug auf Milchgewinnung, nicht leicht begegnet.

275.

Wilde Männer und Salige im Ultenthale.

Auch das Ultenthal ist von Wesen der Mythe bevölkert. Wilde Männer hausten daselbst. Ein solcher wilder Mann sagte in jedem Herbste einem alten Bauer am Bergmannhof im Martschein-Werch, wann es Zeit sei, das Feld zu bauen und die Wintersaat zu streuen. Einmal gab der wilde Mann eine Zeit an, die so spät in das Jahr fiel, daß der Bauer meinte, er verstehe das doch besser, so lange dürfe man nicht warten, da kämen ja Frost und Schnee, und dann sei es aus mit der Feldbestellung. Der Mann ackerte und säete frisch darauf los, aber das Wetter blieb warm und mild bis in den Christmond hinein, und es kamen Feldmäuse in Schaaren, zehrten das gesäete Korn, da sie kein anderes mehr fanden, dann kamen Regengüsse und schwemmten die Saat fort, und so mehr. Der wilde Mann aber kam niemals wieder zu dem superklugen Bäuerlein. Dasselbe wird von dem Hofe „beim Bergmann“ erzählt, der von einem solchen Wild-, Wald- oder Bergmann den Namen führen soll.

Vom Oberkofler-Hofe im Mairol-Werch sagte ein wilder Mann: „Nie wird auf diesem Hofe ein Bauer gut hausen, so lange nicht die Eisenstangen gefunden sind, die auf dem Hofe irgendwo vergraben liegen und vom Roste zerfressen sind.“

Auf demselben Hofe hatte ein Bauer eine Salige in das Haus genommen und sie lebte mit ihm als Frau froh und glücklich. Sie hatte ihm dreizehn Kinder geboren, aber ihm gleich Anfangs verboten, sie je zu fragen, woher sie stamme. Fast waren die Leute nun schon mit einander alt geworden, da plagte der Teufel der Neugier endlich doch den Bauern, und er fragte sie halb im Scherz, wo sie her sei, sie scheine ihm aus einem Kindleinsbrunnen gebürtig zu sein. Da entrollten den Augen der Saligfrau zwei zornige Zähren, und sie rief mit halberstickter Stimme:

Fragst du,
So klagst du!

Und kein Wort weiter, und in wenigen Augenblicken war sie fort, und mit ihr alle dreizehn Kinder; nie kam eins wieder, und der thörichte Bauer war in Verzweiflung allein.

276.

Weißer Wurm platzt.

Auch von Wurmbannern lebt im Ultenthale die Sage, ganz wie sie so häufig begegnet, doch mit einem besondern Zuge. Die Ultener hatten der giftigen Beißwürmer schier zu viele, und ließen einen Wurmbanner kommen, der nun das bekannte Mittel anwendete, daß er einen Zauberkreis zog, und in diesem ein Feuer entzündete, in das nun seinem Zauber gehorsam, die Würmer von allen Seiten sich stürzten. Auch diesesmal kam der fast unüberwindliche dem Zauberer todbringende Weißwurm, aber der Zauberer hatte das Feuer so lang und so breit gemacht, daß der Wurm dasselbe nicht zu überspringen vermochte, sondern mitten in der Gluth zerplatzte. Man hörte den Knall selbst in Meran. Der Wurmbanner trug reichen Lohn davon, nicht nur jenen, den ihm die Ultener gaben, sondern auch die Krone des weißen Wurmkönigs, die so viel werth war, als eine andere Königskrone vom reinsten Golde, welche der Wurmbanner so gütig war an sich zu nehmen und behaglich davonzutragen.

277.

Kyklopisches Kasermandl.

Die Kasermandlsage lebt ebenfalls im Ultenthale. Kasermandl nennt das Volk dieses Thales jene Wandergeister, welche im Herbst, wenn das Almvieh abgefahren ist, in die Kaser und Sennhütten einkehren, und über Winter bis zum Wiederauftrieb der Heerden dort verweilen. Einst kehrte ein Wildschütze im Spätherbste bei der verlassenen Klapfbergeralpe ein, um droben zu übernachten, da hörte er in der Nacht alsbald ein Kasermandl in die Nähe kommen, und verbarg sich in einer Ecke der Hütte. Das Kasermandl öffnete die Thüre, trat herein, und hatte nur ein einziges großes Auge mitten auf der Stirne, was dem Jäger etwas ganz neues war. Das kuriose Kasermandl machte Feuer an, kochte schwatze Speise, aß sie, verweilte ziemlich lange Zeit beim Feuer, löschte es endlich aus, reinigte das Kochgeschirr und ging hinweg — hinaus ins Freie, und war verschwunden wie zu Lab und Stab. Und der Wildschütz hätte gewettet um seine beste Büchse, welche

den besten Tod einhat, daß er geträumt habe, wenn er nicht so nüchtern und wach gewesen wäre wie ein hungriger Fuchs. Er wartete daher ängstlich den Anbruch des Tages ab und mit drei Sprüngen war er aus der unheimlichen Hütte. Aber seit dem schlaft kein Wildschütz mehr auf der Klapfbergeralm; sie fürchten sich vor dem Einauge.

278.

Feuerfack.

Als einmal einige muthwillige Bauernbursche auf dem Wege im Ultenthale drinnen wohl saftige, ausgelassene Reden führten, kam plötzlich rauschend und krachend eine große Fack (Schwein) vom Walde heraus, die hatte große feuersprühende Augen im Kopf und lief ihnen, die eiligst flohen, nach. Sie wären verrissen und verbissen worden, wenn nicht einer die Besinnung gehabt hätte, unter einem Fichtenbaume rasch ein Kreuz in den Staub zu zeichnen, wodurch das höllische Vieh, die Fack, welche hier vorbei mußte, nicht mehr weiter laufen konnte, sondern wieder dahin zurückmußte, woher sie gekommen.

Ob diese Erscheinung ein Almputz war, ob in dem Schwein eine arme Christen- oder Judenseele steckte, ob es auf Erlösung hoffend umging, oder nur als Schreck- oder Strafspuk bestellt war, kündet die Sage nicht, immer aber vermehrt es die nicht unwichtige Sagenkunde von den spukenden Thieren *).

279.

Wettermandln und Wetterhexen.

Sehr gerne erzählen die alten Ultener von ihren Wetterhexen, Wetterglocken u. dgl. **) so unter andern auch Folgendes

Als in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ein großes „Gewässer" im Thale entstand, wollten die Wetterhexen

---

*) Vergl. Alpenburg's Myth. u. Sag. Tir. S. 210 — 218.

**) Vergl. Alpenburg's Myth. u. Sag. Tir S. 300.

das ganze Thal ins Etschthal hinaus schwemmen sammt Vieh und Leut'. Und da haben die Alpenhirten geloset und geguckt, und durch das Hochjoch ein Männlein in einen Wettermantel gehüllt durchs Thal hinaus schreiten gesehen. Und das Wettermännle habe mit der Hand einen Stock geschwungen, habe eigentlich damit gegen das Land hinaus gewunken, in welchem das Etschthal liegt. Aber von einem Kopf des besagten Männleins konnten alle zusammen nichts bemerken, es schien ein kopfloser Wichtl oder Nörggl zu sein. Dieses Wettermandl gab den überall vertheilten Hexen, welche Wolkenbrüche niederschütteten, Anleitungen und Winke, damit sie das Ultenthal desto leichter „hinaus schwenzen" könnten. Und es war auch alles so zauberisch angelegt, daß das teuflische Werk gelungen wäre, wenn die geweihten Glocken in der Umgebung nicht zur rechten Zeit geklungen und solches Unglück verhindert hätten. Hat es ja eine Hexe selbst bekannt und gesagt: die Gaisschelle zu St. Morizingen (ein uraltes Kirchenglöcklein zu St. Moriz im Ultenthale), die Kuhschelle in der Pfarrkirche, (Pankraz in Ulten) und die Mooskuh zu Niederlana haben das Thal errettet. Außer dem hätten die Hexen den ganzen Felsabhang, den sie schon von einem Berge losgebrochen hatten, und der deßhalb der Hexenbruch heißt, in das Thal geworfen. Jetzt aber halten die meisten Hirten noch im vollen Ernste den Ultener-Wettermann für etwas Kopfloses, und beschämen manche gescheidt sein wollende Herren. Uebrigens weicht diese Sage von der in den N. und S. Tirols erzählten nur darin ab, daß jene einen mit Kopf, diese einen kopflosen wettermacherischen Hexenkommandanten vorführt.

280.

Maultasche.

Oberhalb Terlan im Etschthale ragen die malerischen Trümmer der Burg Maultasche empor. Erzherzogin Margaretha von Oesterreich hatte diesen Burgsitz so lieb gewonnen, und bevorzugte ihn dermaßen, daß derselbe, der sonst anders hieß, den Beinamen Maultasche durch jene Vorliebe empfing. Ein Sitz der Sittlichkeit aber war diese Burg keineswegs. Es hauste auf ihr ein sittenloser Junker, der allen Mädchen der Umgegend Netze stellte. Zu einer Zeit

hatte er auch ein Dirnlein bethört, unter dem Scheine, einen Dienst anzunehmen, hinauf auf das Schloß zu gehen. Wie die Dirne hinauf ging, vertrat ihr ein Jäger den Weg, ein Gesell mit stechenden Augen und spöttischem Blick, der sprach sie an und sagte: Dirndl! Dirndl! bleib herunt, da droben ist's nix für dich, da droben verlierst Dein Ehrenkränzl, und findst's nimmer wieder. Laß dich warnen! — Ah, paperlapa, laß du dich nicht auslachen Narr! erwiederte das Dirnlein, wandte dem Jäger den Rücken und ging getrost hinauf und sehr lustig. Acht Monate später schritt das Dirnlein sehr hoffnungreich, aber schlecht getröstet den Burgpfad hinunter, wohl traurig Und da stand just an derselben Stelle wiederum derselbe Jäger, der lachte und sagte: Nu Dirndl? Wie stehts denn? Wie gehts denn? Da begann die Dirne zu schluchzen und zu reren, und sagte: Der Teufel hat mich geheißen, da hinauf zu gehen! Bei diesen Worten sprang der Jäger drei Schritte zurück und kam ganz außer Fassung, dann aber sprang er auf die Dirne zu, und schlug ihr eine so gesalzene Maultasche (Maulschelle) ins Gesicht, daß sie zu Boden taumelte, und schrie: Ei, du verlognes Lügenluder du! Du bist fürwahr für die Hölle zu schlecht! Habe ich nicht vor 8 Monaten da gestanden, und dich gewarnt, nicht hinauf zu gehen? Und nun sprichst du, ich hätte dich hinaufgehen heißen? Da muß ja die Hölle platzen, und du sollst an diese Maultasche zeitlebens denken, und es war auch so. Davon soll hernach das Schloß selbst seinen Namen erhalten haben.

281.

Sauschloß.

Die zu einer schwindelnden Höhe emporragenden, nur auf einem steilen Felsenpfade zugänglichen Trümmer des Schlosses Greiffenstein führen noch immer im Volksmunde den etwas unschönen Namen Sauschloß. Früher soll es auch Raubenstein genannt worden sein, sintemalen greiffen und rauben verwandte Begriffe sind, und dieß war die Burg allerdings im Besitze der Starkenberger, an welche sie nach dem Aussterben der Greiffensteiner fiel. Von Friedrich mit der leeren Tasche hartnäckig und lange belagert, ergab sich die Burg dennoch nicht, und zuletzt, als es im Heere der Bela-

gerer an Proviant fast eben so sehr zu fehlen begann, wie in der Burg selbst, warfen die Belagerten ein lebendiges Schwein von der Mauer herab ins Lager, was die Feinde veranlaßte, die Belagerung aufzuheben und abzuziehen.

Daher die volksthümliche Benennung. Später aber hat Friedrich mit der leeren Tasche die Burg dennoch genommen und die Starkenberger vertrieben.

282.

Das Hexenhaus.

Zu Jenesien lebte ein alter Bauer, der noch in seinen hohen Jahren sich vollen Haarwuchses erfreute, nur vorn an der Stirne hatte er eine handbreite runde Glatze, wie geschoren, was sehr auffiel, denn rund herum stand wuchernd starkes Haar. Besagter Bauer ging einmal auf den Markt nach Meran, kaufte sich dort eine Kuh und trieb sie den Weg über Vöran nach Mölten hinauf; er wollte über den Salter nach dem Heimatorte. Aber als er bei Mölten vorbei war, begann es schon etwas zu dunkeln, und als er unter dem Patoijer herauf kam, einem Bauernhause an der nördlichen Abdachung des Salter, war es bereits stockfinster. Der Wanderer mit der Kuh erbat sich zwar auf diesem Hofe Licht, das in der Papierlaterne düster genug brannte, und nur zeigte, wie finster es ringsum war. Noch eine Strecke und es kam ein Wald und in dem Walde begann die Kuh plötzlich „abich“ zu thun, d. h. sie wollte nicht mehr weiter, zitterte, ging rückwärts, riß am Stricke, empfing Schläge, mußte Flüche anhören, und endlich riß sie sich dennoch los und rannte fort, der Bauer ihr nach; da stand in einiger Entfernung ein feuriger Mann, der über und über glühte. Jetzt fiel von einem Lärchbaume ein Tropfen herab und gerade in die Laterne, und das Licht erlosch. Gleichwohl sah der Bauer noch die Kuh, die auf das Feuer zulief, das aber nur ein fauler Holzstock war. Endlich ließ die Kuh sich wieder fangen, der Wald war durchschritten, und die „Ringl-Wiesen“ waren erreicht, auf denen das nun an die Nacht gewöhnte Auge ein Haus entdeckte, das erst kürzlich erbaut sein mußte, denn früher stand keines da. Das Haus mußte noch dazu ein Wirthshaus sein, denn es

war hell erleuchtet, und Tanzmusik schallte heraus. Der Bauer schritt heran, band die Kuh an ein Gatter, und ging ins Haus. Viele geputzte Paare drehten sich dort im Tanze, eine Kellnerin kam auf ihn zu und fragte was er schaffe? Der Bauer bestellte ein Seitel Wein, setzte sich, trank und schaute sich ein wenig um. Mit einemmale sah er in der Thüre, durch die er eingetreten war, einen großen Bock mit feurigen Augen, der unbeweglich stand, und ihn anstarrte. Da kamen dem Bauern allerlei ängstliche Gedanken und er simulirte, wie er wohl wieder aus dem Hause kommen möchte; der Wein wollte ihm gar nicht mehr munden, doch schickte er sich zur Zahlung an; statt aber das Geld zu nehmen, forderte ihn die Kellnerin mit zärtlich zudringlichen Blicken auf, mit ihr ein Tänzchen zu machen. Er schlug dieß rund ab, und sie schlug ein Gelächter auf und sagte, du Talk! und dabei drückte sie ihm einen Augenblick die Fläche ihrer linken Hand auf die Stirne. Und dabei wußte er nicht wie ihm geschehen war, er war plötzlich außer dem Hause und bei seiner noch angebundenen Kuh, die er losband und nachzerrte. Auf der ersten Anhöhe stand er verschnaufend still und schaute zurück nach dem Hause; da sah er den Bock in Riesengröße außen stehen, und dessen Augen wie Feuerräder leuchten, und es zischte und knallte wie Raketen aus dem Hause, halb versank es, halb flog es in die Luft, wie Rauch.

Halb todt vor Angst, an allen Gliedern abgeschlagen, erreichte der Bauer sein Haus, und als er am andern Morgen in den Spiegel sah, fand er die nagelneue Glatze so weit die Hexenhand seine Stirne berührte, und nie wuchs wieder ein Härlein darauf.

283.

Das Fräulein auf der Lecklahn.

Die Lecklahn liegt auf der südlichen Abdachung vom Salter, drüberhin leitet der Weg nach Nobels, und besteht aus wildem Steingerölle — Steinmurren — welches spärlich mit Gesträuch bewachsen ist. Der nächstanwohnende Bauer, der Widmer, zeiget gerne seine Steinkohlen her, welche er in der Lecklahn gefunden, und findet die Volkserzählung ganz glaubwürdig, daß bei der Kellerlahn einst ein reiches Bergwerk gewesen sein soll, mit einem

verborgenen Knappenloch, das noch ist. Hier wie im nahen Jenesien geht auch die Sage von dem Lecklahn-Fräulein, daß es einen jungen braven Bauernsohn heiratete, und ihm Kinder gebar; doch niemand wußte den Namen dieses Fräuleins; an Sonn- und Festtagen kam es insgeheim zu den Kindern, und kämmte ihnen die Haare. Niemand sah das Lecklahnfräulein, als nur die Kinder. Ein Zufall ließ endlich den Namen dennoch kundbar werden; da ging das Fräulein auf und davon.

284.

Der dicke Wurm.

Bei Jenesien, eine Viertelstunde unterhalb der Kirche, liegt die Haselwiese; sie gehört dem Schmidtbauer, und auf derselben gab es vor Zeiten wilde große Würmer. Auch der weiße Haselwurm hielt sich dort auf, der war so dick, wie ein gefatschtes Kind, (Wickelkind) und so lang wie eine Heuschloaf oder Wiesbaum, will sagen zwei Klafter lang. Ein Maurer, der zugleich Jäger war, trieb vor Jahren ein Paar Ochsen auf dem Wege längs der Haselwiese hin, da standen auf einmal die Ochsen still, zitterten vor Angst und waren nicht weiter zu bringen. Der Mann schaut nach der Ursache um, da liegt etwas vor ihm im Wege, wie ein Krummholzast, das beginnt sich aber zu bewegen und ist eine Schlange von erwähnter Dicke und Länge. Zum Glück kam es nicht auf den Mann und die Ochsen zu, sondern verzog sich in ein Steinloch; wie jener aber nun, froh, daß der Weg frei sei, am Loche vorübertrieb, da streckte der Wurm seinen schauderhaften Kopf noch armslang aus dem Loche, daß ihm alle Haare zu Berge stiegen. Ueberhaupt ist noch heute der Glaube an das Vorhandensein riesenhafter Schlangen bei Meran und in der ganzen Thalstrecke bis Bozen außerordentlich lebendig, und dieß erklärt auch die alten Heldengedichte und die in ihnen vorkommenden Kämpfe mit diesen Gethieren, deren Schauplatz zum Theil jene Gegenden sind.

285.

Der Schandfleck.

Links von Flaas am Umsteige der Lawend liegen einige Wiesen, deren Besitzer jetzt ein Bauer auf dem Weiler Glaning ist. Diese Wiesen führen im Volksmunde sowohl, wie selbst in alten Grundbüchern (Flurbüchern) den nicht wohl klingenden Namen: Der Schandfleck. Dunkle Sagen gehen darüber und von dunklen Thaten, welche sich nicht erzählen lassen. Nordöstlich überm Weiler Glaning stand in der Nähe des Steislerhofes ein Schloß, von dem nur noch ein Thurmrest vorhanden, darin saß ein Kitteler (Mädchenjäger), welcher grausame Unthaten verübte. Aber die Strafe blieb ihm nicht aus, der Fluch traf ihn, sein Schloß wurde von erzürnten Vätern geraubter Jungfrauen berannt und verbrannt, er selbst gefangen und in Stücke zerrissen, und sein elender Leichnam auf eine jener Wiesen verscharrt, die zumeist der Schauplatz seiner Schandthaten gewesen war, und nun immer noch den entehrenden Namen trägt. Des Bösewichts Name aber ist gerechter Weise der Vergessenheit anheimgefallen. Einige wollen, der Name des Schlosses sei Altenberg gewesen, nicht zu verwechseln mit dem Dorfe Altenberg überm Kalterersee. Dieß ist nicht zu erweisen; nur der Berg, der unterhalb dem Steislerhofe sich hinzieht, heißt der Alten.

286.

Versunkene Stadt.

Auf den Lawender Wiesen zeigt sich eine weite sumpfige Eintiefung. Eine Stadt soll dort gestanden haben, welche ob frevelhaften Lebenswandels ihrer Einwohner durch das Gottesgericht der Versinkung, gleich andern sündigen Städten der Vorzeit, bestraft worden sein soll.

287.

Die Seufzerin.

Ein Mann aus Terlan, der in Affing wohnte, wandelte einst zu Thale, um seinen Heimatort und seine Aeltern zu besuchen.

Jenesien ließ er links liegen, und schritt auf den Alten zu, einen mannigfach zerklüfteten Berg. Ueber Montigl kam er ins Thal herab, und ruhte bei der Ruine des Schlosses Neuhaus, mit dem schönen alten Thurme, welcher über den wenigen Resten der Burgruine Maultasch emporragt.

Da erblickte er im Schloßthore eine Frauengestalt sitzend, in alter Tracht, traurig und bleich im Antlitz, und regungslos. Der Wanderer blickte scheu nach ihr hin, wagte keine Anrede, und ging vorüber — da hörte er hinter sich die Frau laut und tief seufzen. Ein Grauen befiel ihn, er schritt weiter, die Seufzer der Frau folgten ihm, und immer war es, als sei sie ihm gleich nahe, obschon er sich immer mehr von ihr entfernte, bis ihre Seufzer endlich in einem jammervollen Gewimmer erstarben.

Hätte der Mann den Muth gehabt, so wäre hier ein Geist zu erlösen, und vielleicht ein reicher Schatz zu gewinnen gewesen.

288.

Das Fingeller-Schloß.

Unter der Trümmerburg Rafenstein, die über Botzen im Bezirke Sand an dessen oberstem Punkte hoch am Saumweg ins Sarnthal liegt, erhebt sich ganz isolirt auf einem Felsen eine andere Ruine, die wenig bekannt ist und das Fingeller-Schloß heißt. Früher soll es Nieder-Goldeck geheißen haben, aber niemand weiß darüber gewisse Auskunft zu geben. Die Burg war nur von geringem Umfange, und die Volkssage erfüllt sie mit ihren Geheimnissen, Geistern, Jungfrauen, Schätzen, feurigen Hunden, glimmenden Kohlen und irrenden Lichtlein, wie so manche andere. Wahrscheinlich erscheint, daß der Volksmund hier einen ritterlichen Namen verstümmelte, und daß jene Burg das Vintler oder Vinteler-Schloß heißen mußte, und daß sie, gleich dem noch immer wohnlich erhaltenen, durch seine sagengeschichtlichen Freskomalereien anziehenden und vielbesuchten Schlosse Rungelstein ein Besitzthum des edlen Geschlechtes der Vintler gewesen, vielleicht deren erstes, ältestes und früh verlassenes und verfallenes Stammschloß. Fingler und Vindler lassen sich leicht im Laufe der Jahrhunderte verschmelzen.

289.

Die Todtenraufer.

Im Sarnthale waren vor Jahren zwei Männer, die gerne mitsammen „rafften" (rauften, robbelten); doch da der Eine fast immer den Sieg davon trug, so äußerte sich der Andere öfters: „mit dir raff ich's noch nach dem Tode aus!" Bald darauf starb er, und noch war er nicht begraben, und der Ueberlebende auf der Alm zum Bergheumähen, so wurde letzterer zur Nachtzeit aus seiner Ruhe in der Schupfe aufgeschreckt, in der er auf frischem Almheu schlief. Er hörte ganz vernehmlich seinen Namen rufen und ging hinaus nachzusehen wer ihn rufe? Da stand vor ihm der Verstorbene, wie er geleibt und gelebt hatte, und forderte ihn zum Raufen heraus. Voll Schrecken sprang Jener in die Schupfe zurück, und erzählte einem andern Mäher, der ein alter Soldat war, was er gesehen. Dieser sagte, er müsse die Herausforderung annehmen. Er that es, siegte wieder, und der Verstorbene ging still und stumm davon und der Andere in die Schupfe zurück, dem alten Soldaten den Erfolg zu erzählen. Gefragt, ob ihn der Todte hinaufgeschlagen habe, antwortete er ja, und erhielt sofort die Weisung: er müsse nun eilends vorauslaufen, und auf des Verstorbenen noch offenes Grab zwei Stecken in Form eines Kreuzes hinlegen, dann könne der Todte nicht ins Grab steigen. Er sollte ihn hernach zwingen, daß er ihm das „Moal" (dunkelblauer Flecken vom Schlag) herablecke, sonst müßte er in kurzer Zeit sterben. Weiters sprach der Soldat, welcher mehr verstand, als gewöhnliche Leute: Geh nur schnell vorwärts, du kommst gewiß vor dem Todten beim Friedhof an, denn die Todten können nie schneller gehen, als so, wie der Zug bei der Begräbniß gegangen ist. Und alles ist auch so gewesen, der Mäher befreite sich auf diese Weise vor schnellem und unvorhergesehenem Tode, dem er verfallen wäre.

290.

Der Fremdling auf dem Weifnerhofe.

Einer der vier Freihöfe, deren Eigenthümer sich von den Zeiten Friedrichs mit der leeren Tasche her die Freisassen von Gold-

egg nennen, weil der Genannte, den sie nach seiner Flucht von Konstanz gastlich aufnahmen und verbargen, sie mit diesem und andern Rechten begabte, heißt der Weifnerhof. Einst soll daselbst ein Schloß gestanden und Wisse geheißen haben, was man, ob dieß wahr oder unwahr, an seinen Ort gestellt sein lassen kann. Aber einst kam, so kündet die Sage, ein Knabe vom schönsten und vornehmsten Aussehen, obschon in schlichter Landestracht, auf den Weifnerhof, trat zum Meier, und bot ihm seine Dienste an. Der Meier war ein Bauer, wie die Bauern sind, weder höflich noch fein. Er schaut den jungen Menschen ganz verwundert an und sagte: Sakra! Du bist a rarer Bursch, dein Gesicht schaut wie Milch und Blut, und deine Tatzen sind fein wie Gitschn-Händ (Mädchenhände). Du wirst was rechts schaffen im Stall und mit der Mistgabel! Höchstens kannst d' dir Gaißen hüthen, aber erst sag mir, wo d' herstammst, selt muß ich doch z' erst wissen. Da sprach der schöne Knabe: Ich bin ein armes verlassenes Kind, verstoßen ins Elend, unschuldig verfolgt, habe nicht Sippschaft noch Magschaft. Nun denn so bleibe — sprach der Bauer, und der Knabe blieb und diente so treu, daß ersterer ihn herzlich lieb gewann.

Es vergingen einige Jahre, da geschah es, daß der Bauer nach Botzen ritt, und der Jüngling ihm das Pferd führte an schlechten Wegstellen. Als die Reise wieder heimwärts ging, schien die Sonne sehr heiß, und der Weg war sehr beschwerlich. Der Jüngling konnte die Hitze kaum aushalten, und zog seinen Lodenkittel ab. Zieh doch dein Leibl aus, ermunterte der Bauer, doch jener that es nicht, er lüftete es nur. Wie aber der Meier vom Pferd herunter schaute, siehe da blitzte auf des Jungen Brust etwas wie ein Sonnenstrahl, und jener nahm eine güldene Kette wahr, die also glänzte. Mir scheint sprach der Meier, es wäre Noth ich stiege vom Pferde, und ließe dich reiten. Was trägst du da für ein Geschmeide, und wie kommst du dazu? Der Jüngling sprach: Ich bin nicht der, der ich schien und bin nun auch hier nicht mehr sicher, denn an dem Kleinod würden meine Feinde, die mir nachstellen, mich erkennen. Und als Beide nach Hause gekommen waren, nahm der Jüngling traurig Abschied von dem Meier, und ging von dannen, obschon ihn jener nicht ziehen lassen wollte.

Nach einiger Zeit kam der Meier in einem Geschäfte nach Verona, da sah er einen Zug ritterlicher Fürsten und Herren, und der an ihrer Spitze ritt, das war sein Schützling, war ein Kaisersohn, und herrlich wurde dann der Meier begabt, auch sein Hof frei gemacht von allen Lasten; das war kaiserlich, denn da hatte er etwas davon. Auch die besonderen Rechte der drei übrigen Goldegg-Freihöfe sollen aus jener Zeit herrühren. Es liegt nahe, zu denken, daß die Sage nur die geschichtliche Thatsache der Verborgenhaltung Friedrichs mit der leeren Tasche auf diesen Höfen in ihr Bereich zog und sie poetisch verklärte.

291.

Venediger Mandl macht Räuber g'frorn.

Unterm Schlosse Wangen, auf der Abdachung gegen die Talfer zu, lag ein einsamer Hof in unheimlicher und unsicherer Gegend.

Es war Christabend, und die Bewohner des Gehöftes wollten die heilige Christnachtmette in der Kirche zu Wangen nicht versäumen; bevor sie aber gingen, suchten sie alles Werthvolle zu verbergen, theils in den Keller, theils unters Holz, und das Beste trugen sie mit sich. Ueber diesem Bemühen traf sie ein alter, armer Mann, der bat flehentlich um Herberge über Nacht, denn er könne nicht weiter, aber ihm wurde erwiedert: Mandl! hier kannst heint nit bleiben, denn allemal in der Christnacht führt der Teufel Spitzbuben ins Haus, die alles ausrauben, und dich thäten sie gleich todtschlagen, wie sie es schon einmal einem gethan haben, der da blieb, das Haus zu bewohnen. O mir nehmen sie nix, laßt mich doch bleiben! entgegnete das graue Mandl, und da gaben ihm die Leute zu essen und zu trinken, ließen ihm ein Licht, wiesen ihm die Schlafstätte über dem Ofen an und wünschten ihm eine wohlschlafende Nacht, worauf sie das Haus verließen, und mit brennenden Fackeln den Kirchgang einschlugen. Das alte Männlein aß, trank und legte sich schlafen. Um Mitternacht lärmten Fäuste an Thür und Fensterladen, und rauhe Stimmen brüllten: Auf! Auf!

Erwartet es! rief der alte Bettler, stieg von seiner Lagerstatt

herab, nahm das Licht in die Hand und öffnete; da drangen finstere bewaffnete Gesellen herein, aber warnend und schweigend hob der Alte den Zeigefinger, und schritt in die Stube zurück. Jene folgten vom Blick des Alten wunderbar befangen, und als alle in der Stube waren, erhob jener wieder den Finger, beschrieb ein Zeichen in der Luft, und rief: Achtung! Stellt euch! Richtet euch! Augen grad aus! — wie ein Heerführer, und siehe, sie gehorchten, mußten gehorchen, lautlos, Maschinen gleich. Geruhsame Nacht! sprach spottend das Männlein, kletterte wieder auf seinen Ofen hinauf, legte sich, streckte sich, schlief ein und schnarchte, während jene lebend und doch wie versteinert standen. Das Venediger Mandl, denn ein solches war der Alte, hatte sie mit seiner Kunst g'fror'n gemacht.

Als der Morgen graute, kehrten die Bewohner des Hauses zurück, erschracken nicht wenig, als sie die Reihe der Räuber sahen, aber das Mandl stieg vom Ofen herab, bot guten Morgen, und sprach: Da habt ihr die Spitzbuben, thut nun mit ihnen, was ihr wollt, bindet sie, und überliefert sie dem Gerichte und dem Strang, oder laßt sie laufen; wiederkommen werden sie nicht.

Die Leute beriethen sich, was sie thun sollten, und entschieden sich endlich dahin, diese Räuber für große Diebe anzusehen, und sie folglich laufen zu lassen, nach dem häufig wahren Sprüchwort. Heilfroh enteilten die Losgesprochenen, und kamen in der That niemals wieder. Sie hatten so viel Angst erlitten, daß sie schon bebten, wenn sie nur an die Gegend von Wangen dachten.

Das Venediger Mandl aber wurde erst noch herrlich bewirthet, und dann mit Dank und Segenswünschen entlassen.

292.

Der Schatz in Gargazon.

Einst ging ein in Ruhestand gesetzter Gemeindediener zu Vöran, des Namens Mathias Zöggeler, in eigenen Geschäften und um zwei verlaufene Widder zu suchen, zwischen dem Gargazon-Bach und dem Vöraner Steig hin; da gesellte sich noch ein Mann zu ihm, half ihm suchen und glücklich fanden sie die Widder an einer höchst gefährlichen Stelle. Da gewahrten sie hart am Wege eine Steinplatte auf der ein Fuchs ausgehauen war, verwunderten

sich darüber und betrachteten das Kunstwerk recht genau, bevor sie weiter gingen. Als sie sich nun deßhalb befragten, erfuhren sie, daß dort ein großer Schatz, ein ganzes Star gemünztes Gold, und zwar just unter jener Platte mit dem Fuchs vergraben liege. In aller Stille machten sich nun beide Männer auf, dem Schatze nachzugraben, allein gänzlich vergebens suchten sie den Fuchs auf seiner Steinplatte, er schien lebendig geworden zu sein, denn rechts und links streiften Füchse an den Felswänden hin, recht wie ihnen zum Hohn. Die Umwohner wissen übrigens viel von diesem Schatze zu erzählen. Einmal soll der Schatz im alten Kröllthurme verborgen, und dann an jenen Ort versetzt worden sein, Andere wollen wissen, es seien einmal Bußprediger im Lande herumgereist, die haben für „Achtzehner" (Silberstücke von 18 kr.) eine große Vorliebe gehabt und deren so viele gesammelt, daß sie die Last nicht mehr fortbringen konnten, und sie daher vergraben, und hätten auf dem Stein das Symbol zum Merkmale des Wiederfindens hinterlassen. Manche aber verjüngern die Sage immer mehr, und machen aus dem Schatz gar eine französische Kriegskassa, die im Kampf des tapfern Andre Hofer gegen die Franzosen von versprengten Truppen, die am Sinacher Berg vor den Schützen geflohen und zurückgewichen seien, den Weg verfehlt, in ein Moos gerathen, und da sie die Kriegskasse nicht weiter zu bringen vermochten, sie hier vergraben hätten.

293.

Die Botsch von Zwingenburg.

Daß die rebenumgürtete Stadt Botzen, italiänisch Bolzano, uralten Ursprungs ist, ist bekannt, und wird durch die Wahl ihrer überaus glücklichen Lage bewiesen; gleichwohl bringt die Sage den Namen Botzens mit Geschlechtern der Frühzeit in Verbindung, und kündet, es habe in grauen Zeiten dort ein reicher Jude, des Namens Boz, sich niedergelassen. Dieser Boz wurde Christ, und empfing in der heiligen Taufe den Namen Simon. Er war so reich, daß alle Güter rings umher ihm gehörten, daher hießen sie nur des Boz's oder Bozener Boden. Der reiche Mann war verheirathet mit einer auch Christin gewordenen Frau, die Christina getauft worden war, aber die Ehe blieb ohne Kindersegen. Da ent-

schloß sich das Ehepaar zu einer Wallfahrt nach Rom, und zu einer Pilgerfahrt nach Jerusalem. Indeß ereignete es sich, daß Christina auf der Reise sich gesegneten Leibes fühlte, und die Reise nicht fortsetzen konnte. Simon Boz zog allein nach dem heiligen Lande seiner Väter, und Christina blieb in Florenz zurück, allwo sie eines Knäbleins genas, das sie nach dem Vater nannte. Der Vater aber kam auf dem Wege mit Kreuzfahrern zusammen, gewann sie lieb, und trat sogar in ihre Reihen und kämpfte heldenmüthig gegen die Sarazenen. Nach seiner glücklichen Wiederkehr kehrte er mit Gattin und Sohn nach Botzen zurück, und soll der Ahnherr des Geschlechtes der Edlen Botsch von Zwingenburg geworden sein. Man sagt fürwahr, daß diese aus Florenz gekommen seien. Ihr Wappen, ein Schwan mit drei Balken, ist noch am Thurme der Franziskanerkirche zu Botzen zu sehen.

Diese Sage mag glauben wer will — sie ist so dunkel und unsicher, daß auch das Zweifeln daran keine Sünde ist, zumal die Geschichte gar nichts davon weiß.

294.

Die große Domglocke zu Botzen.

Die größte Glocke der Hauptpfarrkirche Botzens, der schönsten Kirche in Tirol, hat einen wunderbar schönen Klang, und die Sage geht, es sei der Glockenspeise zu ihrem Guß ein reichlicher Theil edlen Metalles hinzugefügt. Es wohnte bei Botzen ein sehr reicher Ritter, Hugo von Kuebach; der besaß große Mengen ungeprägten Goldes und Silbers. Um diese Schätze zu verbergen und zu sichern, ließ er heimlich metallene Hohlkugeln gießen und in deren Höhlungen edles Metall, worauf er diese Kugeln neben sein Geschütz im Burgzwinger hinterlegte. Darauf geschah es, daß Hugo von Kuebach in den Krieg zog, und während dieser Zeit erbaute Hans Lutz aus Schussenried den Thurm an die ein Jahrhundert früher begonnene Kirche, und man sammelte Gaben, am liebsten Erz, Kupfer und Messing zum Guß einer großen Glocke.

Da gedachte die Frau von Kuebach ihr metallenes Hausgeräthe zu sparen, und war der Ansicht, daß man im Nothfall statt mit Messingkugeln auch mit eisernen schießen könne, und steuerte

reichlich zur Glockenspeise von den Kugeln, in denen ihres Mannes Gold und Silber stack. So kam das edle Metall in die Pfarrglocke, die davon ihren schönen Klang und hohen Werth erhielt.

Ob es auch einen schönen Klang gab, als Ritter Hugo heimkehrte und sein Gut so merklich verringert fand, davon weiß die Sage nichts zu melden. Das alte Schloß trägt jetzt den Namen Kühebach.

295.

Das Todtengericht.

Das tapfere und berühmte Geschlecht der Ritter von Matsch hatte die Sitte eingeführt, über jeden seiner Verstorbenen in der Franziskanerkirche zu Botzen ein Todtengericht halten zu lassen. Der Verstorbene wurde im Sarge in die Kirche getragen, und bevor derselbe zur letzten Ruhe eingesegnet wurde, fand eine Leichenrede statt, in welcher der Geistliche gehalten war, offen und freimüthig und wahrheitsgemäß Lob und Tadel über den Wandel des Todten auszusprechen. Wenn der Tadel das Lob überwog, so wurde nach der Rede der Deckel vom Sarge gehoben, und der Todte ausgestellt, worauf die Anwesenden ihn mit Weihbrunnen besprengten und für das Heil seiner Seele beteten. Insgemein vertrauten diejenigen, welche mit dem Todten im Leben nicht hatten zufrieden sein können, dem Pater heimlich, was sie gegen ihn vorzubringen hatten, dieser brachte dann die Anklagen mit in seiner Rede vor, und die Erben suchten zu sühnen, so viel in ihren Kräften stand. So waren noch alle Menschen, die auf ihrem Stammschlosse verstorben waren, ganz gut und leidlich durch das Todtengericht gerechtfertigt befunden worden. Der letzte des Geschlechts aber war gegen seine Unterthanen etwas hart und tyrannisch verfahren, doch bat der Pater Guardian von den Franziskanern den Pater, der die Predigt zu halten hatte, er möge es fein glimpflich machen, und über das, was der Todte Unrechtes gethan, den Mantel der christlichen Liebe breiten, denn jener habe sich doch als ein Wohlthäter des Klosters erwiesen, was ihm gewiß im Himmel gut angeschrieben worden. Der Pater Prediger verhieß auch, so schonend als möglich zu verfahren; wie er aber auf der Kanzel war, da kam ein übermächtiger Geist über ihn, und er donnerte Fluch und Verwünschung herab über den

Todten, und deckte alle Gräuel von dessen Sünden auf. Alles zitterte und bebte, der Pater Guardian war wie vernichtet, schlüpfte hinter die Kanzel und zupfte den Pater an der Kutte, dieser aber wandte sich zornig und schrie: Apage (Hebe dich weg!) Hierauf lenkte er wirklich ein, und brachte auch einiges Gute über den Todten vor, aber es war dessen blutwenig, und gleich darauf donnerte der Pater wieder darauf los, und endlich schrie er: Ein steinern Herz hatte er! Stein war es! Stein ist er! Wollt ihrs nicht glauben, andächtige, zerknirschte Zuhörer, ei so hebt doch den Deckel ab wie vom Sarge eines Treubefundenen, da werdet ihr sehen, daß seine Seele zum Teufel gefahren ist, und sein Leib auch dazu. Ein kalter Stein — ein fühlloser Stein — das war er, das ist er, das wird er sein in alle Ewigkeit! Amen!

Zorn und Entsetzen erfaßten die Verwandten und alle Anwesenden, man drängte zum Sarge, man hob den Deckel ab, und o Graus — ein langer dunkler Stein, und nichts weiter lag im Sarge.

296.

Geistliche spuken.

In Botzen lebte vor vielen Jahren ein Priester, dessen Name billig ungenannt bleibt, der war Sakristan, und ließ sich im Leben mancherlei Unrichtigkeiten zu Schulden kommen, weßhalb er nach dem Tode spuken mußte. Endlich baunte ihn ein Priester hinauf auf den Schlern, wo er laut und heulend sein Unwesen trieb, mit Ausnahme der Weidezeit. Man hört aber schon lang nichts mehr von ihm, scheint also zur Ruhe gekommen zu sein.

Doch zu Völs erzählen die Alten noch immer von diesem Spuk. So auch im sogenannten „von Mörl Waldele," — man nennt es „im Hüttl" — einem kleinen Sommerfrischhaus bei Missian, wollte man öfter einen Geistlichen ohne Kopf gesehen haben, der langsam dahin schritt, aber kein Brevier in der Hand hatte. Es war nicht gut, ihn zu erblicken, denn der Geist vermerkte das übel, weil er nicht mehr wie im Leben seinen Kopf aufsetzen konnte.

Auch gespenstige Lichtlein sieht man noch stets in der Gegend des Hüttl im Mörlwaldele glühen und irren und flimmern.

297.

Der Gschnalljutzer in Stubei.

Zu Zeiten war einmal ein verwegener Bub zu Fulpmes im Stubeithale, insgemein der Brugger Franzl geheißen; war ein loser Vogel. An einem hohen Frauentage saß er bis in die späte Nacht am Kartentisch, trank und gewann flott, und als er voller Gaudi lustig heimwärts ging, ließ er einen schallenden Jutzer (Juchzer, Jauchzer) nach dem andern los. Nicht lange dauerte das, so erhielt der Brugger Franzl Antwort in gleicher Weise und das giftete ihn, denn es ist solches gewöhnlich die Annahme der Herausforderung zum Robblerkampfe. Er ballte gleich die Fäuste und schrie: „Und wenns der Teufel selber wär, i thät da mit!“ Und im Umschauen war es halt richtig der helllichte Teufel der so juchzte, daß dem Franzl das Gehör verging. Endlich krallte der Teufel gar nach ihm, packte ihn und trug ihn durch die rabenschwarze Nacht huckepack der glühenden Hölle zu. Gleichwohl muß der Brugger Franzl wieder aus der Hölle losgebetet worden sein, denn man hört ihn noch oft am Wege juchzen, daß es schallt und knallt *).

298.

Die Schneefräulein.

In den hintersten Alpen des Stubeithales lebt noch, wenn auch einigermaßen abgeblaßt, die Saligfräuleinsage Tirols. Diese mythischen Wesen heißen dort Schneefräulein. Die dortigen Hirtensagen, namentlich um den Sulzauer Ferner, berichten von schönen weißgekleideten Fräulein, denen kleine Bergmännlein dienstbar sind. Es ist dieß ein besonderer Zug der Mythe, daß die Bergmännlein und Wichtelen den Saligen dienstbar sind, der nicht häufig begegnet. Es offenbart sich in diesem Zuge die höhere Natur der erstern. Die Schneefräulein thaten nur Gutes, und legten oft Geschenke vor die Häuser, zu denen sie nächtlicher

*) Vergleiche die Sage: Das Gschnalljuchzerl bei Fulpmes in Alpenburg's Myth. und Sag. Tir. Seite 104.

Weile heimlich herabkamen. Auch Hirten mochten sie gerne leiden und brachten reichlich Segen auf die Alpen, und gaben ihnen Winke zum frühern Abfahren, wenn große Schneewetter einzufallen drohten. Der Sulzauerfernerstock ist mit vielen großen Fernern verbunden, so auch mit jenem des hohen „Fräulekopf" und des „wilden Pfaffen", die gar hoch sich empor heben. Der erstere ist wegen des Vorhandenseins der Schneefräulein so benannt worden, der letztere ist auch nach einer Sage getauft, die sich um die Verweisung zweier sündhafter Geistlicher bewegt, aber nicht klar zu Tage tritt.

299.

Die Schinder-Alpe im Stubeithale.

Eine herrliche Alpe, Schönwies geheißen, liegt zwei Stunden vom Dorfe Neustift im Stubeithale, welcher Gemeinde die Alpe gehört. Es wurde gerne vergönnt, daß vom Alpensegen armen Leuten reichlich mitgetheilt wurde, denn es ist eine Erfahrungssache, daß solche Gaben der Barmherzigkeit auf andere Weise wieder reichlich beikommen. Einmal aber lebte auf dieser schönen gesegneten Alm, die wegen ihrer schönen grünen Matten „Schönwies" genannt wurde, ein habsüchtiger, geiziger und gottloser Senn; dem kamen der Armen allzu viele, und um nicht an sie Gaben verschwenden zu müssen, die er viel lieber sich zuwandte, ersann er eine teuflische List. Er machte einen „Natzu" wie man im Tiroler-Dialekt sagt, das ist ein menschliches Zerrbild, eine Puppe nach Art der Vogelscheuchen von alten Kleidern und Lumpen, Hut und Kürbiskopf, schnitzte dem Ding Hände, gab ihm einen Löffel in die rechte Hand und die linke stemmte er dem künstlichen Putz unter den Kopf, daß er recht lümmelhaft aussah, verband die rechte Hand so mit einer Schnur, daß die Finger mit ihrem Löffel aus vorgestellter Schüssel zu essen schienen, und sorgte, daß sie im halben Dunkel der düstersten Stubenecke saß, stellte auch Butter, Milch, Käse, Brot, ein uraltgebackenes Laib, Käse von Holz, Milch von Kalk gerührt, und sorgte auch durch etwas Honig, daß die unvermeidlichen Fliegen darauf nicht fehlten.

Kam nun ein hungriger Armer, so zeigte der Senn auf die

Puppe, zog unvermerkt an der Schnur und sagte: Schau dort sitzt schon ein solcher Kostgänger! Schau nur, wie der Bettellotter frißt, der hungrige Sauschwanz! Siehst, den hat uns die Gmeind auffa gschickt, daß ich'n füttern muß, aber der frißt all'n Almnutz'n auf. Geh weiter und tröst dich Gott! Und dann sah er mit Hohnlachen die Armen von der Alpe weggehen. Kam aber ein Bauer als Eigenthümer um auf der Alpe nachzusehen wie es gehe, dann klagte der Senner erschrecklich über die schlechten Zeiten und die Noth vom Bettelvolke täglich überlaufen zu werden, die ihm den Alpennutzen schier auffressen. Die gläubigen Bauern ließ er wohl auch durchs Thürfensterl in die Stube schauen, zeigte ihnen den gefräßigen Natzen, und klagte daß Tag um Tag die Alm nicht leer werde von dem heißhungrigen Bettelvolke; dabei zog er heimlich am verborgenen Schnürl und machte den Natzen so tüchtig löffeln, daß die Bauern mit gebogenen Augenbraunen das Maul weit aufrissen und alles richtig glaubten. Die Almhirten, welchen der Betrug nicht verborgen blieb, sahen es ungern, daß der Senne Bettler und Bauern betrog, allein der Senn antwortete stets lachend, wenn sie ihm Vorwürfe machten, sie sollen ihn unkeit (unbeirrt) lassen, und nur vor ihrer eigenen Thüre kehren, da läge Schmutz genug.

Es kam endlich der Tag der Abfahrt, man ordnete Alles an, band Alpenblumenkränze und Edelweiß und Edelrautenbüschl, und als es Abend geworden versammelte sich das Alpenvolk für dieses Jahr zum letzten Male in der Hütte und hielt den gewöhnlichen Abschiedschmaus mit den „führnembscht'n" Rahmnocken. Auf einmal entfielen den Hirten die Löffel von jähem Schrecken; denn plötzlich rief der Natzn mit kreischender Stimme: „I will a Nock'n!" und erhob sich von seinem Sitz und hielt Schüssel und Löffel empor. Aber Senn und Hirten sprangen aus der Stube in die Kaser und verkrochen sich wie Murmenteln in Winkel und Löcher, während der Natzen in voller Behaglichkeit und Ruhe alle Rahmnocken verschlang, und vollkommen ruhig blieb. Nach und nach begaben sich die Leute in ihre Schlemm (Schlafstätte). Der Senn, der sonst in der Stube lag, legte sich jetzt aus Furcht zuhinterst in die große Schlemm der Hirten an die Wand, die drei Hirten legten sich neben ihn. Aber die Furcht ließ sie nicht schlafen, und da es gen Mitternacht ging, da trat der schreckliche Natzen aus der Stube vor

die Schlemm hin, in welcher die Viere lagen, glotzte sie mit fürchterlichen Augen an, und begann einen nach dem andern anzugreifen. „Der ischts nöt!“ sagte der Natz'n beim ersten Hirten, „der ischts nöt!“ sagte der Natz'n beim zweiten, „der ischts nöt!“ sagte der Natz'n beim dritten; Hui! der ischts! sagte der Natz'n, als er auf den Senn zu greifen kam, und ihn krallenartig packte, über die drei Hirten weghob und ins Freie hinaus trug. Bald darauf hörten die Hirten den Senn so jämmerlich schreien und winseln, daß ihnen die Haare zu Berge standen. Hernach kam der Natzen wieder herein, reckte sein Kürbißgesicht gegen die Schlemm und sagte: „Der hat sein'n Lohn! so soll es jedem Schinder und Schaber ergehen, der die Armen verhöhnt!“ Dann ging er zur Thür hinaus, und ward nie mehr gesehen.

Am andern Morgen erblickte man den Leib des Senn geschunden auf dem Dach der Alpe liegen, seine Haut aber war über den Stuhl gebreitet, auf welchem früher der Natzen gesessen hat. Seitdem heißt man diese Alpe die Schinderalpe, und ein Ferner, der sich weit vorgeschoben, hat sie so sehr verdorben, daß sie jetzt nur mit Galtvieh befahren wird. Aehnliche „Schinderalmsagen“ begegnen auch im Zillerthale.

300.

Unser Herr im Elend.

In der Altstadt des Marktes Matrai steht die Pfarrkirche des Ortes, welche ein vielbesuchtes, wunderthätiges Christusbild enthält. In früheren Zeiten befand sich dieses Bild in der Burgkapelle des Schlosses Aufenstein im Navisthale. Ein frommer Besitzer dieser Burg hatte das Bild aus Palästina mitgebracht. Einer der spätern Besitzer der Burg Aufenstein ließ in einer Anwandelung von wildem und gotteslästerlichem Sinne das Bild aus der Kapelle reißen und in die unter der Burg vorbeirauschende Sill werfen. Da schwamm das Bild, statt vorwärts, rückwärts — rückwärts, dem Strom entgegen, und nun wurde seine Wunderkraft erkannt; es ward aufgefischt, nach Matrai gebracht und dort zur Verehrung aufgestellt, welche es noch immer unter dem Namen „Unser Herr im Elend„ oder „Christus im Elend“ genießt.

301.

Der wunderbare Meßner.

In einer finstern und stürmischen Mitternacht wurde der Kurat (Geistlicher, Stellvertreter) zu Navis wach geschellt, und als er sein Lager verlassen hatte und zum Fenster hinaus sah, erblickte er seinen Meßner mit einer Laterne, welcher meldete, auf einem Hofe über dem Dorfe liege ein todtkranker Mann und begehre die Sterbsakramente. Der Kurat gebot dem Meßner einstweilen die Kirche zu öffnen, und folgte ihm auf dem Fuße, um das Sanctissimum zu holen. Dann wandelten beide, der Meßner mit der Laterne und der Klingel voran, der Kurat mit dem Allerheiligsten folgend durch den Ort, und feierlich klangen die Töne des Glöckleins, und wer noch wach war und sie vernahm, der wußte was sie zu bedeuten hatten, bekreuzte sich oder fiel auf seine Knie und betete ein Vaterunser und ein Ave Maria für die Seele des Sterbenden. Wie der Kurat mit dem Meßner den Hof erreichte, lag alles in finsterer Nacht begraben. Man mußte klopfen und pochen, ehe nur die Bewohner aus ihrem Schlafe taumelten und das Haus öffneten, wo sie nun mit großer Verwunderung den Herrn Kuraten sahen und den Meßner, die niemand herbeigerufen hatte. Die Bäurin, die über den nächtlichen Besuch ganz erschrocken war, betheuerte, hier müsse ein Irrthum obwalten. In ihrem Hause liege Niemand krank. Befremdet wandte sich der Seelsorger mit fragendem Blick an seinen Meßner der die Laterne und das Glöcklein auf die Bank gestellt hatte, aber vergebens sah er sich nach ihm um, er war verschwunden. Da gebot der Kurat der Bäurin, in ihrem Hause nachzusehen, ob Niemand krank darinnen liege; diese gehorchte, und bald kam sie erschrocken zurück und meldete, einer ihrer Knechte, der sich ganz gesund niedergelegt habe, liege in der Kammer und wimmere und stöhne und schreie und schrine mit dem Tode zu ringen. Alsbald begab sich der Kurat zu dem Kranken, der sehnlichst nach den Sterbsakramenten verlangte, und reichte sie ihm, fragte ihn aber auch, wie er denn gelebt habe? und der Knecht sagte, er habe jeden Tag zur heiligen Barbara ein Gebet verrichtet. Am Morgen verschied der Kranke sanft und selig. Gedankenvoll schritt der Seelsorger von hinnen; noch immer war ihm

das Verschwinden des Meßners ein Räthsel. Er ließ denselben gleich rufen, allein der Meßner von Navis wußte von gar nichts. Niemand hatte ihn geweckt, er hatte den Herrn Kuraten nicht geweckt, er hatte die Kirche nicht erschlossen, er hatte dem Geistlichen nicht geleuchtet, war auch nicht mit ihm zum Berghof gegangen. Die heilige Barbara hatte ob des Betens des frommen Knechtes solch' Wunder an diesem gethan.

302.

Das prophetische Mandl.

Im Naviserthale, vom Volke irrig Laviserthal genannt, welches zwischen Matrai und Steinach zur Poststraße herausmündet, erschien bei den Bauern von Navis jährlich, wenn die Zeit zur Aussaat des Getreides gekommen war, ein wilder Mann, und sobald er sich zeigte, bestellten die Bauern ihr Feld, und säeten den Samen aus, denn sie konnten guter Ernte versichert sein. Einmal aber warteten die Bauern mit Sehnsucht auf das Erscheinen des wilden Mandls, denn es grünte und blühte schon lange ringsum in Wald und Feld, die Anbauzeit war fast schon vorüber, daher warteten sie nicht mehr länger, und säeten die Getreidekörner in die Aecker; aber siehe da, wie sie in der besten Arbeit waren, erschien der Wilde mit zornsprühenden Augen und schrie mit verzogenem Gesichte:

Hättets mi viel gfragt,
Hätt i enk viel gsagt.

Nach diesen Worten lief der wilde Mann auf und davon und ward nie mehr gesehen; die Ernte mißlang, wurde vom Hagel erschlagen, und die Mißjahre blieben überhaupt seit dieser Zeit nie aus. —

Es scheint diese Sage vom jenseitigen Wattenthale herüber gezogen worden zu sein, wo eine fast ganz gleiche Volkssage über den wilden Mann lebt.

303.

Der Wilde zerreißt ein Seligfräulein.

Auf der Alpe Weirich bei Navis waren einst die Sennen mit Mähen beschäftigt, als weiter droben auf der Galtwiese sich ein

jämmerlicher Hilferuf hören ließ, und wie die Mäher hinauf blickten sahen sie mit Entsetzen, wie ein riesenhafter wilder Mann ein Seligfräulein zerriß, das die gehörten Schmerzenstöne ausstieß. Ein lustiger kecker Hirte rief, als der Riese enteilte, ihm spottweise nach: „Mir a mein' Thoal!", und als er am folgenden Morgen in die Sennhütte ging, fuhr er erschreckt zusammen, denn oben an einem Nagel hing wirklich ein Stück von dem Schinken des seligen Fräuleins. Seit dieser Zeit war der Hirte nie mehr munter und kein Lachen kam mehr über seine blassen Lippen, er hatte für sein ganzes Leben genug gesehen.

304.

Bergfräule-Schinken.

Aehnlich wie auf der Alpe Weirich, geht die Sage auf andern Alpen im Naviserthale, daß einst vor vielen Jahrhunderten die Leute von Navis Bergheu mähten. Sie hörten auf einmal ein fürchterliches Geschrei ober sich auf dem Berge, und sahen ein schönes, weißes Bergfräulein, deren sie auf den Bergen schon mehrmal gesehen hatten, welches ein wilder Mann auf dem Boden hin und her warf und endlich zerriß. Das Geschrei hörte auf, und die Mäher hatten Mitleid mit dem schönen Mädchen. Nur ein muthwilliger, versauerter Bauer macht sich den dummen Spaß, und rief zum Wilden hinauf: „Gib mir auch einen Theil" und lachte dazu. Wie die Mäher Abends nach Hause gingen, und der dumme Spaßvogel ins Bett steigen wollte, sah er bei der Thür an einem Nagel einen Schinken *) vom Bergfräulein aufgehangen, aus dem rosenrothes Blut unaufhörlich auf den Boden abtropfte. Der Verwegene konnte nicht schlafen und spaßte und lachte seit selbiger Zeit nicht mehr.

305.

Die Charfreitag-Tänzerin.

Auf einem einsamen Hofe im Naviserthale diente eine Bauerndirne, deren ganzes Wesen voller Uebermuth und Frechheit war.

*) Schinken = Fuß, wie Blutschink Blutfuß (Siehe Myth u. Sag. Tir. von Alpenburg Seite 58.)

Vom Körper war sie schön, aber nicht schön von der Seele: Mit Broden und Käsen ging sie um wie mit Erdklösen, sie warf ganze Laibe Brode in das Spühlig, Butter in das Feuer, daß es stärker lodere, und die Käse stieß sie, wenn sie ihr zu schwer zu tragen waren, mit den Füßen vor sich her. Tanz war ihr liebstes, der ging ihr über alles, Alltag, Sonntag und Festtag, auch fehlte es ihr nicht an Genossenschaft zu diesem Vergnügen, Brüder und Knechte hielten zu ihr. Selbst an einem Charfreitag führte diese Sippschaft einen tollen Tanz auf; denn dieses Volk war so roh, daß es an nichts mehr dachte, auch an nichts mehr glaubte, an heiligen Zeiten weder beichten noch speisen ging, und noch weniger an Fasttagen fastete. Mitten aber im Wirbel jenes Charfreitagtanzes erschütterte ein furchtbarer Donnerschlag die Hütte, und die Dirne fiel todt zu Boden. Die Theilnehmer enteilten bestürzt zum nächsten Orte des Bezirkes, und zeigten den Fall an. Es lag noch Schnee, und es kamen die Todtengräber, holten die Leiche aus der Hütte und führten sie auf einem Schlitten zu Thale, aber auf halbem Wege spürten sie plötzlich einen starken Ruck, und wie sie umschauten, sahen sie wie der Teufel die Dirne bei den Haaren hielt und mit ihr durch die Lüfte davon fuhr.

306.

Roßlärm in Weihrich.

Das Niederleger von der Alpe Weihrich (auch Weihrach zubenannt) liegt im Navisertahle, wozu man von der Naviserkirche rechts ab in ½ Stunde gelangen kann. Diese Alpe ist berüchtiget wegen eines unheimlichen Spukes, der wie ein Roßlärm zu hören ist.

Vor dreißig Jahren beiläufig, war Johann Marquart, Garberhofbesitzer in Aussernavis zur Adventzeit dahin gegangen, um Schindeln zu machen, wozu er sich früher schon drinnen im Thale die Lärchbäume gekauft hatte. Einen Helfer und guten Schindelmacher hatte er in der Person des Bauern Erasmus Penz, seines Nachbarn, mitgenommen. Sie arbeiteten gewöhnlich wacker drauf los beim Lichte bis spät in die Nacht im Haag, und einmal legte sich der Penz just schlafen, und der Marquart wollte nur erst das

Feuer auf dem Boden auslöschen und sich auch zum Andern auf die Schaiten legen, als draußen ein furchtbarer Roßlärm begann. Es war ein Getrampel als ob eine große wilde Roßheerde um das Haus sprengte. Da sprach der Marquart zum Penz, er solle geschwind wieder Feuer aufmachen, ein großes noch dazu, damit man genau sehen könne, wenn etwas herein kommen würde. Das that Penz, und beide fingen zu beten an. Jetzt kam die wilde Jagd wieder näher, es war als ob der Teufel draußen wäre, daher sprangen die Beiden im Haag in die Höh, ergriffen Hacke und Axt, und stellten sich so bewaffnet muthig zur Thüre, um Jedem, der herzutreten wagte, sei's Mensch, Roß oder Geist, den Kopf zu spalten. Allein bald darauf wurde alles still. Nun löschten die zwei das Feuer aus — aber alsbald begann der Lärm vom Neuen, noch ärger, so zwar daß draußen die Schindelhaufen krachten, weil die Pferde drein sprangen, und die Männer dachten, alle ihre Arbeiten werden zu Tausend Splittern zerstampft sein. Sie machten abermal Feuer, beteten und ließen das Feuer fortbrennen bis gen Morgen, und alles blieb stille. In der Früh sprangen beide Männer neugierig bei der Thüre hinaus, um die Verwüstungen der Nacht anzusehen, aber alles war ganz, alles war Schein gewesen! Aber der alte Marquart, der früher über Geisterspuk und Almgeister gewöhnlich Witze gerissen, und die Sagengläubigen ausgelacht hatte, ist seitdem ganz zahm und der Gläubigste der Gläubigen geworden.

307.

Das hinausgekehrte Glück.

In Schmirn werden die Reliquien eines Heiligen, Namens Felix, verehrt, eines armen Dienstboten, der in seinem Stande sehr fromm gelebt hat, und selig in den Herrn verschieden ist. In seinem Leben war er bei einem Bauern im Dienste, und dieser Bauer schätzte ihn sehr hoch; denn offenbar war mit dem Knechte Felix der Segen Gottes in sein Haus eingezogen. Felix liebte seinen Dienstherrn, nur das stellte er ihm immer aus, daß sein Herz zu sehr an dem Zeitlichen hänge; der Koth dieser Erde sei nicht werth, daß wir ihn begehren und lieben; ferners solle er bedenken, daß nur der Segen des Himmels und nicht seine arbeitsame

Hand allein, das Hauswesen zu einem solchen Wohlstand gebracht habe, und er solle daher sich mehr dankbar gegen Gott bezeigen. Aber je mehr der Wohlstand im Hauswesen zunahm, desto weniger gott- und desto mehr gold-selig wurde der Bauer und bereitete dadurch dem frommen Felix nicht wenig Kummer, dessen Herz voll Liebe nur das Beste seines Herrn wollte; ja allmählig bekam der Bauer sogar den Irrwahn, die Güter dieser Erde, die er besitze, seien mehr werth, als der Segen des Himmels. Einst ging er auf den Markt, um das letzte Stück Vieh, das in seiner geräumigen Stallung noch Platz finden konnte, einzukaufen. Mit einer Prachtkuh kam er heim, die ihres Gleichen nicht fand von Sterzing bis Innsbruck. Als er über die Thürschwelle trat und sah, wie die Dirne gerade beschäftigt war, mit dem Besen in der Hand, den Unrath aus der Stube auszukehren, warf der Bauer in seinem Uebermuth die Worte hin: „Jetzt kannst du meinetwegen das Glück hinauskehren, jetzt hab ich alles was mein Herz begehrt.“ Es kam der Abend dieses Tages und damit die Zeit zum Nachtessen. Da war nirgends ein Felix zu finden. Man ging in die Kirche und auch da sah man ihn nicht. Endlich erfragten sie zu ihrer größten Verwunderung er sei heimgarten gegangen; denn wer immer daheim war, oder in der Kirche die arbeitsfreien Stunden im Gebete zubrachte, war eben der fromme Knecht Felix. Doch niemand wußte von ihm. Er kam auch nicht zur Nachtzeit heim, aber dafür kam um Mitternacht ein schreckliches Ungewitter, das sich gerade auf dem Felde des Bauern entlud, und Acker, Wiesen, Haus und Stadel fortschwemmte und vertrug und damit auch den Segen des Himmels, oder das Glück, wie der Bauer im Frevel gewünscht.

Felix ist hernachmals wieder gekommen, hat als ein frommer Einsiedel gelebt, und ist im Geruche der Heiligkeit verstorben.

308.

Der heilige Felix.

(Abänderung der vorigen Sage, wie sie ebenfalls im Volksmunde geht.)

Zu Schmirn im Schmirnthale lebte vor sehr vielen Jahren ein sehr geiziger Bauer Namens Simon. Derselbe war reich an Alpen, an Vieh, an Gehöften, an Geld und Gut, aber arm am

Herzen, denn es fehlten ihm Milde, Erbarmen und Menschenliebe. Schuldnern war er ein harter und schonungsloser Gläubiger, Dienstboten ein harter und grausamer Gebieter. Dennoch hielt ein ganz besonders frommer Knecht, Felix geheißen, bei ihm aus, der Alles aufbot, seinen Herrn zur Milde und Gottseligkeit zu stimmen. Es war aber alles Bemühen vergebens, Simon blieb, wie er war; er verübte manche böse That und immer war ihm das Glück hold; es war aber nur die Langmuth des Himmels und das Walten seines frommen Knechtes, der die wohlverdiente Strafe aufhielt, bis endlich Simons Sündenmaß voll war. Einen alten armen Mann, der ihm schuldig und zu zahlen außer Stande war, zwang Simon, ihm seine schöne fleißige und unschuldige Tochter in das Haus zu bringen und er verhieß, sie zu ehelichen, wenn sie für sein Hauswesen paßte. Nach kurzer Frist kam die arme Dirne zu ihrem Vater zurück, entehrt, in andern Umständen, und von dem Bösewicht verstoßen. Aus Verzweiflung und weil sie ihre Schande nicht überleben wollte, suchte und fand sie den Tod in den Wellen. Bald folgte der Vater mit gebrochenem Herzen ihr nach. Simon aber saß daheim, maß sein Geld mit Scheffeln, lachte und sagte, als Felix ihm das Unglück berichtete und ihm vorstellte, welche Verantwortlichkeit er auf sich geladen: „Mit meinem Gelde kann ich Himmel und Hölle zudecken!" Da ging der treue Knecht aus Simons Hause, um nie wieder zu demselben zurückzukehren, und mit ihm ging des Hauses guter Engel. In der Nacht brach ein entsetzliches Ungewitter los; eine ganze Bergwand stürzte ein und warf ihre Trümmer über Simons Haus und Gehöfte, Wiesen und Felder; verschwemmt und verschwunden oder vom Schuttgerölle überdeckt, war am Morgen jede Spur von Simons Habe. Jetzt steht nur braune Heide über der öden Schutthalde, und der Ort ist verrufen, denn Nachts irrt ein wimmernder Schatten umher.

Der fromme Knecht Felix ward nicht mehr gesehen, doch geht die Sage, daß er nach England gewandert, dort Soldat geworden und im Kriege gefallen sei. Als er aber schon todt gewesen, seien an seinem Leibe Wunderzeichen geschehen, und er habe gerufen: „Nach Schmirn!" Schon habe man sich angeschickt, den Leichnam nach Smyrna in Klein-Asien zu führen, als ein Zufall zu der Entdeckung führte, daß es in einem Winkel Tirols ein

Dorf, Namens Schmirn, gebe. Dahin wurde nun der Leichnam des Felix gebracht, welcher später heiliggesprochen worden sein soll und noch daselbst verehrt wird.

Diese letzte Erzählung von England wandern u. s. w. hat vermuthlich ein Spaßvogel dazu gedichtet, um damit mehr Effekt hervorzubringen, hat aber dadurch der Sage die Wahrheit und Einfachheit geraubt. Denn man weiß geschichtlich, daß dieser Felixleib durch den Grafen Taxis aus Italien gebracht wurde, wo er früher gelegen hat.

309.

Der Nornberg am Brenner.

Der Paß über den Brenner, welcher schon zu Römerzeiten bekannt war, bildet ein Hochthal, eigentlich einen tiefen Spalt (Karr) durch die Centralkette, welche vom St. Gotthardt her durch Tirol zieht, und sich in Steiermark verflacht. Ehe man vor die Centralkette zum Brennerspalte kommt, trotzt der „Tribulaun" mit seiner vergrabenen Wünschelruthe dem Himmelsgewölbe; dann folget die Rothspitz, Pfeiferspitz, hohe Lorenz, hierauf kommen die grasreichen Kreuzböden mit der Alpe Stein, und von da stürzen steil abgedacht die Wände nieder zum Brennersee und zur Brennerstraße, und zeigen einen durchgebrochenen Riesendamm. Jenseits, am östlichen Abhange dieses Gebirgseinschnittes und jenseits vom See steigt ein gewaltiger Berg auf, der wird „Nornberg" genannt, er ist gegen 9000 Fuß hoch, leicht ersteigbar, und endet in eine Spitze, ebenfalls leicht ersteigbar und mit wundervoller Aussicht, die leider noch zu wenig Naturfreunden bekannt ist. Der Nornberg soll einmal sehr wichtig gewesen sein, es soll ein Tempel oder Heiligthum darauf gestanden haben, aber die alten Sagen darüber sind verhallt oder getrübt. Die neuen Sagenforscher dürften freilich frisch bei der Hand sein, die Nornen der Eddamythe auf die Nornspitz hinaufzuzaubern; doch möchte solche kecke Annahme in das Himmelsblaue hinein kaum stichhaltig sein, so schön es wäre, wenn es wäre, und möchte der Name wohl eher vom alten Norikum abzuleiten sein, in das der Nornberg hineingeblickt.

310.

Der Teufel wetzt Sensen.

Es war vor Jahren ein Bauer bei Trens, dessen Hof links im Thale droben steht, und den sich mancher Christenmensch angeschaut hat als besondere Rarität. Dieser Bauer verstand „das Sensen wetzen machen", welches eine gar besondere Kunst ist. Wenn die heilige Nacht kam, so legte er alle seine Sensen und Sicheln und Wetzsteine, auch die der Nachbarn, aufs Dach, setzte sich eine Teufelsmaske mit furchtbaren Hörnern auf den Kopf, sich selbst aber auf den First des Hauses, und nahm eine Sense in die Hand. Das war um 11 Uhr. Und wie er oben saß, so kam sogleich der rechte Teufel daher, dem gab der Bauer mäuschenstill die Sense, stand auf, und eilte ohne Umsehen sogleich vom Dache, machte geschwind ein Kreuzzeichen und ging in die Kirche zur heiligen Mette.

Der arme Teufel droben aber wetzte wie wahnsinnig, und gallig (gählings) macht er eine Breankn (Gfries = Gesicht = Antlitz) als wenn er „an Enzianwurz vaschluckt hatt," und wetzte drauf los, daß die Klumen (Funken) links und rechts übers Dach achi (hinunter) flogen. Und alle wetzte er, und als er fertig war, flog er wie ein fuiriger Drach übers Thal gegen das Herenjoch wo er vermuthlich seinen Zorn über das Bäuerl ausgelassen hat. Als dieses Bäuerlein todt war, hat es ein anderer Trenser probirt, der hat aber vor Schreck die Seges (Sense) fallen lassen, statt sie recht kuraschirt dem Teufelsschwanz in seine Krallenpratzen zu geben, und den hat der Teufel durchputzt — „hat'n beim Gnack (Genick) durch d' Lüft tragn."

311.

Die Edelfrau von Sprechenstein.

Auf der schönen und stattlichen Burg Sprechenstein am Eingange in das Thalbecken von Sterzing wohnte eine Edelfrau, welche in Abwesenheit ihres Gemales von 6 Kindern zugleich entbunden wurde, 3 Herrlein und 3 Fräulein. Das war ihr des Segens allzuviel; sie behielt nur den einen der Knaben und gebot

der Amme die andern gleich jungen Wölflein in den Burggraben zu werfen. Die Amme gehorchte, da begegnete ihr der zurückkehrende Ritter und fragte sie, was sie trage? und die zagende Amme erwiederte: „Junge Hunde!“ Da nun aber der Ritter dieselben sehen wollte, faßte ihn ein tödtlicher Schreck, als er lebende Kindlein sah und er gebot alsbald der Amme, wohin sie dieselben tragen, und daß sie bei Verlust ihres Lebens der Herrin nichts sagen sollte. Der Ritter ließ die Kindlein sorglich erziehen bis sie sechzehn Jahre alt waren, dann berief er einen Ritterrath, zu dem auch zwei schöne Junker und drei zarte Fräulein kamen, die Niemand kannte. Dort beim Feste warf der Ritter die ernste Frage auf, was einer Mutter gebühre, die ihre eigenen Kinder Hunden gleich ersäufen lasse? Der Edelfrau fuhr es durchs Herz wie ein Messer — und Tod! Tod! scholl es schauerlich von allen Lippen der Ritter. „Dort sitzt die Rabenmutter!“ sprach der Burgherr, „und diese 5 sind die Wölflein,“ indem er auf seine Gemahlin und die jungen Gäste zeigte.

Der Tod war ihr gewiß, aber die Kinder erflehten ihr das Leben. Hier ist eine Wiederholung der auch im übrigen Deutschland überaus häufig begegnenden Welfensage, nur daß nicht der Name Hund oder Welf oder Rüde an das Geschlecht sich knüpft, wie bei den Hunden auf dem Schlosse Saalfelden unterm Watzmann, den Hunden von Wengkheim auf Schloß Altenstein in Thüringen, den Rüden von Collenberg in Franken, den Hunden zu Weißenstein in Baiern, bei den Grafen von Querfurt, den Hohenstaufen (welche Quelfen [Welfen] bekämpften, wie die Baiern genannt wurden) und noch Andern.

312.

Mord aus Eifersucht.

Ein tapferer und edler Ritter war einst Eigenthümer der Burg Sprechenstein, und lebte mit seiner Gemahlin höchst glücklich. Da wollte es das Unglück, daß ein benachbarter Ritter, der auf Burg Reifenstein saß, zur schönen und treuen Sprechensteinerin in Minne entbrannte. Indeß blieb jede Kunst, die der Reifensteiner

anwendete, die Frau des Sprechensteiners ihrem Gemahle treulos zu machen, völlig erfolglos. Dieß entflammte ihn zur glühenden Rache. Einst lustwandelte der Sprechensteiner und seine Gemahlin unter der Burg ihres heimlichen Feindes, da schwirrte von der Zinne des Reifenstein ein Pfeil durch die Lüfte und traf den Ritter von Sprechenstein auf den Tod. Die treue Frau schrie Mord über Mord und verfluchte den Mörder ihres Gatten. Und darauf ist der Reifensteiner lebend nie mehr gesehen worden, aber sein Geist umirrt noch die Stätte, wo der Sprechensteiner fiel. Manche sagen, man habe des Reifensteiners Leichnam an jener Stätte mittelst einer gedrehten Weide an einer alten Eiche hängend gefunden und am Stamm einen Dolch und ein rothes Kreuz, das Zeichen der heiligen Vehme. Andere erzählen, der Ritter von Reifenstein habe gleichzeitig mit dem von Sprechenstein das engelschöne Fräulein, Adelhaid von Trautson geliebt und nachdem dieses dem Sprechensteiner zu Theil geworden, habe jener den Nebenbuhler noch am Hochzeittage erschossen, und zwar so, daß beide Ritter mit einander verabredet einen Zweikampf auf Armbrustschuß zu halten. Beide hätten zu gleicher Zeit von ihren Burgen auf einander geschossen, und jeder Pfeil habe den Gegner getödtet. Die Burg ist hernach Eigenthum der Familie von Trautson geworden und von diesen an die Fürsten von Auersberg gelangt, welche sie noch besitzen.

313.

Die heilige Kummerniß bei Riednaun.

Man findet in Tirol in den ältesten Kirchen ein Kummernißbild; dieses stellt eine Jungfrau mit einem großen Barte dar, auf einem Kreuze hangend, so daß man das Bildniß für einen Christus am Kreuz, — der sehr bärtig dargestellt ist, — halten müßte, wenn nicht Alles andere daran deutlich zeigte, daß es eine weibliche Gestalt sei. Eine bekannte Volkslegende, welche jedoch häufig verschiedenartig erzählt wird, zumal es auch außerhalb Tirol der St. Kummernißbilder viele gibt, läßt die Jungfrau, welche eines Heidenkönigs Tochter gewesen sein soll, wegen sündlicher Liebe ihres eigenen Vaters zu ihr, zu Gott flehen, sie ihrer körperlichen Reize zu berauben. Darauf sei ihr ein Mannsbart gewachsen und deß-

halb oder auch, weil sie Christin geworden, habe der Vater ihr den Kreuzestod bereiten lassen, nur daß sie bekleidet starb. Ein armes, sehr armes Geigerlein spielte ihr ein Trostlied in ihrem seligen Absterben; da warf sie ihm ihren goldenen Schuh als Belohnung hin. Als das Geigerlein den Schuh verkaufen wollte, wurde es für einen Dieb angesehen, und zur Richtstätte geführt, hart am Kreuze vorbei, an dem die schuldlos gestorbene Kummerniß hing Da warf diese dem armen Mann auch ihren zweiten, goldenen Schuh zu, und daran erkannten nun Richter und Volk des Geigerleins Unschuld. Nachher sind, ohne daß eine eigentliche Heiligsprechung der Jungfrau Kummerniß vom päpstlichen Stuhle aus erfolgt ist, doch vielfach St. Kummernißbilder errichtet worden. Im Thale Riednaun bei Sterzing steht auf luftiger, wundersam stiller Höhe ein kleines uraltes, gothisches Kirchlein, „St. Magdalena in Riednaun" geheißen, sehr merkwürdig wegen seines Alters, (auf der Mauer steht die Jahreszahl 1481) im Innern viele Merkwürdigkeiten aufweisend. Das Kummernißbild in diesem Kirchlein ist auf den Fahnenkasten gemalt. Die bärtige Jungfrau hängt nur mit den Händen am Kreuze; die Füße schwanken frei. Davor knieet ein Musikus mit der Geige; ihm zur Seite liegt ein goldener Schuh. So ist auch sonst überall die Darstellung dieser Bildnisse, obschon die Geschichte vom Geiger und dem goldnen Schuh auch von einem Bildniß der heiligen Jungfrau Maria, wie auch von der heiligen Cäcilie erzählt wird.

Ein sehr zartes und gut erhaltenes Kummernißbild ist neben einem heiligen Christof an der Wand eines Hauses zu Kompatsch bei Naturns im Vintschgau befindlich. Künstlerisch schön und ebenfalls gut erhalten, steht ein solches Bild von Stein auf der Brücke an einer vormaligen Kapelle bei der Stadt Saalfeld in Thüringen. Ferner befinden sich solche Bilder zu Eltersdorf bei Erlangen, zu Gmünd in Schwaben, zu Wien, zu St. Leonhard bei Dillingen und Steinheim, auch im Dom San Marco zu Venedig. Man nennt diese Darstellung auch St. Gehülfenbilder und von manchen werden sie dennoch für Kruzifixe gehalten. So ist zu Saalfeld die Schrift eingemeißelt: Sankt Salvator. Offenbar eine spätere Zuthat aus Irrthum.

314.

Nonnengespenst auf Wolfsthurn.

In dem schönen und stattlichen Schlosse über Mareit, Wolfsthurn, oder auch das Mareitenschloß genannt, das jetzt dem Freiherrn von Sternbach gehört, und von diesem mehr im Villen- als Burgstyle erneuert worden ist, wandelt, zu Zeiten sichtbar werdend, der Geist einer Nonne herum. Ein Ritter von Straßberg hatte aus einem nahen Kloster die Nonne entführt, und sie zu beiderseitiger Sicherheit nicht auf seine Veste bei Gossensaß, sondern auf Burg Wolfsthurn gebracht, wo sie seine Besuche empfing und lange sehr vertraut mit ihm lebte. Weshalb des Ritters Geliebte noch geistern muß, meldet die Sage nicht, doch wird es wohl deßhalb sein, weil sie als Nonne ihr Gelübde gebrochen.

315.

Der Alm-Putz ohne Kopf.

Ein Krämer mit der Kraxe auf dem Rücken durchwanderte vor etwa 50 Jahren fröhlich und wohlgemuth das Pfitschthal und lagerte sich, als ihn plötzlich die Dunkelheit überraschte, in einer leeren Kaserhütte. Eine stürmische Nacht brach an und der Regen rieselte in kalten Schauern von dem Himmel. Donner krachten dazwischen und blendend zischten feurige Blitzschlangen. Der Krämer kümmerte sich weder um Nacht noch Wetter, sondern machte es sich bequem in der verlassenen Hütte, rückte sich einen Stuhl zurecht und bald flackerte auch schon ein lustig prasselndes Feuer zu seinen Füßen. Im Hintergrunde der Hütte stand ein Butterkübel, woran noch ganz alte schmutzige Butter und Staub klebte, und daneben eine Melter. Zum Essen und zum Trinken war leider nichts vorhanden und so machte sich der arme hungerige Krämer schon auf ein Nacht ohne Speise und Trank gefaßt und legte sich schlafen. Doch wie er die Augen schließen wollte, erfolgte ein Donnerschlag und bei dem Butterkübel erschien ein altes graues Männlein ohne Kopf, das emsig den Schmutz von dem Kübel in

die Melter herabkratzte. — Schon hatte es den Kübel sauber gemacht, als es die Melter aufnahm und dem erschrockenen Krämer vors Gesicht hielt. Doch dieser hatte schon oft gehört, wie man sich solchen Geistern gegenüber zu benehmen hat; er bekreuzigte sich und als er auch über die Melter ein Kreuz machte, siehe, da verwandelte sich der Schmutz und Staub in die reinste Milch, welche der durstige Krämer ohne Anstand an den Mund setzte und davon in raschen Zügen trank. Da wurde das klein zusammengeschrumpfte Männlein größer und größer, und ein graubärtiger Kopf wuchs ihm zwischen den Schultern hervor. Es dankte dem Krämer für seine Befreiung, und sagte: „900 Jahre schmachte ich schon auf Erlösung, denn ich wurde zur Strafe für meine Verschwendung der edeln Gottesgabe, der Milch, die ich zum Reinigen der Gefäße anwendete, in ein kopfloses Männlein verwandelt. Du hast mich befreit, doch muß ich noch so lange auf Erden wandeln, bis diese Milch vollends ausgetrunken ist, dann erst kann ich in die ewige Seligkeit eingehen. Lebe wohl und hüte dich vor Verschwendung, damit es dir nicht ergehe wie mir.“ Nach diesen Worten verschwand er, der Krämer aber hat diese Geschichte viel hundert Mal erzählt und seine Tochter, jetzt selbst eine alte Krämerin, hat es dem erzählt, der es mir erzählt hat, und wer es nicht glaubt, der muß die alte Krämerin selbst fragen.

316.

Der Ruthengänger von Anichen.

Die Thäler von Gschnitz (im Vordertheil Trinsthal genannt) und Pflersch waren einst, besonders das letztere, reich an Metallgruben und Schachten, wovon sich die Nachkommen nicht genug zu erzählen wissen, besonders von den Silbergruben. Und all' den Reichthum deckte ihnen ein Mann der dortigen Gegend mit einer so wunderkräftigen Wünschelruthe auf, daß auch der verborgenste und tiefste Schatz damit gefunden werden konnte. Er wohnte zu Anichen und die Knappen wurden so reich, daß sie manchmal mit Trommeln und Pfeifen zum Gottesdienst nach Gossensaß zogen und allda vor 400 Jahren die Kirche zum heiligen Anton stifteten.

Sie stellten als Wahrzeichen auf einen Altar einen Heiligen mit einem Hammer in der einen und einer Erzstufe in der andern Hand hin, der jetzt noch dort steht. Das Altarblatt selbst zeigt die heilige Barbara — die Schutzpatronin der Tiroler Bergknappen.

Als der Mann sein Ende nahen fühlte, ging er auf die Spitze des riesengroßen „Tribulaun,“ der gar ernst und dunkel zwischen den Gschnitz- und Pflerschthälern emporsteigt und von allen Seiten isolirt, bei Anichen sich mit der „Weißspitze“ schön zeigt, vergrub seine Wünschelruthe und verschied; und als man ihn am andern Tage eingraben wollte, war er mit Haut und Haar verschwunden. Es hatte aber seine Arbeit ein Gemsjäger belauscht, der erzählte, was geschehen war und seitdem haben Viele die Wünschelruthe aufgesucht, sind aber stets verscheucht worden von einer Gestalt, die wie ein Zauberer droben in einer Höhle saß und die Ruthe bewachte. — Obs der Mann von Anichen oder ein Anderer gewesen sei, konnten die Erschrockenen nie aussagen. Seitdem ist auch der Zugang ein gefährlicher geworden und man blickt nur noch von ferne hinauf und sagt: Dort liegt die letzte Wünschelruthe Tirols begraben.

317.

Der Schreiergeist.

Westlich von der Poststraße zu Gossensaß öffnet sich das sonnige Thal Pflersch (einst Phlers oder Phlerris) fast zwei Stunden lang eben, dann nöch drei Stunden aufwärts bis zu den Eisgebirgen des Stubenferners, welcher, weil das Thal eine so günstige Lage hat, wunderschön meergrün schimmert. Der einstige reiche Bergbau auf edle Metalle ist 1818 gänzlich verschwunden, doch die Alpenwirthschaften stehen im schönsten Flor. Und wie im schönen Tirolerlande fast jedes Thal seine besondern alten Sagen, Reime, Lieder und Trachten aufzuweisen hat, so hat das Pflerschthal einen eigenthümlichen, gespensterartigen Geist, ein Schreckengebilde: den „Schreier“ oder „Schreiergeist.“ Er ist bald Riese, bald Zwerg — wenn der Wanderer im Thal nächtlicher Weile dahin geht, so sieht er im Vollmondschein ein kleines Männchen,

das wächst auf und auf, wie ein Berg und der arme Wanderer sinkt entweder ohnmächtig nieder oder läuft sich fast zu todt, doch bald ist Alles vorbei, höchstens der Kopf ist aufgeschwollen, und ein andermal, wenn Jemand den Schreier belauscht, sieht man, wie er von Riesenhöhe sich in sich selbst hineinsteckt und kleinwinzig wird, hernach wieder aufsteigt und so abwechselnd als obs ihm ein Vergnügen machte. Aber es scheint nicht so zu sein: denn meistens schreit er so wild, daß einem recht grausen thut. Wer auf bösen Abwegen geht, den tuckt er schon ärger. Sein Aufenthalt ist entlang des wilden, sausenden Schleierbaches, der durch wilde Felsenklammen oft tief unten durch das Thal läuft und es in Inner- und Außer-Pflersch abtheilt. Da unten in den Klammen und Schluchten im Wasser und am Rande hält sich der gspassige Furchtbare auf; man nennt daher seit alter Zeit den Bach niemals den „Schleierbach,“ sondern „Schreiergraben,“ denn oft schreit der Geist da brunten so wild, als ob der Teufel selbst drinnen steckte. Einige Leute meinen, der Schreier sei der einstmalige Wünschelruthenzauberer, der oben am Tribulaun die Ruthe eingegraben habe und zur Strafe als Klamm- oder Wassergeist so schreien müsse *). Ist aber nicht so, wie ein alter Wilderer, der mehr wußte, „troil“ (treu) erzählt hat.

In diesem Thale sind einige ganz besondere Worte heimisch:
„troil = treu“; in andern Thälern sagt man „troili.“
Lötl = Tüchlein, Kaltsick = Kleidersack.

In andern Thälern bedeutet ein „Lötterl“ ein kleines Mandl, ein „toller Lötter“ ein tüchtig starker Bursche; „toll“ bedeutet immer: „stark hersehend;“ „a tolli Dian“ ist eine arbeitsame starke Dirne.

So sagt auch mancher Bauer: „I bin a schlechta Mensch“ oder „gschlechta Mensch.“ Da will er sagen, er sei niedrigen Standes oder arm.

---

*) Siehe vorige Sage.

318.

Teufelein weint.

Im Pflerscherthale, über dem ein Bergkopf „die Hölle" heißt, lag eine sonnige Alpe, und auf dieser stand neben einem Gehöft ein geräumiger Schupfen (Schoppen) mit fester Tenne, in welchem oft das Alpenhirtenvolk sich zum Tanze sammelte, und welcher Tanz nicht immer sehr sittsam und züchtig war, vielmehr häufig so ausartete, daß manche erst schuldlose Seele durch ihn verdorben wurde. Eines Tages, als es wieder in dem Schupfen recht toll und voll war und des Tanzens und Johlens kein Ende wurde, während doch droben im uralten St. Jakobskirchlein und drunten in Flans und Mölten die Meßglöcklein erklangen, fuhr ein Wetterstrahl aus dem erzürnten Himmel auf den Schupfen herab und setzte denselben in lichterlohen Brand, wobei nicht Wenige der Tänzer und Tänzerinnen eines jähen Todes verblichen. Da hat einer nicht weit davon auf einem Baumstrunk ein Teufelein sitzen sehen, das hatte Hörnlein und Bocksfüßlein und mächtig großen, geringelten Zottelschwanz und weinte bitterlich, wobei es sich eines großen Huflattigblattes als Schnupftüchlein bediente. Dieses Teufelchen war noch sehr jung und unerfahren und dachte, nun sei es aus mit aller Höllenherrlichkeit und könne kein Teufel mehr eine Seele erhaschen, weil dieser Schupfen vertilgt wurde; es wußte aber nicht, weil es noch in Wahrheit ein recht dummes Teufelchen war, daß solcher malefizer Teufelsschoppen nicht nur auf den Grasalmen, sondern allüberall in Dörfern und Städten stehen, wo sie nur schöner austapeziert oder gar gemalt sind und nicht Schupfen, sondern Säle, Salons u. s. w. heißen.

319.

Der Alp im Pusterthale.

Man nennt im Pusterthale und namentlich auch im Orbantthale den anderswo „Alber" benannten Bösen den „Alp," versteht aber nicht den drückenden Spuk, sondern: „der Alp ist der leidige Satan, wenn er zur Nachtszeit auf einem feurigen Wagen durch die Luft fährt," würde ein Pusterthaler sagen. Wohl sei der Alp

auch diamal eine große Feuerkugel, und als solche mit glühnig langem Schweif über das Thal gefahren. Auch gar oft saß der Teufel auf einem Baum grad am Weg, und schlenkerte seine Bockfüße herab, so daß die nächtlichen Wanderer drunter hin mußten; solches war meistens auf die Gaßlgeher (Fensterler) gemünzt. „Hui Bubm!“ sagte der Angermair Jos'ls Sepp, wenn er über dergleichen Teufelspossen erzählte, was er auch gerne that. „Hui Bubm! da schlug der Tuifl dem frischesten Gaßlgeher den Huf auf d'Nas'n, oder sprang auf ihn, und nacha rauften sie miteinander, daß d'r Staub aufflog.“ Wenn ein Bub nicht zornig wurde und nicht fluchte, gewann er es jedesmal dem Höllenteufel ab, sogar den Schweif riß einer dem Schwarzen aus und schlug ihm denselben um den Grind (Kopf); seitdem hat er sich nicht mehr sehen lassen. Eine sehr wirksame Waffe war der „Teufelskluppstecken.“ Das war ein Stab, welcher vom Stamme eines Lärchenbaumes herausgekluppt (herausgespalten) werden mußte, wenn der Mond drei Tage unter der Erde versteckt ist, d. h. im Neumond. Es genügte auch manchmal der Stamm eines jungen Lärchbaums; mit solcher Waffe konnte man den Teufel überall herunterschlagen und wacker durchwichsen. Oft erschien der Teufel verkleidet, doch erkannte man ihn sogleich an seinem hohlen Rücken, denn er hat kein Rückgrat; an diesem hat Josls Sepp einmal einen ganz hübschen Jäger erkannt und durchgebläut, daß er fast hin geworden ist und geschworen hat, er sei kein Teufel, sondern ein Mensch wie er, aber Josls Sepp gab kein Pardon, und ließ ihn endlich liegen — er war jedoch am andern Tag verschwunden; 's war halt der Teufel.

In der Schaale dieser bäurischen Sage steckt ein mythischer Doppelkern, wie in mancher Brechmandel. Der Name nämlich und der hohle Rücken. Alp ist hier Alf. Hohlrückig schildern die nördlichen Sagen uns alle Alfen und Elfen, alle Kobolde und Hinzelmänner, auch Moosleute und Wichtel. „Hohl wie ein Backtrog“ ist nicht selten die in der Sage begegnende Bezeichnung der Beschaffenheit jener mythischen Wesen; doch hier blieb Name und Gestalt im Volksbewußtsein aus grauen Zeiten haften, aber der Begriff ging im Teufelsglauben unter, und nun muß der Teufel selbst der Alp, oder aber der Alp der Teufel sein.

320.

Urban der Wettermacher.

Auf dem Sillianberg lebte ein lasterhafter Bub, der im Jahre 1605 dort geboren, Urban hieß, und besonders böse Wetter zu zaubern verstanden haben soll In dem schönsten Lebensalter wurde er dieser Zauberei angeklagt und zum Schloß Heinsfels, der Residenz der Grafen von Görz, welche die Herren Oberpusterthales waren, gefänglich eingebracht. Damals saßen die Richter unter dem Schatten jener Linde zu Recht, welche östlich der Kirchhofmauer stand und ihrer Größe wegen allgemein bewundert wurde; denn der Stamm ein Fuß ob der Erde maß einen Umfang von $23\frac{1}{2}$ Wiener Ellen und acht Fuß ob der Erde $13\frac{3}{4}$ Wiener Ellen. In dem ausgehöhlten Stamme fand eine Familie Unterkunft. Diese alte Zierde des Marktes hat ein Windstoß am 30. Juni 1836 umgestürzt. Urban läugnete hartnäckig, daß er ein Zauberer sei, wurde daher in einen festen Kerkerthurm eingesperrt und gefoltert. Er wurde zuerst auf der Folterbank ausgespannt, es wurden ihm an Hände und Füße so lange schwere Gewichte gehangen, bis die Glieder aus den Verbindungen brachen. Nun bekannte er Alles, was man ihm zur Last legte; ließ man nach mit der Tortur, so widerrief er. — Man folterte dann abermals, und auf diese Weise brachte man folgendes Bekenntniß aus ihm heraus: „Er habe auf einem Berge bei Sillian mit Hilfe des Teufels einen Ausbruch des Thurnthaler Hochsees, der den Thurnthalerbach schwellte und gräßliche Zerstörungen verursachte, veranlaßt; die sündfluthähnliche Ueberschwemmung war ihm aber nicht möglich geworden, weil die besonders kräftig geweihten Glocken von Sillian und Ahrnbach (durch letzteres Dörflein fließt der Ahrnbach) auf einmal von selbst das Wetterläuten anfingen und er und sein mächtiger Gehilfe dem Wunder weichen mußten, und dabei auch fast ohnmächtig geworden wären. Wohl zogen gleich darauf furchtbare Gewitterwolken über Sillian und entluden Regen und Hagel noch genug, um die Felder zu zerschlagen. Als dieser Zauber geendet, sei eine dunkle Wolke zum Berg gekommen, welche so dicht gewesen, daß er auf ihr nach dem drei Stunden fernen Dorf Abfaltersbach hinabfahren konnte, wo er abermal solche Schauerwetter machte, deßgleichen auch an vielen

Orten des Tauern und am Großglockner." Bald wurde ihm das Urtel gesprochen: „Erst mit glühenden Zangen gezwickt, dann gerädert, endlich verbrannt zu werden." Von der Landeshauptstadt kam das Urtel dahin gemildert zurück, daß das Zwicken wegfallen und der Delinquent von dem Rade sogleich den Gnadenstoß erhalten solle. Dieses Urtel wurde auch nach zwei Tagen vollzogen, und die Asche des verbrannten Wettermachers in den Wind gestreut. Aber der Thurm, in welchem Urban gesessen und gefoltert wurde, ist jetzt noch zu sehen und heißt „der Thurm Urban." Wer den Thurm sieht, dem durchschauert es das Herz, und er gedenkt mit Entsetzen an jene furchtbar finstere Zeit, die so geistesblind, so gedankenlos gewesen ist, und so lange gedauert hat.

321.

Der Brunnen des Oels.

Neben der Kirche zu Untervintl im obern Pusterthale, welche kaum hundert Jahre alt ist, aber die ältesten Glocken Tirols besitzen soll, steht noch ein kleines finsteres Kirchlein, in welchem aus einem Steine ein wunderkräftiges Oel quoll. Niemand konnte sich diese seltene Naturerscheinung erklären, da kein Steinkohlenlager in der Nähe war, und das Oel nur aus einem Quader im Fußboden drang.

Bald führte der Ruf dieser wunderbaren Quelle viele Pilger herbei, denen sich dieses Oel heilsam bei Gichtschmerzen, Gliederreißen und ähnlichen Leiden erwies. Das brachte dem Kirchlein zu Untervintl manche Gabe frommer Dankbarkeit ein; denn allen Hilfesuchenden wurde das Heilöl umsonst dargereicht. Endlich kam man auf den klugen Gedanken, die Petroleumquelle zu einer Geldquelle zu machen, und das Oel zu verkaufen, und damit der Schatz im Kirchlein recht in die Augen falle, grub man die Inschrift auf den Stein: „Brunnen des Oels 1500." Das fiel nun allerdings in die Augen, aber von nun an fielen keine Gaben mehr auf den Altar, denn das Oel blieb aus und der Stein wurde so trocken, wie alle übrigen.

322.

Die keusche Nonne.

Im ehemaligen Kloster Sonnenburg, bei St. Lorenz im obern Pusterthale gelegen, welches früher eine stattliche Burg war, aber von seinem Besitzer, Grafen von Thurn, der heiligen Jungfrau zu einem Ordensstift für Jungfrauen nach der Regel des heiligen Benediktus gewidmet wurde, — begab es sich, daß eine Nonne durch Verläumdung in den Verdacht gebracht ward, das Keuschheitsgelübde gebrochen zu haben. Man hielt über sie ein strenges Strafgericht und warf sie lebend über die Ringmauer in einen Felsenabgrund. Allein plötzlich breitete eine große Birke ihre Aeste unter ihr, der Fallenden aus, und dieß Zeichen himmlischen Schutzes erschreckte ihre Richterinnen, welche nun auch in das Verlangen der Nonne willigten, nicht wieder ins Kloster einzutreten, sondern als Einsiedlerin in einer nahen Felsenhöhle zu leben.

Diesen Vorsatz führte die keusche Nonne aus, bis sie eines frühen Todes verblich. Aber auch jener Volvold von Thurn, der Klostergründer, hat als Büßer in einer Einsiedlerklause nahe seinem Kloster gelebt, welches nach seiner zu Ende des vorigen Jahrhunderts erfolgten Aufhebung in Privathände gelangte und bald in Trümmer fiel. Diese Trümmer sind jetzt eine unheimliche gemiedene Stätte. Niemand läßt sich dort gerne sehen, denn es geht die Sage, daß zur Nachtzeit der Teufel im Klosterhofe auf einem großen Steine sitze, und sich von Nonnengeistern anbeten lasse, die einst ein ruchloses Leben geführt haben sollen.

323.

Die Glocke zu Rodeneck.

Den Rodeneckern kam einmal, es weiß Niemand mehr aus welcher Ursache, der Einfall in die Köpfe, ihre geweihte Glocke an eine Nachbargemeinde gegen eine andere zu vertauschen. Nachdem dieselbe unter Müh' und Schweiß vom Kirchthurm herabgebracht war, wurde sie auf einen eichenen Wagen geladen. Als das Fuhrwerk an die Grenze des Gemeindebezirkes gelangte, standen die Rosse plötzlich still. Sie waren mit Schreien und Geißel-

hieben nicht um ein Haar breit von der Stelle zu bringen, und es war nicht anders, als ob eine feste Mauer vor ihren Köpfen stände. Es wurde von den nächstgelegenen Häusern Vorspann herbeigeholt, aber Alles umsonst. Ja, man spannte nach und nach sämmtliche Pferde und Zugthiere der Gemeinde vor den Wagen. Allein was richteten sie auch alle mitsammen aus? Nicht einmal ums Rennen mehr, als wenn ein schwaches Kind mit seinen Händlein an der Deichsel gerüttelt hätte. Wie aber die Rodenecker von ihrem Beginnen noch nicht abstehen wollten, da fing die Glocke zu reden an und sprach:

„Anna Maria heiß i,
Alle Wetter weiß i,
Alle Wetter vertreib i
Und zu Rodeneck bleib i!“

Nun kehrten sie alsogleich um, ohne sich vorher lange zu berathen. Heimwärts aber ging es mit dem schweren Wagen so leicht — man konnte gar nicht merken, daß die Stränge angezogen wurden. Seitdem hängt diese Glocke wieder im Kirchthurm und treibt mit ihrem klangvollen starken Tone alle gefahrdrohenden Wetter gar kräftig über die Berge weg.

324.

Die schmerzhafte Mutter Gottes.

Zwischen Niederdorf und Toblach im Pusterthale auf der sonnenseitigen Höhe Aufkirchen steht seit 1340 eine Wallfahrtskirche, die vom Papst Paul II. mit vielen Ablässen begnadigt ist.

Der Gegenstand frommer Verehrung ist ein uraltes, seltsames Bild der schmerzhaften Jungfrau Maria mit 7 Köpfen, fast heidnisch aussehend. Rings um die Kirche hat sich die Gemeinde Aufkirchen (Aufkirchen hat 12 Häuser und nicht über 90 Einwohner) mit einem Ortsgeistlichen zur Pflege angesiedelt. — Die 7 Köpfe sollen jedenfalls die „7 Schmerzen Marias“ bedeuten. Man pflegte im Pusterthal sehr häufig „die schmerzhafte Mutter Gottes mit 7 Schwertern“ statt Einem Schwerte nach dem Ausspruche der heil. Schrift, Luk. 2. C. 35. V.: „und auch deine eigene Seele wird ein Schwert durchbohren,“ darzustellen.

Auch nahe bei München steht eine vielbesuchte Kapelle zur schmerzhaften Mutter Gottes mit gleichem Bilde, aber ein siebenköpfiges möchte wohl einzig sein.

Nicht unmöglich ist es, daß der alte Künstler mit diesem Bilde einen christlich-mythischen Gegensatz zu dem siebenköpfigen Thier der Apokalypse Cap. 13. darstellen wollte, die Heilserscheinung des Christenthums durch die Mutter Gottes, gegenüber dem Heidengräuel oder dem Gotteslästerer, welchen das siebenköpfige Thier der Apokalypse versinnlicht.

325.

Der Poltergeist in der Kreuzklamme.

Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts lebte im Pusterthale eine alte, einfältige Weibsperson, welche sich größtentheils durch Wallfahrten für Andere aufhielt (erhielt) und bei einem Bäcker in Innichen immer übernachtete. Diese fand einst auf der Strasse ein Päckchen in Leinwand eingenähter Papiere, welche sie, als sie in ihre gewöhnliche Nachtherberge kam, dem Bäcker zeigte; sie fragte ihn, was dies wohl sein könnte? Dieser antwortete: „O! dieß sind blos alte Papiere, wenn du mir sie da lassen willst, könnte ich sie höchstens zum Käseinwickeln brauchen“ Sie erwiederte: „Ich kann sie zu gar nichts brauchen; behalte sie nur!“

Kurze Zeit darauf wurde in vielen Kirchen verkündet, es sei ein in Leinwand genähtes Päckchen Banknoten, im Betrage von einigen hundert Gulden auf der Straße verloren gegangen, der redliche Finder werde gebeten, solches gegen guten Finderlohn dem Pfarrer einzuhändigen; ein Offizier, welcher von einem Orte zum andern mit Zahlungsgeldern reiten mußte, habe besagtes Päckchen verloren.

Dies hörte jene alte, einfältige Person verkünden, ging alsbald zum Pfarrer und sagte diesem, daß sie ein Päcklein gefunden und jenem Bäcker eingehändigt habe. Der Pfarrer ging sogleich mit der Frau zum Bäcker und fragte; jener aber lachte, als er hörte, daß der Pfarrer nach dem Packete Papier fragte und versicherte hoch und heilig, es seien nur unbedeutende, werthlose Schriften gewesen. Der Pfarrer ließ es dabei bewenden, weil er keine gegrün-

bete Ursache hatte, dem Bäcker zu mißtrauen. Indeß kam das verlorene Packet nicht mehr zum Vorschein und somit wurde der Offizier zum Ersatz verurtheilt. Weil er aber arm war und die Summe nicht ersetzen konnte, so kam er nach Mantua in die Festung.

Der Bäcker starb einige Jahre hernach und hinterließ vieles Geld; allein seit seinem Tode polterte es immerfort im Hause, nicht einmal fremde Boten-Leute hatten Ruhe zum Uebernachten. Endlich wurde der Poltergeist in den Kreuzberg in die sogenannte Klamm verbannt, wo er dann immer nach dem Betläuten die Vorübergehenden mit Sand und kleinen Steinen bewirft. Noch im Jahre 1815 ging eine Person um 4 Uhr Früh des Wegs bei der Klamm vorbei, schaute sich zwei Mal um, und glaubte, man habe nach ihr geworfen. Als sie am nächsten Orte ankam, fragte sie, wer etwa heute schon auf dem Kreuzberge sei, der sich solchen Spaß mache nach ihr zu werfen, worauf man ihr die Geschichte von dem betrügerischen Bäcker, welche ruchbar geworden war, erzählte.

326.

Das Teufelsloch zu Innichen.

Im ehemaligen Gerichte Innichen lebte ein wohlhabender Bauer; derselbe hatte aber immer noch zu wenig für seinen Geiz. Als sein Nachbar starb und mehrere kleine Kinder hinterließ, wurde er als deren Vormund ernannt und blieb es, bis die zwei ältesten Söhne volljährig waren. Die Burschen bearbeiteten ihr Erbtheil sehr fleißig, nur in einem schönen Waldtheile arbeiteten sie nie, und daher verwilderte dieser völlig. Die Waldnachbarn sagten jetzt sei Zeit auch da Hand anzulegen, denn es seien sehr werthvolle Bäume darin, worauf ihnen jene Brüder erwiderten, es gehöre das Stück Wald nicht ihnen, sondern ihrem ehemaligen Vormunde. Diese staunten, denn keiner konnte sich erinnern, daß es ihr Vater verkauft habe und so etwas geht in Innichen nicht so still ab. Alle sagten, dies sei nicht wahr, dies müsse das Gericht beweisen und forderten den ehemaligen Vormund vor. Beim Gerichte war gar nichts zu finden, und der Richter sagte, es müsse entweder früher eine Bestechung, oder von Seite des Gerichtes eine große Nachlässigkeit stattgefunden haben. Hier könne nichts als

ein Eid entscheiden. Die Nachbarn wollten alle schwören, daß der Waldantheil dem verstorbenen Bauern gehört habe, und der vormalige Vormund wollte auch schwören, es sei sein rechtmäßiges Eigenthum.

Als der bestimmte Tag der Eidleistung kam, so sah man den gewesenen Vormund mit lachender Miene vor seinem Garten Erde in die Schuhe legen und seinen Eßlöffel (den sogenannten Schöpfer) inwendig in den Hut hineinstecken, und so ging er lachend vom Hause fort zum Gerichtshause nach Innichen. Man führte ihn in das bestimmte Zimmer, wo er ganz beherzt schwur: „Bei meinem Schöpfer über mir, schwöre ich, daß ich in selbigem Waldtheil immer und auch jetzt noch auf meinem rechtmäßigen Grund und Boden stehe!" Allein die Sache lief nicht so glatt ab, wie der Meineidige glaubte. Kaum hatte er den Eid abgelegt, so kam ein Jäger mit Gaisfüßen zur Thür herein, faßte ihn am Schopf und riß ihn sammt seinem Schöpfer blitzschnell durch den Boden hinab.

Zum Schauder Aller blieb fortan das Loch immerdar offen, nie konnte es zugemacht werden, so oft dieß auch versucht wurde, immer war es am andern Tage wieder aufgerissen.

Es ist dieß eine sich vielfach wiederholende Sage.

327.

Das Kniebeugen der Schafe.

Ober Lavant im Pusterthale (im Thale der Wand) liegt die Pfarrkirche St. Ulrich. Höher noch als diese steht ein St. Peter und Paul geweihtes Kirchlein. An der Stelle des letzteren erhob sich eine Veste, der stattliche Trettenstein, auch Ultburgstadl genannt. Diese Veste ist nicht mehr.

Einst, noch bevor sie stand, weideten auf jener Berghöhe Hirten ihre Schafherden und entdeckten mit einem Male im Gebüsche ein uraltes Marienbild, um welches rings herum die Schafheerde mit den Vorderfüßen kniebeugend lag. Eilends wurde das Bild aus Schutt und Buschwerk hervorgezogen und ihm eine Kapelle errichtet. Später erbaute man die Burg und das Bild kam in die Schloßkapelle.

Aber es begab sich, daß die ganze Veste ins Thal herabstürzte

und nichts davon stehen blieb als ihre Kapelle mit dem wundersamen Bilde, das noch heute im alten Bergkirchlein zu sehen ist und verehrt wird.

328.

Kirchenspuk in Virgen.

In der Kirche zu Virgen ist es nicht geheuer; mancherlei Spuk ist dort zum öftern wahrgenommen worden.

Einst gingen 3 Männer zum Gebetläuten nach der Kirche; erst läuteten sie, dann beteten sie zusammen die Stationen.

Bei der ersten Station vernahmen sie neben sich ein unheimliches und seltsames Scharren; bei der zweiten Station vermehrte sich dieses Scharren, ohne daß doch etwas zu sehen war, und zwar hart an der Seite der Männer; bei der dritten Station flog plötzlich mit Gekrache die Kirchthüre auf und wieder zu, und eine blaue Flamme loderte wie ein jäher Blitzstrahl um den Altar. Da enteilten die Männer furchtbebend und wagten sich kaum mehr wieder nach der Kirche.

329.

Die Hexe Trollewitsch.

Auch im Pusterthale war starker Hexenglaube vorhanden und ist noch nicht ganz vertilgt. In der Schleinitz und gegen den 8000′ hohen kahlen Berg, den Blocksberg dieser Gegend, zeigt man jetzt noch die versteinerte Hexe Trollewitsch an der nach ihr benannten Wand. Auf der Schleinitz hielten die Hexen ihre Tänze und Fahrten, und brauten Wetter unterm Vorsitze ihres Patrones, des Teufels, und die Bäuerlein erzählen, Doktor Faust sei zum öftern auch dabei gewesen und mitgefahren von Berg zu Berg. Es ist eine Gegend voll schauerlicher Wildnisse, und in den alten Hexenprozessen spielte die Schleinitz die bedeutendste Rolle. Weßhalb jene Hexe an der Trollewitschwand versteinert sei, meldet die Sage nicht, wohl aber zerbrach sich schon manches sprachforschende Schulmeisterlein den Kopf über die seltsamen Namen „Trillpetritsch, Drallepatsch und Elbetritsch,“ die mit der wunderlichen Benennung

Trollewitsch verwandt sind und aus Schwaben stammen (siehe bei Bechstein deutsches Sagenbuch S. 949). Am leichtesten wurde einer der Sprachengrübler damit fertig, der erklärte: Troll, Trall, Drall ist ein läppisch töppisches Weibsbild, und „witsch" ist das englische „witch" Hexe; „reim dich oder ich freß dich!" Witsch ist jedenfalls bei dieser Erklärung, aber witch?

330.

Die saligen Leute.

Im Pusterthal ist ein Nachhall der Saligen-Sage, aber sie ist meist getrübt, hat nicht das Reine, Aetherische wie im Vintschgau und andern Orten, und die daselbst sogenannten „Saligen-Leute" fallen mehr mit den Moos- und Holzweibchen der Voigtlandsage zusammen.

Sie waren hilfreich, schnitten über Nacht große Strecken Korns, mähten die Wiesen, und die Arbeit ging ihnen wunderbar von Statten, doch nur dann, wenn die saligen Leute dieselbe unter sich allein verrichteten. Waren gewöhnliche Menschenkinder dabei, so arbeiteten jene auch nicht schneller als diese.

Einst heirathete ein Bauer eine solche Salige, die ihm aber gleich beim Eingehen der Verbindung sagte, er dürfe sie niemals auskriegen (ausgreinen, schimpfen), was der Mann auch versprach und eine ziemliche Zeitlang hielt, ja sogar einige Jahre. Das glückliche Ehepaar hatte bereits Kinder, als es einmal einen häuslichen Zwist gab, der Mann sich vergaß, heftig schalt und zankte. Von Stund an ging die Salige vom Hofe fort und kam nie wieder. Aber seine Kinder gingen an jedem Sonnabend vom Hause fort zur Mutter und erschienen am Sonntag Morgen schön gekämmt, in reinen Hemden und aufgeputzt, sagten aber niemals, wohin sie gegangen waren, und wenn Leute ihnen nachgingen, so schwanden sie diesen aus den Augen, Niemand wußte, wie?

Man nimmt an, daß die saligen Leute unter der Erde ihre Wohnungen gehabt; ein Eingang zu einer solchen wird im Mooser Oberfeld gezeigt und heißt das Saligerloch. Am längsten haben die saligen Leute in den sogenannten Wehlen verweilt und gearbeitet (Alpenwiesen im Debantthal, dessen östliche Gebirgslinie

die Grenze zwischen Tirol und Kärnthen bildet und ins Möllthal leitet), bis auch von dort sie die Bosheit der Menschen vertrieb. Eine Salige hatte sich in einer Heuschupfe harmlos zur Ruhe gelegt, nahe beim Eingang. Da schlich ein tückischer Knecht herbei und schnitt ihr einen ihrer sehr schönen Zöpfe ab, worauf jene Salige mit ihrem ganzen Anhang weinend und wehklagend von dannen zog. Nur etwas tiefer im Thale bei der Trollewitsch-Alm hat man später zu Zeiten noch einige erblickt, welche im Bache Wäsche wuschen, aber schnell enteilten, sobald ein Mensch sich nahte. Uebrigens geht die Sage, daß hinter der Trollewitschwand ein Schatz verborgen ruhe, der den Werth dreier Königreiche aufwiege.

Diesen Schatz haben die saligen Leute zusammengetragen.

331.

Geträumter Schatz.

An der Tiroler Gränze bei Mopnitz lebte ein krainer'scher Bauer, der hieß Japnig; der war in seinem Hauswesen sehr heruntergekommen und hatte demnächst die gerichtliche Vergantung zu erwarten. Auf einmal träumte ihm, er solle nach Stall im Möllthal gehen, und wie er so im Traume ging, fand er unterwegs einen Schatz. Dieser Traum war dem Japnig merkwürdig und er machte sich gleich auf den Weg. Da begegnete ihm ein alter Invalide und zwar auf einer Brücke und fragte ihn nach dem üblichen Weggruß: „Wie weit" d. h. wie weit oder wohin gedenkst du zu gehen? Auf Stall, antwortete der Bauer und knüpfte gleich die Frage an: „Und du?; „Weiß nicht!" antwortete der Invalide, „hab' kein Daheim (Heimat) und auch kein Geld." Ueber dieses anziehende Gesprächsthema, das nicht allzuselten zu sein pflegt, wurden die Beiden vertraulich mit einander. Einer klagte dem Andern seine Noth und endlich erzählte der Bauer dem alten Soldaten seinen Traum. Dieser lachte ihm ins Gesicht und sagte: „Da könnte Jeder kommen und Schätze träumen. Mir hat schon drei Mal geträumt, bei einem Japnig, oder Habenichts — hast d' schon so einen garstigen Namen gehört? — läg' ein Schatz im Herd. Was hilft mir das? Weiß ich, ob solch ein Kerl existirt? Träume sind halt Schäume" Der Japnig erschrack ordentlich

wie er seinen Namen nennen hörte; er ward mäuschenstill, sagte dem Soldaten: „Pfiet di Gott!“ und ging nicht nach Stall, sondern auf einem kleinen Umwege straks wieder heim nach Mopnitz, wo er alsbald begann, seinen Herd einzureißen, so daß sein Weib glaubte, ihr Mann sei übergeschnappt. Aber im Herde stack vermauert ein Topf voll Kronenthaler, der half Japnig aus all seiner Noth.

Nach anderer Sage soll der Japnig gar bis auf die Pragerbrücke gelaufen sein und dort den alten Soldaten getroffen haben; wäre freilich ein weiter Weg gewesen, aber diese sich oft wiederholende Sage liebt es jedesmal eine Brücke mit aufzutischen und nennt dann gern die zu Innsbruck, zu Regensburg oder Prag.

332.

Die rothen Ameisen.

Nahe bei Lienz wohnte ein armes Weiblein, die Waserin geheißen, die im Städtchen sehr gut bekannt war. Ihre Kinder leben noch, und haben oftmal selbst erzählt, was ihrer Mutter begegnet ist. Sie ging an einen felsigen Abhang, Gras zu schneiden. Da sah sie in der Mittagsstunde ein Töpflein stehen, und weit und breit keinen Menschen, dem es angehören konnte. Die alte Waserin glaubte daher, es werde wohl zur Erdbeerenzeit ein Kind das Töpflein hier stehen gelassen haben und beschloß, dasselbe als guten nutzbaren Fund sich anzueignen und mit nach Hause zu nehmen. Wie sie aber das Töpflein aufnahm, war es geschüttet voll rothen Ameisen, die am ärgsten beissen; sie schüttete es daher eiligst aus und legte es dann in ihre Kraxe. Als sie daheim das Töpflein heraus that, klingelte es im Töpflein, und als sie hineinblickte, sah sie noch einige Ameisen, die sich so eben vor ihren Augen in blanke Zwanziger verwandelten. Jetzt lief die alte Waserin so eilends sie nur konnte nach jener Felswand zurück, wo sie gegrast hatte; es war aber dort weder etwas von rothen Ameisen, noch von blanken Zwanzigern zu sehen.

Aehnlich erging es bei Lienz einem Bauer, der auf seinem Acker, auf welchem schon öfters ein Schatz geleuchtet hatte, einen Topf voll Kohlen fand, die er aber unkluger Weise ausschüttete.

Derlei Schatzsagen sind im Lienzer Gebiete sehr verbreitet, und erstrecken sich ebenso, wie sie sich im Salzburgischen in ähnlicher Weise wiederholen, auch durchs Mühlthal nach Kärnthen.

333.

Die unverwischbaren Flecken.

Außen an einer Mauerseite des Schlosses Bruck bei Lienz sieht man einen bräunlichen Streifen am Erker, von dem man sagt, daß er nicht auszuwischen sei. Ein Nachfolger des Grafen Meinhard von Görz, welcher Schloß Bruck erbaut hatte, lebte dort zwar im Besitze vielen Geldes, aber leider auch im Besitze einer Gemalin von sehr schlimmer Gemüthsart, die es gründlich verstand, ihrem Manne das Leben zu verleiden, daß er sich oft den Tod wünschte. Da dachte das böse und arglistige Weib: Ei! wäre ich nicht eine brave und gehorsame Frau, wenn ich seinen Wunsch erfüllte, und brachte ihm ein Tränklein im Wein bei, von dem er völlig genug haben konnte. Wie aber der Graf das Gift im Leibe spürte, wünschte er sich nicht mehr den Tod, sondern das Leben, nahm ein Gegengift, das ihm einmal ein reisender Arzt aus Venedig geschenkt oder verkauft hatte, und brach das Gift wieder aus, das sich gleich in die Erkermauer bleibend einfraß. Mit der bösen Frau wurde nun freilich ein sehr kurzer Prozeß gemacht.

Eine ähnliche Sage wird vom Schlosse Tratzberg bei Schwaz berichtet, soweit sie nämlich den unverwischbaren Flecken berührt. Dort zeigt sich nämlich an einem Fenster der Kapelle ein unvertilgbarer rother Flecken. Der Ritter auf Tratzberg wollte wegen eines ihm zugestoßenen Mißgeschickes dem Himmel, der solches über ihn verhängt, Trotz bieten, und schwur, nie wieder eine Kirche zu betreten. Da fand sich bald ein Genosse zu ihm, der sich darüber mächtig freute, denn nun war der Ritter sein; er kam und holte ihn, und preßte ihn so fest an die Kapellenmauer, daß ihm das Blut in Strömen aus dem Munde schoß, und fortan jenen unvertilgbaren Flecken bildet. Der Genosse war der Teufel!

Vom Schlosse Bruck gehen auch noch andere Sagen. Einst saß ein sehr ungerechter Richter droben, der häufigst über Schuldlasten sehr grausame Urtheile fällte. Nun muß er büßend wandeln,

und man sieht ihn als Geist in altfränkischer Tracht, hinterm Schloß gegen Maria-Trost zu, wo er nächtliche Wanderer stumm begleitet, und immer hofft, es sollte ihn einer ansprechen und erlösen. Aber die nächtlichen Wanderer fürchten sich und sehnen sich nicht nach Unterhaltung mit einem Spukgeist. Endlich aber wird ein Wegkreuz erreicht, und dann muß der Geist umkehren, das Kreuz läßt ihn nicht vorbei.

334.

Der eifersüchtige Graf.

In dem noch immer stattlichen und wohnlichen Schlosse Bruck, westlich von Lienz am Schloßberge, wohnte Graf Leonhard von Görz, der von rauher heftiger Gemüthsart, dem Trunk ergeben und über alle Maßen eifersüchtig war, obschon seine tugendsame Gemalin ihm nie dazu Anlaß gab, noch gegeben hatte. Da gab es oft grausame und harte Scenen. So riß der Graf manchesmal seine Kinder aus dem Schlafe, wenn er im Rausche war, und bot ihnen Wein. Wenn nun die armen, erschrockenen und schlaftrunkenen Geschöpfe den Wein nicht annehmen wollten, so mißhandelte er sie und schrie seine Gemahlin an, ihre Kinder seien nicht die seinen, sondern Bastarde, sonst würden sie wohl Wein trinken, wie er. Einst, als er wieder einmal vom Teufel der Eifersucht ganz und gar besessen war, gab er vor, er wolle nach Brixen reisen, verließ Schloß Bruck, kehrte aber Nachts heimlich zurück und spähte in das Schlafzimmer seiner schuldlosen Gemalin mit lauernden Blicken. Er sah die vom Schmerz gebeugte Frau vor ihrem Bette knieend, das Haupt in die Kissen gedrückt und hörte sie leise flüstern; rasch stürzt er in das Zimmer und reißt sie in höchster Wuth hinweg, und die Decke auf, um den vermeintlichen Buhlen zu entfernen. Da lag ein Kruzifix, vor dem sie ihr schweres Leid ausgeweint hatte. Wohl sah nun der Graf sein Unrecht und es kam ihm die Reue, aber die Frau starb in Folge des Schreckens und nun wandelt Leonhard von Görz nächtlicher Weile, dunklen Anzuges und glühenden Gesichtes in den Gängen des Schlosses und es ist nicht gut ihm zu begegnen.

335.

Das Alpenmännchen von Nikols.

Das Dorf Nikolsdorf, volksmündlich Igglsdorf, liegt an der Poststraße, nur 1¼ Stunde von Oberdrauburg, dem Grenzort von Tirol und Kärnthen. Dasselbe besitzt eine Gemeindealpe, und auf dieser gab es schon von alten Zeiten her zur Nachtszeit unter dem Viehe Lärm; die Ochsen sprangen brüllend auseinander; waren sie im Pfarche eingesperrt, so sprangen sie über den Zaun oder traten denselben nieder. Erst wenn der Hirt herbeieilte und einerseits wacker lärmte und fluchte nach Hirtenbrauch, andererseits die Ochsen rief und lockte, brachte er sie wieder zum Stehen, sie liefen ihm zuweilen wohl auch von selbst zu, wenn sie einmal hörten, wo er war.

Da einstens der Hirt, der noch lebt, wieder den alten Lärm hörte und der Pferchzaun schon krachte, begab er sich eilends hin zu den Ochsen und sah mitten unter ihnen ein kleines, etwa Fuß hohes Männlein in einem rothen Röcklein mit einem grünen Hütchen auf dem Kopfe. Als der Hirt dieses Männl recht gottlos ausmachte, so entfernte es sich ein wenig und verschwand. Von da an wurde es bedeutend besser, aber ganz Frieden wurde erst durch Auffindung eines alten Protokolles zu Lienz, mittelst dessen ein langwieriger Grenzstreit zwischen der Nikolsdorfer und einer Nachbaralpe geschlichtet ward.

336.

Hauswichtlein in Lienz.

In einem Hause zu Lienz wohnten Wichtlein, die ihr Wesen mit ziemlichem Rumor und Gepolter absonderlich des Nachts trieben. Waren die Leute in der Kirche versammelt, so gab es einen Lärm in der Küche, als ob draußen Alles zusammen raßle und praßle. Ein anderes Mal, wenn die Stube leer war, so polterte es in ihr, als ob der Ofen einfiele und immer war weder etwas zu sehen, noch irgend ein Schade geschehen. In der Nacht zogen die unsichtbaren Neckkobolde den Schlafenden die Decke von den

Betten, faßten die, welche etwa barfuß über die Dielen gingen, mit eiskalten Kinderhändchen um die Füße, und zuweilen ließen sich auch kleine Männlein blicken, die wie Ratten oder Schatten im Zwielicht an den Wänden hin und in Winkel huschten.

Einmal sprach ein Gast in jenem Hause ein, das einem Schuster gehörte; der schlief, weil sonst kein Raum war, auf der Bank am Herde in der Küche und der wußte nicht, daß es im Hause also spuke und geistere. Der Mond schien hell in die Küche und es mochte Mitternacht sein, als der Mann von einem kleinen Geräusch erwachte. Da sah er ein Wichtelweiblein mit einigen Schlüsseln und einem Licht, das betrug sich gar geschäftig, es zündete Feuer an, kochte Speise, trug sie eilend fort und kam bald darauf mit der leeren Schüssel zurück und spülte sie ganz rein ab. Endlich nahm es, als dieß fertig war, einen Brand, schlug damit auf den Herd und da sprühten helle Funken und es entstand ein Krachen und Poltern, als falle Küche, Herd und Schornstein auf einmal zusammen, und obwohl kein Schaden geschah, grausete dem Mann so, daß er kein Auge mehr zuthun konnte und froh war, als er am nächsten Morgen mit heiler Haut heimkehren konnte. Nach einiger Zeit wechselte das Haus den Besitzer, und dem neuen gefiel das Treiben der Wichtel keineswegs; er ließ es daher abbrechen und ganz neu bauen. Ob das aber geholfen hat? — ist noch die Frage.

337.

Die Todtentruhe.

Im Teffereggenthal, wo die Tiroler Teppichhändler wohnen, die so häufig Deutschland durchziehen und sagen, sie seien aus dem Pusterthale, weil dieses bekannter ist, kehrte einmal eine kleine Gesellschaft Gasselgeher (Fensterlngeher) aus St. Jacob von ihren beglückenden Liebesgängen nach Obkirchen mitsammen heim. Es war Nacht und heller Mondschein. Auf einmal erblickten die Burschen mitten über ihren Pfad eine Todtentruhe gestellt. Diese Erscheinung befremdete die jungen Leute sehr, sie wurden ernst und wichen schweigend der Truhe aus, allein nach kurzer Weile stand dieselbe abermals vor ihnen, quer überm Weg. Dies wiederholte sich

einige Male; da endlich faßte sich einer das Herz und sprang mit einem lustigen Juchzer über die Truhe hinweg, und die Kameraden, von denen keiner Furcht zeigen wollte, folgten ihm einer nach dem andern. Da kam die Erscheinung nicht wieder, aber die Buben von St. Jacob sind hernach doch niemals wieder auf die Höfe bei Obkirchen in's Gaßl gegangen und haben es ihren dortigen Dirndln überlassen, sich andere Verehrer anzuschaffen.

338.

Der Alp im Debantthal.

Ein glaubwürdiger Mann erzählte, daß in einer Winternacht als er sich nothwendiger Weise aus dem Hause hatte begeben müssen, es auf einmal helle wurde, beinahe als wenn die Sonne schiene, und zwar von Nordwesten her. Als er durchs Debantthal hineinschaute, fuhr eine feurige Masse daher, von der beständig Funken aussprühten. Sobald es näher kam, bemerkte er vorn einen großen Knäuel oder Kopf mit einem mehr als 100 Fuß langem Schweif, ähnlich einem großen Taxbaum, ebenfalls feurig. Ringsum fuhren lange Funken oder Strahlen aus. So fuhr es durch das ganze Thal heraus, über und in das entgegengesetzte Gebirge, wo es unter einem Tusch (Knall) ähnlich dem allerstärksten Böllerschuß in die Felswand hineinfuhr. Auch andere Leute hatten diese Erscheinung gesehen. Eine andere Person sah den Alp auf einer Wiese zwischen den Lärchbäumen hinausfahren. In früherer Zeit sah man ihn sehr oft. Zuweilen saß er am Wege auf einem Baum, so daß die Leute unter ihm durchgingen. Auch dort wurde als Waffe der „Teufelskluppstecken“, ein aus einem Lärchbaume herausgespaltener (gekluppter) Stock sehr dienlich zur Abwehr befunden, wodurch auch die Lärchbäume (Pinus Larix) in die Zahl der mythischen Bäume und Sträuche im Tiroler Volksglauben sich einreihen.

339.

Das Hostienwunder.

Im Lienzner Gerichtsbezirke bei Tristach liegt eine zerfallene Ruine, welche einst Schloß Ehrenburg genannt wurde, und nicht mit dem Ehrenburg der Grafen von Künigl zu verwechseln ist, das bei Lorenzen steht. Als das Ehrenburg bei Tristach noch in voller Pracht gestanden, begab sichs, daß ein Jäger des Schlosses auf demselben, hoch im Gebirge sich verstieg und weder vor noch rückwärts konnte. Leute sahen unten seine Noth und berichteten sie dem Pfarrer von Tristach; der fromme Priester zog alsbald mit dem Sakrament unter Zulauf vielen Volkes am Ufer des Sees unten hin, segnete den Verstiegenen und stellte rathlos den Kelch auf einen Stein, auf ihn in goldener Patene die heilige Hostie und betete zum Helfer in aller Noth. Da erhob sich langsam die Hostie feierlich empor schwebend und stärkte den Harrenden zum Tode, der dennoch unvermeidlich ihn erwartete. Der Jäger ward in einigen Tagen zerschmettert gefunden. Der Kelch drückte die runde Spur tief dem Steine ein. Dieses Hostienwunder sieht man oft im Pusterthale bildlich dargestellt.

Die Sage selbst hat einigen Anklang an jene allbekannte von der Martinswand bei Innsbruck.

340.

Der Pfarrer und der Meßner.

Nahe beim Tristachsee am Gelitzenbach zwischen Spitz und der steilen Felswand des Rauhkofels zeigen sich meist an Festabenden zwei Feuerballen, welche neben einander langsam die Waldhöhe hinan zum ernsten melancholischen See wandeln, droben beginnen sie dann einen Kampf, fahren gegen einander, platzen aus einander und sprühen helle Funken.

Einst wurde, — es mag wohl schon 200 Jahre her sein — der Pfarrer von Tristach Nachts zu einem Kranken gerufen, ihm das Sakrament zu reichen; der Meßner weckte zunächst den Pfarrer, dem gefiel es aber traun im weichen Bette besser als draußen auf dem wilden

Waldwege, und der Meßner setzte sich auf einen Stuhl und schlief auch wieder ein, wenn auch nicht im Herrn — bis ein zweiter Bothe kam. Jetzt endlich raffte sich der Pfarrer auf und trat mit dem Meßner den Weg an, obwohl sehr ungern. Schon war es nach Mitternacht. Der Kranke war indeß ohne tröstliche Wegzehrung gestorben, und plötzlich stand vor beiden sein erzürnter Geist und fragte warum er nicht versehen worden? Da schob der Pfarrer die Schuld auf den Meßner und der Meßner auf den Pfarrer. Der Geist aber brach alsbald dem Pfarrer das Genick und dann auch dem Meßner, und sie müssen nun als Feuerpütz spuken und mit einander hadern und auf einander platzen, bis sie nach Mitternacht Beide versinken.

341.

Die Fichte auf Kienburg.

Im Landgerichtsbezirke Windischmatrei, im Iselthale, stand einst die Veste Kienburg, das Stammschloß der in Böhmen hausenden Grafen gleichen Namens. Einmal war darauf ein Besitzer, der, obschon reich und mächtig, gegen seine Unterthanen doch sehr drückend und grausam war. Da er einem armen Weiblein dessen Kuh pfänden ließ, sprach dieses folgenden grausamen Fluch über ihn aus: „Daß er verderbe und so lange im Fegefeuer büßen solle, bis die Burg verfallen, und auf deren Trümmern eine Fichte gewachsen sein werde, aus deren Holz eine Wiege gemacht und ein Knäblein darein gelegt würde, das sich dem Priesterstande widmete. Erst wenn dieser seine erste Messe zum Heile der armen Seele des Grafen läse, solle der Graf befreit sein aus seiner Pein."

Schon grünet die bedeutungsvolle Fichte, und mancher Wanderer, der an den Ruinen vorbei geht, sieht sie mit Ernst und Nachdenken, schlägt ein Kreuz und betet ein Vater unser für die büßende Seele.

342.

Das Wildgefahr.

Zur Mythenkunde vom „Wildg'fahr," der wilden Fahrt, dem wilden „Gejaite," Gejage, „Gereite," bietet das Pusterthal, das Tauerngebirge, das Pinzgau, das Floitenthal und die Stilluppe manche Bereicherung, manchen neuen Zug. Letztgenannte Distrikte bilden den hintern Theil des Zillerthales, wo kleine geringe Almen mit ihren Geisweibeln (Ziegenhirtinnen) liegen, auf welchen nicht für Kühe, sondern nur für Geisen Nahrung zu finden ist. Ein alter Mann aus Finkenberg im Durerthal berichtet darüber: „Bevor noch durch Abläße und die verschiedenen kirchlichen Andachten die bösen Geister in Bann gelegt wurden, durchtobte die Hochthäler und Berge des hintern Zillerthals, des Pinzgaus und des jenseitigen Pusterthals eine wilde Teufelsfahrt so, daß Abends nach dem Gebetläuten sich Niemand aus dem Hause wagen durfte; denn in der Nacht hatte die Hölle freien Spielraum und der Teufel mit einem ungeheuren Schwarm Gehilfen deßgleichen.

Dieß wilde Gefahre nahm die verschiedenartigsten Gestalten an: Raben, Schweine mit ungeheuren großen Hauern, *) auch feuersprühende Bären, Wölfe und Hunde, dann Katzen, die sich bald groß bald klein machen konnten; und mit einem furchtbaren Lärm zog es bald durch die Luft, bald am Boden dahin. Wehe dem Menschen, der just auf einem Kreuzwege davon überrascht wurde; er war hin, mit Leib und Seele hin, denn an Kreuzwegen war gewöhnlich der Ausgangspunkt der Fahrt. Kam man auf Wegen zufällig in die Nähe des Wildgefahrs, so mußte man sich auf der rechten Seite fortbeugen und ja nicht umschauen. In Häusern wo zwei Thüren, eine vorn und eine hinten, waren, mußte die eine immer gesperrt bleiben, denn sonst zog die wilde Fahrt durchs Haus und brachte Brand, Tod oder Unsegen für immer. Selbst die Fenster mußten so klein als möglich sein, und als Symbol der heiligen Dreieinigkeit so gestellt werden, daß zwei Fensterlein neben einander und ein etwas größeres in der Mitte etwas höher an der Hauswand angebracht wurden, wie man noch bei

*) Vgl. Alpenburg's Myth. u. Sag. Tirols. Seite 53. u. .

älteren Häusern wahrnehmen kann. Dieses verhinderte dann den Eingang des wilden Heeres oder dessen Macht und dämonische Gewalt. Wurde ein Mensch von der wilden Fahrt überrascht, so ward er gewöhnlich mit fortgerissen, oder auf lange Zeit geschwächt, oder es wurde ihm sonst was angethan.

Einst weilte ein Mann hinten im Zemmergrund nach dem Gebetläuten auf dem Felde, als das Höllengesindel daherzog. Er verbarg sich unter einer Brücke und die Fahrt zog über die Brücke hinweg. Als er aus dem Schlupfwinkel kroch, merkte er, daß ihm das linke Knie wehe thue, und wie er heimwärts ging, wurde der Schmerz immer größer und größer. Er hatte fünf Jahre lang viel Geld verboktert, doch alles war vergebens; auch mit geweihten Dingen konnte ihm nicht geholfen werden; da rieth ihm endlich ein altes Geisweibele, er solle in der gleichen Nacht an den gleichen Ort sich hinstellen. Der Mann befolgte diesen Rath und die wilde Jagd zog auch richtig vorüber; dabei raunzte der Führer: Hier zieh ich mein Häcklein wieder aus, das ich vor fünf Jahren eingeschlagen habe, und der Mann ist wirklich wieder frisch und gesund geworden. Besonders gefürchtet wurde die „Michaelisnacht,“ (29. September). Da waren die Unholde am kräftigsten und wüthendsten, da fuhren am Vortag die Senner überall von den Alpen mit der Heerde heimwärts, und niemand wäre auf der freien Weide geblieben. Ja selbst im tieferen Thale auf den Höfen getrauten sich die Fütterer nach dem Gebetläuten nicht in die Stallgebäude, man verschloß und verriegelte die Thüren und schloß die Fenster. Das geschah wohl auch sonst nach dem Aveläuten in vielen Höfen. Nur die Christnacht war frei von ähnlichem Teufelsspuk. Man zeigt noch jetzt bei der Durchwanderung solcher abgeschiedenen, schauerlichen Thäler die Bahn und die Orte, wo der wilde Zug vorüberbrauste. Um denselben zu hemmen oder abzulenken, wurden große Kreuze aufgestellt, Kapellen gebaut u. s. w. Es ist ein wichtiger, mythischer Zug in der „Wildenfahrtsage“ Tirols, daß sie ihren Hauptheer-Flug und Zug just in die Herbstnachtgleiche legt, die in ähnlichen Spuksagen kaum vertreten ist. Im größten Theil des nördlichen Deutschlands ist die Wintersonnewendzeit dafür angenommen, in der ja auch selbst in Tirol die Perchtl zieht. Die Frühlingsnachtgleiche nimmt häufig Hulda in Anspruch, die in der

Sommersonnenwendzeit offenbar in Johannes- und Dreifaltigkeits-festnächten geheimnißvoll wandelt. Zu Reite im Pusterthale heißt die wilde Fahrt „wildes Geriht" (Geriht, nicht Gericht wie einige sagen). In einer Gemeinde auf dem Iselberge war früher allgemeiner Volksglaube, daß bei dem Abführen des Heu's von den Alpenwiesen, 9 Tage nach Michaeli, die Luft stets voller Teufel sei, so, daß man keine Peitsche oder Ruthe in die Höhe heben durfte, weil sie sonst gleich glühend ward.

Da fürchteten sich die Fuhrleute so sehr, daß sie allesammt beim letzten Bauer auf einander warteten, um nicht allein zu fahren. Es dürfte bei Betrachtung dieser mythischen Sagen zu beachten sein, wie das Heidenthum in ihnen gegen das Christenthum kämpft und letzterem unterliegt. Dieses zeigt deutlich der Wildeheeresspuk in der Adventzeit und dessen Beendigung durch die Ankunft des Welterlösers in der Christnacht, Hulda- und Perchtelzüge in den Zwölften, und deren Verscheuchung durch die Ankunft der heiligen 3 Könige. Neue Geisterfahrten und toller Gespensterspuk in der Faschingszeit, Hexenzauber und Züge in grausen Nächten und deren Zerstreuung durch die heilige Ostersonne. Heidnischer Opfer- und Feuerskult in der Johannisnacht, die der Trinitatismorgen beendet. Wilde Fahrt in der Nacht auf den Vorabend des Michaelitages, die der Schwertblitz des Erzengels, der den Höllendrachen glorreich überwindet, durchflammt. Immer die Gegensätze zwischen Nacht und Dunkel, zwischen Kampf und Sieg, zwischen Heidenthum und Christenthum.

343.

Der Prophet von Nußdorf.

Im Grabl, im Iselthal, Gerichtsbezirk Lienz, stand früher eine kleine Kapelle. Da baute man dann einen großen Thurm hinzu. Dieß sah ein witziger Bauer im Vorbeigehen und sagte: „Der Ochs hat ein viel zu großes Auge, aber es wird schon die Kirche auch gebaut werden, wenn einmal die Leute Geld im Ueberfluß haben; auch die Nußdorfer Salzleute werden einst mit dem Kreuz heraufgehen" (wallfahrten). Wirklich wurde nach einigen Jahren, als die Banknoten abschlugen und ein Staatsbanquerott

herauskam, wobei die Leute in Ueberfluß Papiergeld hatten, auch das Kirchlein etwas größer gebaut, und Nußdorfer gehen auch mit dem Kreuz hinauf, ungefähr 3 Stunden weit. Daß aber in Nußdorf einstens Salzleute sein werden, sagte jener Bauer, welcher Vinzenz hieß und weit herum bekannt war, ebenfalls voraus; nämlich Nußdorf werde einmal zu Grunde gehen durch den Ausbruch eines Sees im Berge. Vinzenz gab auch genau an, bis zu welchem Hause der Bruch sich erstrecken werde, nämlich bis zum „Faschnig." Nußdorf soll auch in der That sehr wassergefährlich liegen. Schon einmal brachen droben im Walde Klüfte auf mit reichlich strömenden Quellen. Auch eine Salzquelle soll früher dort geflossen haben.

Die nachbarlichen Gemeinden Nußdorf und Debant stehen auf Bergtrümmern, um welche viele Schatzsagen schweben. Eine Zwergenstadt soll darunter liegen. Nachgrabungen ergaben kleine Gewölbe und Fundstücke aus Römerzeiten, Bäder und Münzen.

344.

Eine Kuh rettet Schloß Taufers.

Als einst ein fremder Ritter das Schloß Taufers belagerte und nicht erobern konnte, so schwur er die Besatzung der Burg durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen, das er auch auszuführen begann. Die Mannschaft zu Taufers hatte wirklich am Ende nichts mehr als eine einzige Kuh, die als letzter Vorrath nun aufgezehrt werden sollte und mußte. Nun war guter Rath theuer. Viele reuete die Kuh, weil sie noch Milch gab, was auch anzuschlagen war; die nach Fleisch Hungrigen aber wollten die Kuh geschlachtet haben, um sich endlich einmal wieder sättigen zu können. Da trat der Ritter der Veste Taufers dazwischen und — selbst hungrig wie die andern, befahl er die Kuh zu tödten, hielt die letzte Mahlzeit und warf zugleich die Eingeweide der Kuh auf die Belagerer hinab. Diese waren nicht wenig überrascht und meinten, da müsse noch viel Vorrath vorhanden sein, wenn man droben noch Vieh schlachte —, hoben die Belagerung auf und zogen in aller Stille ab.

Die Kuh hatte sonach alle Belagerten und die Veste gerettet.

345.

Kampf mit dem Teufel.

Eines Sonntags ging der Jakl von Luttach im Ahrenthal (Fortsetzung des Tauferer-Thals) ein lustiger, aber schlimm gearteter Bursche zwischen Sand und Luttach vom Wirthshause heim. Da hörte er von weitem juchezen, daß es weit herum gellerte. Der Jakel in der Meinung, daß es einer sei, der sich ebenfalls verspätet habe und ihn herausfordern wolle, juchzte gleichfalls und mit lauter Juchzen und Necken kamen sie aneinander, aber mit Schrecken erkannte Jakel, daß es der Teufel war, den er vor sich hatte. Der Teufel läßt mit sich nicht spassen, daher begann er gleich den Burschen bei den Haaren zu zausen; doch der Jakel war nicht faul und gab ihm eine solche mit der Faust auf die Nase, daß der Teufel eilig darnach griff. Darauf fing die Rauferei erst recht an und es gelang endlich dem Teufel den Burschen matt zu machen, worauf er ihn auf einen einsamen, weit gelegenen Ort trug und auf ein Dach stellte, so daß der Bub fast die ganze Nacht dazu gebrauchte, bis er vom Dache herabkrefeln und heimkommen konnte. Diesen Possen konnte der schlimme Jakel schon gar nicht verwinden und vergessen. Am nächsten Sonntag bewaffnete er sich mit einer Pistole, lud eine gewisse Kugel hinein und juchzte Nachts den Teufel herbei, der auch bald kam. Wie er dem Jakel nahe kam, schoß dieser die geweihte Kugel auf den Teufel ab, hatte sich aber dabei selbst betrogen, denn dem bösen Menschen fehlte die Gnade von Oben und der Teufel war schußfest. Daher drehte der Teufel dem Schützen den Hals um und zerriß ihn in viele Stücke, welche man am andern Morgen am Zaun aufgesteckt sehen konnte. Seitdem juchzen die Burschen bei Nachts niemals, wenn sie nicht ein gutes Gewissen haben.

346.

Erschaffung der Wiesel.

Bekanntlich wird nach dem Volksglauben auf den Alpen nicht selten das Vieh von den droben häufigen Schlangen gebissen. So geschah es auch auf der Alpe Taghaus im Tauferer Thale.

Es kam nun auch auf diese Alpe ein fahrender Schüler, mit dem sich alles so zutrug wie die häufig sich wiederholende Sage insgemein berichtet. Er fragte die Aelpler, ob sie jemals auch einen weißen Wurm gesehen hätten, und sie betheuerten heilig, daß solches noch nie der Fall gewesen wäre, weil sie wußten, daß wenn sie dem fahrenden Schüler sagten, sie hätten den weißen Wurm gesehen, wie allerdings geschehen war, jener seine für ihn höchst lebensgefährliche Kunst nicht geübt haben würde. Der Zauberer zog einen Kreis, entzündete sein Feuer, las seine Beschwörung, und es kamen und kamen die Beißwürmer zahllos daher, stürzten in das Feuer und verbrannten. Da plötzlich schöß die gefürchtete weiße Schlange daher und der Zauberer schrie: „Wehe! der weiße Wurm! Fluch euch! ihr habt mich betrogen! Fluch und Rache, und er stürzte sich selbst in das Feuer und riß die weiße Schlange, die ihn schon umringelt hatte mit hinein und alles verbrannte. Aber der fahrende Schüler blieb nicht ungerächt, denn statt der Beißwürmer und weißen Schlangen erschien plötzlich auf den Almen jener Gegend das Brisele (Wieselchen), sprang die jungen Kälber an, biß sie und das Rindvieh am Hinterleib und an dem Hinterbeine, worauf das Vieh nach kurzer Zeit starb, und säugte den Kühen die Euter aus. Von dem gebissenen Vieh ist nicht einmal das Fleisch zu genießen. So glauben die Aelpler überm Tauferertḥal auf der Alpe Taghaus und erzählen von den Briselen gar abenteuerliche Dinge. Einmal ging ein Hirte verlaufene Kälber zu suchen, da sah er ein Brisele auf einem Steine sitzen. Er warf einen Stein nach ihm, da that es einen gewaltigen hohen Aufsprung und dann fuhr es in den Erdboden hinein, — weg wars. Wenn nun auch die Furcht vor dem Wieselchen auf den Alpen etwas übertrieben ist, so ist sie doch nicht ganz ohne, denn als ein schädliches Thier säuft es die Eier aus, vertilgt junge nützliche Vögel und beißt die Kühe in die Euter, so, daß am letzten schwer zu heilende Geschwülste entstehen. Der wunderbare Anklang dieser Sage gesellt das Wieselchen wiederholt der Reihe halbmythischer Thiere bei. *)

*) Vergl. Alpenburg's Myth. und Sag. Tir. S. 383.

347.

Venedigermandl und Bergmandl.

Im Debantthale unterm Aigerköfele liegt ein großer Goldschatz, den bewacht ein Bergmandl sehr eifrig, und es geht ihm wie manchen andern Schatzhütern im Pusterthale, die glauben nämlich verhungern zu müssen, wenn sie andern Etwas von ihrem Ueberfluß darreichen müssen. Einmal kam ein Venedigermandl in das Thal, fand einen Hirten und sagte zu diesem, er möchte ihn hinbegleiten zum Aigerköfele, er wolle ihm für den Weg 6 Thaler geben, oder wenn er lieber wolle, auch die Hälfte des Goldes, das er dort gewinnen werde. Der Hirt dachte: „Du wirst da hinten was recht's gewinnen, nicht eine Laus ist dahinten zu fischen und 6 Thaler sind ja für den kurzen Weg ein riesigs Geld, und wählte daher die runde Summe, das Gewisse für das Ungewisse. An Ort und Stelle angelangt trat der Venediger unter eine Felswand und begann laut aus einem Büchlein zu lesen. Da erschien bald ganz droben über der Wand ein Bergmandl und fragte finster: „Was gibt es denn?“ „Nichts gibt es für dich,“ rief der Venediger, „aber 30.000 Gulden Gold für mich: die bringst' mir gleich.“ Da wurde das Bergmandl sehr böse, schüttelte seinen Kopf, schoß fort und brachte gleich darauf 10.000 Gulden in lauter Rollen, worauf es schleunigst in den Berg zurück entwich. „Dös langt nit, Mandl“! rief der Venetianer, schlug sein Büchel von neuem auf, und las wieder. Der Hirt verstand aber kein Wort davon, mochte wohl wälsch oder lateinisch oder gar hebräisch sein. Wieder kam das Bergmandl ganz grantig und wild und fragte: was es denn noch immer gebe. Das Venediger Mandl antwortete: „Dös langt halt nöt, bringst noch' Mal so viel.“ Da eilte das Bergmandl in den Berg zurück, kam wieder heraus und brachte abermals zehntausend Gulden in Gold hin und schwand von dannen.

Das Venedigermandl aber guckte gar nicht nach dem Golde, sondern las weiter, immer weiter, bis das Bergmandl wieder aus dem Felsen kam, dießmal aber gar nicht fragte: was gibt es? sondern gleich gab, nämlich noch einmal ein Sackl mit 10.000 Goldstücken, aber äußerst wild, drohend und aufgebracht. Nun lud

der Venetianer das viele Gold in ein Faßl auf einen Schubkarren, gab dem ganz verdutzten Hirten 6 Thaler und sagte zu ihm: Du Tropf, hast mich noch mehr als dich verkürzt, hättest du statt dieses Lumpengeldes eingewilligt die Hälfte dessen zu empfangen, was ich selbst empfing, so mußte das Bergmandl sechzigtausend Gulden blechen und du hättest den nächsten Ritter fragen können, was sein Schloß und sein Gut werth sei.

348.

Die Freimannsgrube.

Freimannsgrube heißt eine Höhle in der Stanzeralpe, unweit Gmünd im rauhen Bergthal, welches die Hirten „'s Liserthal" nennen, an der Grenze von Tirol und Kärnthen. In dieser Höhle ruht ein reicher Goldhort, den aber Schlangen, Drachen und andere Ungethüme hüten.

Nur einmal alljährlich schlägt die Stunde, in welcher die Höhle offen und der Zugang zu derselben frei ist, aber Niemand weiß, wann sie schlägt.

Wer es trifft, dem fehlt es nicht. Mancher hat dort sein Glück versucht, man hat aber nie erfahren, ob auch nur Einer es gefunden.

Man erzählt Folgendes:

Einst zur Kriegszeit brachte man alles Geld aus Gmünd zusammen und wenige Männer verbargen es in genannter Höhle. Diese starben durch den Krieg und Niemand wußte später die Schätze. Endlich entdeckte dieselben ein Hirtenknabe, oder, sagen Manche, sie wurden ihm von einem Geiste gezeigt. Der Knabe steckte die Taschen voll an, und ging damit auf Befehl des Geistes zur Obrigkeit um die Anzeige zu machen. Von Obrigkeitswegen wurden 2—3 Männer mit dem Knaben zur Grube geschickt, um die Wahrheit der Anzeige zu erforschen. Da diese wirklich das Geld sahen, brachten sie den Knaben um und wollten das Geld für sich allein haben. Aber es ging ihnen übel, sie wurden zur Strafe ihrer Missethat vom Teufel zerrissen.

Von dieser Zeit an war die Grube nicht mehr zu betreten. Einmal wagte sich einer mit einem großen Hunde hinein, welchem

er einen Sack angehängt hatte; aber während er mit Einfassen beschäftiget war, kamen plötzlich verschiedene Ungeheuer und warfen mit Steinen nach ihm. Er mußte entfliehen und der Hund lief sammt dem Gelde, welches er im Sacke hatte, davon. Uebrigens hört man drunten in der Nähe der Freimannsgrube gar wenig mehr davon und Viele wollen der ganzen Geschichte keinen Glauben schenken.

349.

's Fritzl.

Zu Kals im Kalserthale, südlich unterm Großglockner gelegen, lebte ein weit verrufener Schwarzkünstler und Wunderdoktor, der zugleich seine Freude daran hatte, den Leuten allerlei Schabernack anzuthun, und seine Possen vor aller Welt Augen zu treiben. Zu Lienz beim Wirth Sauter schob das Fritzl einmal den Ofen durch die Wand auf die Gasse hinaus, und als er zu Jedermanns Verwunderung lange da gestanden hatte, schob er ihn auch wieder in die Stube hinein. Ebenso schob er den Ofen beim Wirth Mayer auf das Hausdach hinauf; da erblickte ihn der Dekan Jäger von seinem Fenster aus und „henkte ihn an," so daß 's Fritzl zum Dekan hingehen und ihn bitten mußte den Ofen wieder herabschieben zu dürfen.

Ein ander Mal saß an einem Markttage ein Hahn auf einem Dache droben, da machte 's Fritzl die Leute aufmerksam, daß dieser Hahn einen großen Baum am Schweife nachziehe, und wirklich sahen es alle Leute so. Da ging ein Weibsbild die Gasse herauf, (es war am Oberplatz zu Lienz) und sagte: „Ihr Narren! er hat ja nur einen Strohhalm im Schweife," und im selben Augenblick glaubte Jedermann einen Strohhalm zu sehen; 's Fritzl aber ließ diese Weibsperson nicht ungestraft dafür, und sie mußte, je weiter sie die Strasse hinaufging, ihre Kleider desto mehr in die Höhe heben, denn sie glaubte im Wasser zu gehen; daher wurde sie für eine Verrückte gehalten *).

---

*) Deutet als Widerhall auf eine öfters begegnende Sage, in der die Grafenmagd unbewußt ein vierblättriges Kleeblatt bei sich hat und so allen Zauber zerstört.

Einstens wollte im Salzburgerland ein Gerichtsdiener 's Fritzl einfangen. Da lief es hinter den Ofen hinein, jener wollte es beim Fuß herausreißen, hatte aber nur den Fuß allein in der Hand. Auch konnte es sich in verschiedene Thiere verwandeln. Einstens verwandelte es sich in eine Maus, da kam aber eine Katze in's Zimmer und da wäre es, wie es nachher sagte, bald zu Grunde gegangen, wenn es nicht schnell ein Loch angetroffen hätte. Ebenso verwandelte es Speisen in Mäuse, die es dann gerne zu essen bekam, wenn es sonst nichts gab. 's Fritzl war auch ein Schütz und schoß absonderlich Gemsen, die es aus weiter Ferne traf, trotz dem Oberleitner in Tarenten *). Einst verlangte ein Jäger im Obervollbach vom Fritzl die Gemsen zurück, die es in dessen Revier geschossen, und das Fritzl war gleich bereit. Es trieb auf einmal 30 Stück Gemsen durch den Wald und rief höhnisch: „Na, nimm sie dir doch!" Und flugs liefen alle 30 Gemsen durch die Gassen zum Orte hinaus.

Noch gar viele andere Stücklein werden Fritzl nacherzählt, und man könnte es in Bezug auf diese den Pusterer Dr. Faust nennen.

350.

Das Rahmlötterle.

Im Teferegger und Kalserthal strich ein alter buckliger Bettler auf und ab, den man nur das Rahmlötterle, so viel als Rahm-Mandl, nannte, weil vorzüglich Rahm seine Lieblingsspeise war, wodurch es zum wenigsten guten Geschmack an den Tag legte. Es war aber gar ein seltsamer Geselle, er bettelte zwar um den Rahm, wenn man ihm aber keinen gab, so nahm er welchen, und wenn man vor ihm die Thüre zusperrte, so ging er mitten hindurch trotz Schloß und Riegel, und fuhr noch obendrein mit seiner gewaltigen Hand in die Rahmschüsseln und Rahmtöpfe. Kam Jemand dazu und jagte das Rahmlötterle fort, so ging es ganz still von dannen, drückte die Ohren auf und sagte kein Wort. Man weiß nicht mehr recht, ob selbiges Lötterle eine Art Taugenichts war, oder was es sonst eigentlich für eine Bewandtniß mit ihm hatte.

*) Vergl. Alpenburg's Myth. u. Sag. Tir. S. 317.

351.

Vinzenz der Wasserschmecker.

Im Iselthale machte sich einst ein Mann bemerkbar, Namens Vinzenz; das war ein sogenannter Wasserriecher, der mancherlei seltsame Eigenschaften besaß. Vor allem hatte er die merkwürdige Gabe, überall zu entdecken, wo unterirdische Quellen verborgen waren. So war in der Pfarrei Dölsach bei Lienz ein Bauer, Namens Tschuling; dem fehlte es sehr an einem Brunnen auf seinem Gehöft; er ließ deßhalb den Vinzenz kommen, und der bezeichnete ihm bald eine Stelle im Garten wo er nachgraben solle. Tschuling aber lachte ihm ins Gesicht und sprach: „Narr! hier ist alles Fels und wo Fels ist kann kein Wasser sein.“ — „Selbst Narr, damischer dazu!“ antwortete Vinzenz: „Wo Wasser ist, ist kein Felsen; droben der Waßler, dein Nachbar, muß 18 Fuß durch Felsen niedergraben.“ Beides bestätigte sich; denn beide gruben einen Brunnen, obwohl beim Tschuling im Garten sonst alles Felsen war und bei letzterem im ganzen Acker nie ein Felsen entdeckt worden war; nur an Einem Orte war ein kleiner Bühel, wo dann in der Tiefe Felsen standen. Einmal schlief dieser Vinzenz bei einem Bauer in der Stube, mit Namen Rainer; da ging am folgenden Tage in der Früh, als es noch ganz finster war, beiläufig um 4 Uhr, der Nachbar dieses Bauers in dessen Mühle um zu mahlen und griff daher beim genannten Bauer bei der Stubenthür hinein, um den Mühlschlüssel herauszulangen ohne hineinzugehen. Deßhalb fragte nun Vinzenz beim Frühstück, wer denn bei der Thür hereingegriffen habe, und als man ihm sagte es sei der Nachbar gewesen, der da den Mühlenschlüssel geholt habe welcher bei der Thür gehangen sei, so sprach Vinzenz: So? über ein Jahr wird er euer Nachbar gewesen sein! und richtig starb jener noch im selbigen Jahre. Sonach schmeckte Vinzenz nicht nur Wasser, sondern sogar den Tod anderer Leute.

352.

Der Wunderer.

Zu einer Zeit war in Lienz und im ganzen Pusterthal und den Nebenthälern ein Mann bekannt, der war aus dem nahen

Kärnthen, gar nicht weit von der Grenze gebürtig, aber mehr in Tirol heimisch als in seinem Geburtslande. Er konnte viel und wußte viel, welches erstere sich nicht immer mit dem Vielwissen vereinigt zeigt, und da mancherlei an ihm den gewöhnlichen Leuten nicht selten wunderbar erschien, so hieß er insgemein der Wunderer. Seine Hauptkunst war die des „bringen machen" von Sachen die gestohlen waren, und in dieser Beziehung wurde er von weit und breit auch besucht und begehrt. Er hatte eine geheimnißvolle Kenntniß zukünftiger Ereignisse und Begebenheiten, ohne daß er eigentlich wußte, woher und wie sie ihm kam, und diese bewährte sich absonderlich selbst bei seinem Tode. Es war in den vierziger Jahren des laufenden Jahrhunderts, — da lebte der Wunderer noch, — als er am Morgen des heiligen Stefanstages (des zweiten Weihnachtsfeiertages) mit seinem Nachbar in die Kirche ging, denn der Wunderer war keineswegs ein Teufelsbündner oder ein Lump. Da blieb er auf einer Brücke stehen und sagte: „Wie wird es doch heute noch gehen? Ich fühle mich so frisch und gesund und doch sagt mir mein Sehervermögen, daß ich noch heute sterben werde." Aber wie, das sagte er nicht. Der Nachbar staunte, erschrack und suchte dem Wunderer sein Vorgefühl des Todes als eine trübe Ahnung auszureden. Der Gottesdienst ging zu Ende, der Wunderer ging nach Hause, der Abend kam, er lebte immer noch, — aber es erhob sich ein Sturmwind. Wie der Wunderer sich zu Bette legen wollte, donnerte eine Schneelavine vom Berge nieder, zerschlug sein Haus und begrub ihn unter dessen Trümmern.

353.

Der uralte Wandersmann.

Noch in den letzten Jahren lebte (und es ist gar nicht erwiesen, ob er nicht noch heute lebt) ein Mann, der auch mehr verstand, als Brot essen. Seine ursprüngliche Heimath war Luggau an der Tirolergrenze. Zuletzt hatte er sich im Markt-Spital im Drauthal im nahen Kärnthen niedergelassen. In früher Jugend hatten ihn Zigeuner entführt und ihn auf ihren Zügen durch mehr als die halbe Welt geschleppt. In Afrika und Amerika war er gewesen und Zigeunerkünste hatte er gelernt die erstaunlich waren.

So setzte er einen Strohhalm mitten in einem Strohbündel in Flammen, und der Halm brannte oder glimmte fast durch den ganzen Bündel bis an's andere Ende, ohne auch nur bei den umgebenden Halmen eine Spur von Brand zu bewirken. Der Zufall führte ihn nach vielen Jahren in die Heimath zurück, und es wurden Kindheits-Erinnerungen durch die Gegend lebendig in ihm wachgerufen. Daß er entführt worden war, wußte er, und nun entführte er sich selbst rasch entschlossen den Zigeunern, und ging in Mitte eines Baches stundenweit; denn seine Spur auf der Erde hätten sie vermöge ihrer Kunde von solchen Dingen gleich gefunden. Er zog dann lange im Pusterthal umher, bald dieses, bald jenes Gewerbe übend, bevor er seinen Sitz für immer zu Markt-Spital aufschlug. Er war auch Arzt und selbstverständlich Wunderdoktor, aber kein Schwarzkünstler, steuerte den Hexen und Vermeinungen, half den Beschrienen durch Räucherungen mit allerlei Kräutern von ihren Uebeln, besuchte fleißig die Kirche, war allgemein geachtet und lebte noch 1857 im hohen Alter von 106 Jahren. Vielen Leuten, die er nie gesehen, sagte er ihre ganzen Lebensschicksale, als ob er diese aus einem Buche lese, so klar und bündig und zutreffend.

354.

Das Schloßfräulein auf Stein am Ritten.

An der Poststraße von Kollmann nach Botzen, zu Steg, wo ein gedeckter Steg über den Eisack links nach Völs führt, steht rechts in der Höhe auf einem Porphyrhügel einsam und öde die Ruine Stein, wo der Pfad nach dem Ritten, einem berühmten Sommerfrischorte der reichen Botzner, vorbeiführt. Stein am Ritten war einst ein Raubnest in der alten Fehdezeit, wo das Recht nach Gewalt gemessen wurde, und erhielt später verschiedene Besitzer. Von diesen leuchten 2 Geschichtsnamen hervor. Engelmar von Villanders, der die Burg im Jahre 1346 im Besitz hatte, und später war der reiche Nikolaus von Winkler dessen Pfandinhaber. Große Unglücksfälle stürmten über diese Burg her. Beide fanden tragischen Untergang. Der erste leiblich, der andere häuslich, trotzdem sie die größten und berühmtesten Männer ihres Landes und ihrer Zeit waren. Beide aber gingen nicht zu Grunde wegen ihrer

Schuld, sondern wegen ihrer Macht, die man anstößig oder gefährlich befunden hatte. Nachmittags 3 Uhr steigt ein wunderschönes Burgfräulein aus dem unterirdischen Gewölbe der Burg, setzt sich auf die grauen zerbröckelten Gesteine und weint so bitterlich, daß die Trümmer ganz naß werden. Weder Bann noch Gebet vermochte jemals das weinende Fräulein zu erlösen, auch weiß Niemand Näheres wer es sei, man hält es für einen Schloßgeist, wie deren auch anderswo vorkommen. Andere halten es für Engelmars liebende Hausfrau, die ihres Gatten und Bruders Griffo Tod beweint, welche Konrad von Teck, als er ihre Veste eroberte, köpfen ließ. Leute aus Völs, welche jenseits niederstiegen und hinüberblickten auf die Ruine Stein, wo diese sich sehr häufig dem Auge zeigt, wollen das Fräulein in stillen Mondnächten sitzen gesehen haben und spendeten ihr zum Trost ein frommes Gebet, aber immer vergebens.

355.

Der Hexenboden ob Lengstein.

Ueber der Gemeinde Lengstein, auch „St. Ottilia," wohin man von Kollmann an der Poststraße in einer guten Stunde gelangen kann, liegt der sogenannte Hexenboden, wo sich die Hexen, gleichwie auf dem Blocksberg zu Spiel und Tanz versammeln und wo es gar wild und sündhaft zugeht mit Schwelgereien aller Art und wobei ein zufällig Dazugekommener meist verloren ist. — Ein Heumahder kam einst ziemlich spät Abends auf den Hexenboden und sieht da vor einem Schupfen eine Menge Paare sich lustig im Reigen drehen und dann festliches Gelag halten. Eingeladen durch Winke und Worte tanzt der Mahder mit und taumelt endlich nach toll durchschwärmten Stunden matt und müde in den Schupfen, wo er sich auf weichem Lager zum Schlafe hinstreckte. Als er aber am Morgen aufwachte, war er braun und blau gedrückt, im Gesicht noch zerkratzt und sein weiches Lager war der Kuhmist.

356.

Die wilden Männer.

In tem Walde bei Barbian und Steineck hat es vor Zeiten wilde Männer oder Riesen gegeben, welche bisweilen schrieen, daß man es meilenweit hörte. Der Steinecker schrie immerfort; „Trägt! trägt!" und der andere schrie: „Eschahi! Eschaha!" und dabei jagten die Riesen die Saligfräulein und tödteten sie, wenn sie nur irgend eines habhaft werden konnten. Nun wird eine gleichlautende Mär von Beiden erzählt. Ein Knecht, der den einen oder den andern Riesen schreien hörte, schrie ihm nach: „Trägt! trägt!" oder: „Eschahi! Eschaha! Bring meinen Thoal a!" — Und da hing am andern Morgen die Hälfte eines Saligfräulein's schauerlich gespalten am Hausthürpfosten und war nicht wieder wegzubringen, bis endlich dem Knecht gerathen wurde, nochmals dem Riesen nachzuschreien: „Eschahi! Eschaha! nimm meinen Thoal a!" Dieses that er, und da verschwand das halbe Weibel; der Knecht aber schrie niemals wieder.

Diese Sage erinnert lebhaft an eine ähnliche im thüringischen Voigtlande, nur daß dort an die Stelle des wilden Mannes der wilde Jäger und an die Stelle des Saligweibleins ein Holzweibel tritt *).

357.

Die Dame von Hauenstein.

Auf Hauenstein, der berühmten Burg, auf welcher der Minnesänger Oswald von Wolkenstein seine Lieder dichtete, wohnte ein Ritter, der in das heilige Land ziehen mußte. Er versah das Schloß auf ein volles Jahr mit Lebensmitteln und verschloß eifersüchtig eine junge Frau in demselben, bis zur Zurückkunft, die innerhalb desselben Jahres erfolgen sollte. An ein Eindringen von Außen, an ein Entkommen von Innen war nicht zu denken; so zog der Ritter durch Ungarn nach Palästina. Die zurückgelassene Gattin mit der ersten Leibesfrucht unterm Herzen trug mit Freuden die Einsamkeit

---

*) Vergleiche Alpenburg's Myth. u. Sag. Tir. Seite 3. Bei Bechstein, deutsches Sagenbuch 541 und 542. u. w.

und ward nach 3 Monaten Mutter eines Knäbleins, das dem Vater ganz ähnlich sah. Das Jahr war in der Pflege desselben bald verschwunden, aber auch die Lebensmittel begannen ein Ende zu nehmen, und kein Ritter wollte kommen. Die Frau trat wohl hundertmal an einem Tage ans Fenster, um zu sehen, ob keine Erlösung nahe? Sie ward mit jedem Tage schwächer. Eines Tags sah man sie endlich todt am Gesimse des Fensters lehnen und das Knäblein an ihrer Brust verschmachtet. Drei Tage später starb auch ihre treue Magd den schrecklichen Hungertod. Am Tage darauf langte der Ritter in sichtbarer Angst an. Er trat ins Schloß, in die Gemächer der Frau; er hoffte Leben, fand aber nur 3 Leichen. Er sank todt auf sie nieder. Man begrub die Todten in der nahen Kirche zu Seis. Alle Nachmittage, 3 Uhr, wandelt die Frau noch immer mit losen, blonden Haaren aus dem Grabe in die Ruinen des Schlosses und blickt aus dem Fenster hinab nach Seis, und der Wind wirft ihr die fliegenden Haare ins bleiche Gesicht.

358.

Der Eingang zum Rosengarten.

Dicht unter den Burgtrümmern von Hauenstein quillt ein Zauberbrünnlein. Dort war der geheimnißvolle Eingang in die unterirdische Krystallburg des Zwergenkönigs Laurin, hart unter einem Felsen und umgeben von dem grünen Tann, der schon damals rauschte als Dietrich von Bern diesen Eingang fand und den König fing. Hoch ragt über allem diesem der Schlern mit seiner Dolomitzackenkrone, der Gegend erhabenster Schmuck und noch heute der Rosengarten geheißen, auch auf Landkarten mit diesem Namen bezeichnet, und mit jenem nahe der Burg Tirol über Meran nicht zu verwechseln. Noch immer umweht jene Felsen und Thaltiefen der Zauber der Poesie, deren magischer Krystallborn ewig quillt, und Lied und Sage verherrlichen dauernd das wundersam gefeite Land.

359.

Der Schlern-Teufel.

Der Schlern, einst hoch gehalten als Laurins Königssitz, Burg und Garten, verlor einen Theil seiner alten romantischen Poesie und gab ihn später ab an die unheimlichen Teufels- und Hexensagen. Er ist zum Blocksberg seiner Umgegend geworden. Früher, ehe noch das Kirchlein mit einer geweihten Wetterglocke auf dem Schlern stand, ritten die Hexen zahlreich auf Rossen oder Mulen hinauf in die Felsregion, daß die Steine Funken gaben. Dann ging es droben toll her. Sie versprengten Vieh und Leute auf den Weiden, oder zogen junge Männer mit sich fort, wie Sturmwind. Vor Allem war es aber der Teufel selbst, der in Gestalt eines wilden Gauls, struppig von Haaren, glühend von Augen, überall durchsprengte und niedersprengte was nicht gesegnet war. Wird manchmal sogar noch gesehen dieses Ungethüm. Am wildesten geberdete es sich, als das Kirchlein auf dem Schlern gebaut wurde. Der Maurer und zugleich Erbauer, der „Zöggeler Mart'l", der den Kirchenbau übernommen hatte, war ein geschickter, fleißiger Mensch aus Völs im Eisackthale gebürtig und wohlbekannt; er richtete sich in der Nähe eine Heuhütte ein, wo er wohnte und schlief, um immer nahe zu sein und den Bau leiten zu können. Er hatte sich auch zwei Geisen eingestellt, damit es ihm an Milch nicht fehle. Weil der Herbst sehr gut war, blieb er dort bis zur Schneezeit.

Gleich nach Michaeli war es, da kam in der Nacht ein fürchterlich wildes Roß zur Thüre und fing zu kuttern (d. h. schnauben) an und kutterte bis zur Thür her, die sehr klein und inwendig mit 2 Stangen überkreuz verrammelt war, daß Niemand herein konnte. Die Geisen machten einen Höllenlärm und des Maurer's Hündlein, das doch sonst so bissig und böse war, heulte und kroch unters Bett, und dieß überzeugte den Zöggeler Mart'l sogleich, daß es das Teufelsroß war. Daher schrie Mart'l hinaus: „Floich, du hast mit mir nichts zu thun, Satan!" und wie Mart'l so gerufen hatte, da drückte es erst an die Thür, schlug daran, daß die Hütte zitterte, und gallopirte aber bald davon.

Und Mart'l hat nichts lieber als diese Heldenthat erzählt und hat gewöhnlich beigesetzt: „So ein Teufel ist ein elender Wicht, und ein Mensch, der keine Todsünd' auf sich hat, kann ihm d'Horn und 'n Schweif ausreißen."

Daß der Teufelsgaul die Thür nicht eindrücken konnte, geschah darum, weil Mart'l inner der Thür die Spreizer überkreuz gestellt hatte; das ist ein Hauptmittel gegen böse Mächte.

360.

Der Teufel von Loos.

Auf dem Sessel, einer Heuhütte am Schlern, etwa eine Stunde unter dem Schlernerkirchlein, waren vor etwa 50 Jahren mehrere Leute über Nacht geblieben, Junge und Alte. Die Buben hatten ziemlich viel Branntwein getrunken und klafften, *) daß es eine Schande war. Da schrieen die Alten: „Seids still mit eurer Sauglocke!" Jene folgten aber nicht. Endlich erhob sich ein fremder alter Mann, — er schien ein Bettler zu sein — und sprach: „Hörts auf, sonst kommt noch der Teufel von Loos herab (Loos ist das Hochthal aufwärts benannt). Jetzt lachten die Buben erst recht dazu. Aber gähling fährt es und poltert es und klingelt es durch den Loos herunter und wirft sich aufs Dach, als ob viele Fuder Ketten darauf geworfen worden wären. Da schrie der Alte: „Des Hurensöhn', z' Nachts außi!" und ging davon. Aber die Buben und die andern Leute konnten es nicht erklären, was die Worte bedeuten sollten, sondern fingen Alle zu beten an, und wirklich ist nichts weiters geschehen und keinem ist ein Leid widerfahren. Der Erzähler dieser Geschichte setzte bei, daß der Alte mit seinem Spruch sagen wollte „Des Hurensöhn', jetzt gehts außi, wenn's Schneid habt's!"

---

*) zoteten, läuteten die Sauglocken (nach Tiroler Volksausdruck). Im Mittelalter war klaffen ein Schimpfwort.

361.

Teufels-Blendwerk.

Ein Bauer, der auf dem Schlerngebirg Wiesen hatte, fuhr vom Dorfe Völs unterm Schlern, wo er wohnte, nach diesen seinen Bergwiesen. Etwa nach zwei Stunden langte er bei „Peterfrag“ an, wo ein Christuskreuz mit der Mutter Gottes und St. Johannes aufgerichtet ist, und betete wie es Brauch ist. Kaum grauete erst der Morgen, doch war es licht genug, daß der Bauer bemerken konnte, wie vor seinen Ochsen, die er am Bergwagel vorgespannt hatte, große Haufen lagen; obs Steinhaufen, Holzhaufen oder andere waren, das konnte der Bauer nicht erkennen. Er ließ sich auch nicht lange narren und schrie „hi! zu!“ und die Ochsen wollten gehen, konnten aber nicht. Jetzt geht der Bauer vor die Ochsen mit seinem großen Stecken und schreit: „Mach dich durch!“ und kreuzt mit dem Stecken in die Luft und alles Haufenblendwerk rauschte und rauschte augenblicklich durch die wilde Teufelsschlucht hinunter, die bei Peterfrag am Wege ist. Nun fuhr er ungehindert einen Büchsenschuß weit vorwärts und aufwärts, wo die Wänd' anfangen, eine Felsenenge durch welche der Weg führt. Bei diesen Felsen ist eine Höhle, welche einst der Teufel gegraben haben soll, der dort die Leute erschreckte oder auf sie paßte. Dann haben aber die Alten das Teufelsloch gesäubert, indem sie „unsern Herrn im Oelberg“ mit dem Petrus, Johannes und Jakobus hineinsetzten, wie noch jetzt zu sehen ist. Ein Vaterunser hat noch nie geschadet, daher der Bauer auch hier eins betete. Die Wänd', d. h. diese Klamm, dauert fast 3/4 Stunden, geht immer steiler empor und es gibt keinen andern Weg, um das Bergheu herabzubringen. Da fuhr der Bauer nun durch und kam am Ende der Wänd' oben „am Sessel“ an, wo die erste Heuhütte steht (s. die vorige Sage). Hier fand er einen bekannten Bauer, der ihm mit Schrecken erzählte, daß auch in vergangener Nacht der Teufel auf dem gleichen Wege ähnlichen Spuk verübt, ja mit Gestein und Holzmassen den Pfad aufgefüllt habe, daß kaum durchzukommen war.

362.

Der Hexenschütz.

In der Nähe der berühmten Klamm von Schlern stand einst an einem dunstigen und schwülen Gewittertag eine Bäurin und gewahrte, daß die unheilschwangeren Wolken sich hinter Schwarzegg ballten und zusammenzogen. Es dauerte gar nicht lange, so fing es an zu donnern und zu blitzen. Bald fielen auch große Regentropfen neben dem Schäfterhause nieder, vor welchem die Bäurin stand, die ins Gewölk blickte und bei jedem Blitzstrahl sich bekreuzte. Nun kam auch der Bauer daher mit der Sense in der Hand und sagte zu seiner Bäurin: Kathl, heut gibt's ein arg's Wetter ab, wann's nur nicht hagelt. Gott bewahr uns davor, entgegnete die Bäurin, und nach einer großen Wolke zeigend, sprach sie weiter: Schau Hansl, wie es dort in der Mitte des Gewülbes (Gewölkes) herumfährt, bald hin, bald her, bald qualmend, bald stossend u. s. w. und wahrlich man merkt fast deutlich darin eine dunkle Gestalt mit einem Besen in der Hand. Das ist die Wetterhex, die schieß ich herunter, sagte der Bauer, als er die Hand über die Stirne haltend, die schwarze Gestalt in der Wolke zu erkennen gemeint hatte. Hansl! wenn du fehlen würdest, könnt's dir schlecht ergehn! Ich fehle nicht, Kathl! Ich hab' geweihte Kugeln, so sprach er, ging in die Kammer, nahm das Gewehr von der Wand, besprengte es mit Weihwasser, lud Pulver hinein und die geweihte und bekreuzte Kugel und eilte dann zur Klamm hinüber, zielte in die Wolken und drückte los. Es knallte tüchtig. Auf einmal hört der Bauer ein fürchterliches Geheul in den Lüften, das kam immer näher und näher und plötzlich fiel eine Wetterhexe neben ihm todt nieder. Abscheulich anzusehen lag sie vor ihm, worüber er sich so entsetzte, daß er viele Tage ganz verwirrt herumging. Nachdem er Tag und Nacht keine Ruhe gefunden, ging er endlich nach Afing hinunter zum Herrn Kuraten und erzählte ihm die ganze Begebenheit. Der Kurat, ein gescheidter Mann, sprach dem Hexenschützen Muth ein und wußte ihn durch Zusprechen bald wieder zurecht zu bringen.

363.

Der Wilde zu Pfrain.

In der hohen Gebirgsregion des Schlern, auch in der Alpengegend welche 5000 Fuß über dem Meere Pfrain genannt wird, und auf den das blanke Horn genannten 8000′ hohen Bergesspitzen, hauste einst ein Wilder oder: „wilder Mann.“ Er besaß Riesengröße und Riesenstärke und erschreckte gar oft die Aelpler in oder bei ihren Sennhütten, war aber im Grunde doch nicht immer allzuschlimm und hatte bisweilen auch seine gemüthlichen Stunden; dann heimgartete er bei den Hirten und erzählte viele Wunderdinge. Einsmals ward er von einem Senn gefragt, wie alt er denn eigentlich sei, denn er hatte alle Ahneln gekannt; darauf antwortete er:

„I denk den Schlern,
Kloan wie an Nußkern
Und z' Pfrain
Den besten Wein
Und auf Blankenhorn
S' beste Korn.“

Das waren freilich andere Zeiten, und wie nach und nach Zeiten und Menschen schlechter wurden, so war es auch bei dem uralten Wilden der Fall. Er machte sich durch manche Unthat verhaßt, und die Bewohner begannen darauf zu sinnen, ihn zu verderben, es gelang aber nicht; endlich wollten sie es mit Branntwein versuchen den der Alte so gern trank, wie viele Zahme, die hernach, wenn sie sich voll und toll getrunken, auch Wilde werden. Ganze Gemeinden schossen zusammen, ein Faß voll Branntwein zu schaffen, das sie dem Wilden auf Steine legten, im besten Verhoffen, er solle sich daran todt trinken. Er fand das Faß, trank sehr wacker, setzte bisweilen ab und sagte:

Je mehr ich trunk',
Wie besser er mi dunk'!

Das lautete für die Hörenden wenig tröstlich; endlich aber wurde, doch nicht eher als bis das Faß leer war, der Wilde etwas rauschig, warf das leere Faß hin, und schwerkelte (taumelte) weiter. Bald darauf fiel er von einem Felsen herab und brüllte fürchterlich. Als aber nun die Hirten in den Abgrund kletterten, wo sie ihn

zerschmettert liegen zu finden hofften, war er fort und nirgends eine Spur von ihm zu finden, kam auch niemals wieder, und so waren jene Seelen froh ihn endlich los zu sein; doch haben sie nicht Brief und Siegel darüber, ob er nicht an einem schönen Abend wieder kommt.

364.

Der Schimmelreiter.

Etwa eine halbe Stunde unter Völs und 3 Stunden von Kastelrutt entfernt liegt am Schlernbach unter dem Tschafanberg das Dorf: „Ums.“ Von diesem westwärts liegen die Ruinen von dem einst majestätischen Schlosse Schenkenberg, worauf edle Deutschritter gleichen Namens hausten. Bis auf die neueste Zeit waren Schloß, Gericht und Güter Eigenthum der Colonna, Freiherrn von Völs, bis der letzte Völser im Jahre 1804 starb. Die Schenkenberger waren mit denen von Völs im 14. Jahrhundert in blutiger Fehde auf Tod und Leben, und mancher Frevel ward geübt in und um Schenkenberg, bis Gottschalk von Boymont im Jahre 1330 mit gewichtiger Hand und beredtem Munde den Streit endete, der nun aber mit Haß und heimlichen Verfolgungen fortgeführt wurde.

Doch der gewaltige Schritt der Zeit zermalmte Alles, Freunde und Feinde und es blieb nichts über, als Trümmer und ein gespenstiger — Schimmelreiter. Ein Ritter auf weißem Pferde, noch jung erscheinend wie einst, sprengt Abends oftmals aus den Bögen der Ruine hervor und eilt ins Weite. Auch soll, so berichtet die Schenkenbergersage, in den Kellergewölben ein goldenes Kegelspiel zu finden sein, eine Sage, die sich in vielen Burgruinen wiederholt.

365.

Die Jungfrau-Arme-Seele und die drei Schlangen.

Ein Knabe weidete einst einige Schafe nahe den Felsenwänden von Seben. Auf einmal sah er einen ganz ungewöhnlich hellen Glanz auf einem der Felsenblöcke. Er lief diesem zu, um sich zu überzeugen was das wäre. Wie er in die Nähe kam, ward

er einer Felsenhöhle gewahr und einer Jungfrau, die fast am Eingange weinend auf einem Steine saß. Beherzt wie er war und theils aus Ueberraschung, redete er die Jungfrau an. Sie bedeutete ihm, daß sie eine arme Seele sei, und daß er sie leicht erlösen könnte. Morgen um dieselbe Stunde, sagte sie ihm, solle er wiederkommen mit mehreren Haselstäben, und wie er vor die Höhle komme, werden ihm 3 Schlangen gewaltig zusetzen! aber er sollte nur nicht verzagen, sondern mit den Stäben hurtig darauf los gehen, bis sie alle 3 todt wären, dann sei sie gerettet. Sie versprach ihm auch, daß ihm kein Leid widerfahren solle. Der Knabe verschaffte sich die Haselstäbe und ging des andern Tags zur Höhle

Er fand die 3 Schlangen, von denen er zwei bald erlegte; die letzte aber war so gräßlich, krümmte und wand sich, sprühte Feuer und schlang sich dem Knaben um Hals und Füße, so daß er nach längerem Kampfe endlich wich. Ein Wehruf erscholl aus der tiefern Höhle und Geldmünzen klingelten über die innern Felsenabstufungen hinab. Der Knabe wollte mehrmals später die Höhle wieder suchen, fand sie aber nie wieder.

366.

Die verwunschene Königstochter.

Die Sage geht auch, daß die Jungfrau welche dem Knaben erschien und ihn bat, sie zu erlösen (siehe die vorhergehende Sage) die Tochter eines Königs gewesen sei, der von seinem Schlosse Geben aus das ganze Land ringsumher beherrscht habe. Dieser König ließ aus allen Flüßen das Gold waschen, war äußerst habgierig und sammelte einen ungeheuren Schatz, den er in den tiefen Gewölben seiner Burg verschloß. Da er zugleich ein mächtiger Zauberer war und auch seine einzige Tochter Niemanden gönnte, so verwünschte er dieselbe zur Hüterin seines Schatzes nach seinem eigenen Ableben und gesellte ihr einen Wächterdrachen zu, der nur dadurch sollte erlegt werden können, wenn ein völlig unschuldiger Jüngling ihm mit drei Haselstäben alle Schuppen vom Leibe schlage. Dann solle die Jungfrau Prinzessin erlöst und der Geldhort das

Eigenthum des Drachensiegers sein; daß der Drache nicht ohne einige Gegenwehr, als: Ringeln, Bäumen, Kratzen und lichterlohes Feuerspeien sich seine Schuppen abschlagen lassen werde, ist selbstverständlich. Viele Jünglinge, die sich in die bekannt gewordenen Bedingungen und den Drachenkampf einließen, verloren zugleich auch Leib und Leben, theils weil sie sich fürchteten, theils weil sie die Unschuld bereits verloren hatten, ohne sich dabei mit etwas zu decken, und mit den 3 Haselstecken war in der Hauptsache nichts gethan. Endlich kam wieder Einer, das Abenteuer zu bestehen. Die Jungfrau erschien ihm in aller ihrer Schönheit, besonders war ihr Oberleib reizend weiß und wie Milch und Blut, unterwärts aber war sie schwarz, und wie sie da überhaupt beschaffen war, das war nicht deutlich zu erkennen. Die obertheilige Schönheit der verwunschenen Königstochter entzückte und verblendete den Jüngling indeß dermaßen, daß er ganz und gar nicht hinsah, sondern immer nur die Jungfrau anstarrte. Da gab ihm der Drache mit der kralligen Vorderpfote einen ganz leisen Backenstreich, von dem ihm der Kopf anschwoll, so dick wie ein Melchstotzen, und nach einer Stunde war er hin, — und die Jungfrau blieb verwunschen bis auf den heutigen Tag.

367.

Spukender Ochse.

Zu Teiß gehen mancherlei Spuksagen um. Eine meldet von einem Geist, der als Ochse erscheint, während sich doch sonst Ochsen nicht als Geister hervorthun. Dieses Ochsengespenst hat seltsame Manieren an sich: es spaltet Holz, es zerrt Schlafende aus den Betten und versteckt dann letztere, so daß Jene, wenn sie nach ihrem Lager zurücktappen, keine Bettstatt mehr finden und zähneklappern müssen.

Die Betten, die auf solche Weise weggeschleppt wurden, fanden sich dann insgemein an ungewöhnlichen Orten wieder, wohin sie nicht paßten z. B. in dem Keller, auf dem Söller, auf dem Dachfirst u. dgl. Was vorhergegangen, was dieser Geistochse in seiner menschlichen Erscheinung gewesen, was er gesündigt und

weßhalb er zu solchem nutzlosen und auch völlig geistlosen Thun verurtheilt wurde, davon meldet die Sage nichts.

368.

Für den Radlsee wird Messe gelesen.

Der „Radlsee“ heißt ein kleiner See, welcher sich bereits auf der höchsten Kuppe eines Gebirges westlich von Brixen befindet.

So klein der See ist, so groß und unergründlich ist er in seiner Tiefe. In Brixen herrscht daher Furcht vor seinem Ausbruche und das um so mehr, da ein alter Wahrsager den Ausbruch desselben und den Untergang Brixens profezeit hat. Allwöchentlich, sagt man, wird in Brixen eine heilige Messe zur Abwendung des Uebels gelesen. Dieser See hat seinen Namen daher, weil einmal in den etwa 3 Stunden entfernten Dürnholzersee ein Wagenrad geworfen wurde, welches dann im Radlsee auf dem Wasser emportauchte. Eine ähnliche Seesage erzählt man im Zillerthal, wo in Zell, die Gefahr zu behüthen, auch eine heilige Messe jährlich gelesen wird. Deßgleichen auch vom Zireinersee am Sonnwendjoch, für welchen die Messe zu Mariathal gestiftet sein soll. Auch in Thüringen finden sich ganz ähnliche Sagen. So soll für den Schneekopf, für den Siegerberg, für den Sperrhügel und andere im Dom und im St. Petristift zu Erfurt alljährlich einmal Messe gelesen werden, damit ihr Wasser nicht ausbreche und die Gegend ertränke.

369.

Stadt Kastelrutt.

Der ansehnliche Pfarrort Kastelrutt, auch Kastelruth, in romanischer Sprache Castelrotto, uralt und römischen Ursprungs, war einst mehr als ein Dorf, es war eine herrliche, große, stattliche Stadt, voll reicher Bewohner, voll Wohlleben und Ueppigkeit. In diese Stadt kam einst ein alter, armer Bettler und bat um gastliche Aufnahme, ohne Lohn, um Gotteswillen, nur für die nächste Nacht. Aber überall ward er vor den Thüren abgewiesen und mit Hohnworten verfolgt. Als der Arme schon

alle Straßen durchwandert hatte und schon durch das Thor hinausgeschritten war, fand er in einem kleinen, bescheidenen Häuschen doch noch Aufnahme und Nachtlager. Dort bittet der Fremdling nur um ein Gefäß mit Wasser, und als er es erhalten hat, gießt er es zum Fenster hinaus. Verwundert blicken die Hausgenossen auf den Fremden, der voll tiefen Ernstes dasteht, wie ein Engel der Offenbarung, der die Schale des Zornes ausgießt. Und so war es. Jene Schale war eine Schale des Zornes, denn draußen rauschte es wie ein Gießbach, donnerte es wie ein Wasserfall, strömte Fluth auf Fluth im wachsenden Guße nieder wie ein Wolkenbruch — Alles aus einer kleinen Schale, und Kastelrutt ist gewesen und nichts mehr von ihm übrig geblieben als das kleine Häuschen vor dem Thor. Der Herr selbst war es gewesen, der Herzen und Nieren prüft, der der Kastelrutter Herzenshärtigkeit erkannt und über sie und ihren Ort das strenge Strafgericht verhängte. Langsam und allmälig baute sich der spätere Ort wieder an, aber das Gottesgericht durch Ueberfluthung haben die Kastelrutter nie vergessen.

370.

Schlangenbann auf der Seißeralm.

Ueber Kastelrutt liegt die Seißeralpe, die eine Hochebene bildet, deren Umkreis 12 Stunden beträgt. Ihre Wiesen sind weit und breit die besten. Sie trägt 300 Sennhütten und 400 Stadel.

Auch auf ihr gab es vor vielen Jahren zahlreiche giftige Schlangen, welche durch ihre verderblichen Bisse den Bauern an ihrem Vieh empfindlichen Schaden anrichteten. Eines Tages, an welchem ungewöhnlich viel Vieh gebissen wurde, kam ein kleines mageres Männlein zu einem Senner und erkundigte sich, wie es denn heuer mit der Plage stehe? Da der Senner sehr darüber klagte, gab ihm das Männlein ein Buch mit der Weisung: er solle ein großes Feuer machen, darum einen großen Kreis ziehen und zwar durch Zusammenstellen geweihter Sachen, er selbst solle dann in den Kreis hineintreten und im Buche lesen. Er werde dabei fürchterliche Dinge sehen und hören, er solle sich aber darob nicht fürchten und den Kreis nicht verlassen, sonst

sei es aus mit seinem Leben. Nachdem das Männlein dieses gesagt hatte, verschwand es. Der Senner that ganz nach der Vorschrift. Er machte ein Feuer auf, bildete um dasselbe einen Kreis mittelst geweihter Gegenstände, trat in diesen Kreis hinein und begann zu lesen. Da kam eine Schlange nach der andern, zischte um den Kreis herum und sprang dann ins Feuer.

Endlich sah er eine große, weiße Schlange die sich fürchterlich geberdete und ihn zu verderben drohte. Da wurde ihm bange und er hätte den Kreis verlassen, wenn ihm nicht früher das alte Männlein mit dem Tode gedroht hätte. Nach langer Zeit sprang dann auch die weiße Schlange in die Flammen und verbrannte.

Seither ist die Alm von den verderblichen Schlangen gänzlich befreit. Es ist dieß nur eine Wiederholung der in Tirol so häufigen Schlangen- und Beißwurmsagen, bei der auch, wie fast immer der weiße Wurm wiederkehrt. Ganz ähnlich wird auch zu Steinegg und ebenso zu Mittewald an der Eisack erzählt, nur daß dort der Schlangenbanner um sein Leben kommt.

371.

Die feindseligen Weiber.

Zu Teiß lebten einstmals zwei Weiber, Nachbarinnen, die waren einander spinnefeind und thaten einander Alles zum Trotz, ja thaten sich viel Herzleid an. Sagte die eine: hi! sagte die andere: hot! Die Priester hatten ihnen zugeredet, herzbewegend zugeredet, sie sollten sich doch einmal mit einander aussöhnen, aber vergebens; die Nachbarn hatten sie auch ermahnt und nicht nur Ein Mal, aber es hat nichts genützt. Endlich erkrankte die eine und zwar tödtlich. Schon fühlte sie den kalten Tod in ihren Gliedern; da ließ sie ihre Feindin zum Krankenbette kommen, streckte ihr die schon kalte Hand entgegen und sprach mit schwacher Stimme: Verzeihe mir, wie ich dir verzeihe! Beim Anblick der Todtkranken schürte erst recht der Teufel die Flamme des Zornes in dem Herzen der Gesunden an. Voll Ingrimm, mit unheimlich blitzenden Augen gab sie belfernd zurück: Stirb Luder! ich verzeih dir nicht! die Todtkranke sah es, hörte es und sprach mit röchelnder Stimme: Nun dann verzeih ich dir nicht!, kehrte sich um und jener den Rücken zu und hauchte

unselig ihre Seele aus. Nach dem Tode aber kam sie als Geist und drehte der noch Lebenden den Hals um.

372.

Die ungehorsame Witwe.

Zu Teiß lebte einmal ein Ehepaar recht gut und friedsam mit einander, bis der Mann von einer schnellen Krankheit befallen ward und sein Ende herannahen fühlte. Da rief er seine Frau an sein Sterbebette und sagte zu ihr: „Wenn ich todt bin, so schlafe nie in deiner Kammer allein, es würde dir sonst großen Schaden bringen. Versprich es mir! Die Frau leistete das Versprechen, aber mit Leichtsinn, denn sie dachte, es sei jenes Verlangen nur eine Grille, oder eine Phantasie des fieberkranken Mannes, und als es dahin gekommen war, daß er mit Tod abgegangen, so suchte sie sich keine Schlafkameradin, weil sie dieß nicht für nöthig hielt und durchaus ohne Furcht war. Sie schlief allein. Auf einmal klopfts in der Nacht an die Hausthüre. Sie erwacht wohl darüber, geht aber nicht zu öffnen. Wieder klopfts und dießmal an die Stubenthür; nun erschrickt sie und hält sich mäuschenstill. Endlich klopfts an die Kammerthür. Jetzt erschrack sie noch mehr und hätte sie auch gewollt, so hätte sie aus lauter Angst kein Wort hervorgebracht. Nun öffnete sich die Kammerthür, 3 Männer traten ein, brachten einen Leichnam, stellten ihn vor der Bettstatt nieder und verschwanden. Diese Gesellschaft war der Witwe nicht lieb; sie verredete alsbald das Alleinschlafen.

373.

Die Geisterkirche.

Einer Magd zu Teiß kam einmal an einem Sonn- oder Festtage fortwährend vor dem Betläuten vor, als sie noch halb träumte, es läute vom Kirchthurm zum Gottesdienst. Die Angst, sie versäume die Frühmesse, erweckte sie ganz; eilig stand sie auf, kleidete sich an und ging sofort der Kirche zu; die Kirchthüre stand offen und die ganze Kirche war gedrängt voll Leute. Auf einmal sieht sie ihre verstorbene Base. Dieselbe geht auf sie zu,

mahnt sie, sie solle sich alsogleich entfernen und auf dem Friedhofe ein Stück Kleid zurücklassen. Sie geht und läßt auf dem Friedhofe das Hemd zurück. Als die Leute dann wirklich Morgens zum Frühgottesdienste kamen, sahen sie auf jedem Grabe ein Stück Hemd liegen. Das hatten die Geister zerrissen. Hätte jene Magd ihr Hemd nicht auf dem Kirchhofe zurückgelassen, so wäre sie selbst zerrissen worden.

374.

Gottesgericht über einen verschwemmten Hof.

Ueber Villanders liegt eine Anhöhe, die so unfruchtbar ist, daß sie kaum den Schafen spärlich Weide gewährt. Es war nicht immer so; vor alten Zeiten hatte über diesen Hügel der Segen Gottes sein reiches Füllhorn geleert. Ein Bauernhof stand auf dem Hügel, der weitum der schönste war. Da war Geld und Gut. Der Stadel war eine weite Bedachung, und kaum hatte in demselben des Sommers und Herbstes Ueberfluß Platz Aus den vielen kleinen glänzenden Fensterlein des geräumigen Wohnhauses schaute Zufriedenheit und Wohlstand und die schmuckgetäfelte und gemalte Stube. Steffel, der Bauer, hatte von seinem Vater die Wirthschaft und noch dazu darüber den Segen Gottes geerbt; denn er war wie sein Vater, ein Biedermann im wahren Sinne des Wortes; auf Ordnung im Hause, auf Redlichkeit und Christenthum hielt er viel und gab mit der Rechten, ohne daß es die Linke wußte; sein Weib war ein wahres Muster von einer Hausmutter und verdiente das Lob des starken Weibes in den Sprüchen Salomons im 31. Capitel ohne Uebertreibung. Vom Wohlstand genährt, vom Segen Gottes getragen, vom Christenthum geführt waren Steffel und sein Weib mit Ehren alt geworden; fünf Töchter hatten sie, die heranwuchsen wie blühende Rosen. Demuth war in ihrem Betragen, Sittsamkeit und Unschuld strahlten ihnen aus den Augen, gehorsam waren sie auf den Wink, Lust zum Gebete und zur Arbeit merkte man an ihnen; unter den flinkesten und bravsten Burschen in der ganzen Umgebung hätten sie die Auswahl bekommen.

Jahre vergingen, die älteste Tochter war schon mannbar ge-

worden, da kam auf einmal Unglück ins Haus in der Gestalt eines verstockten Bösewichts. Es verlor nämlich der Bauer unter dem Jahre den Knecht, einen sehr braven Diener, und war nun verlegen, woher einen Arbeiter unterm Jahr bekommen. Da kam wenige Tage darauf am Abende ein unbekannter Bursche mit einer überaus hübschen Gesichtslarve und Honig auf den Lippen; der beste Menschenkenner hätte sich an ihm verschaut, so wußte er in seinem Betragen Sittsamkeit und Bescheidenheit zu heucheln. Aber, leider! es war ein Wolf in Schafskleidern, der schon öfters in andern Gegenden als Verführer den Laufpaß bekommen hatte. Bei der wenigen Lebenserfahrung der unschuldigen, nichts Arges ahnenden Töchter, war es ihm leicht sie in das Netz der Verführung zu bringen. Nach einem Jahre entließ Steffel zwar den Wolf im Schafskleide, durch manche Aeußerungen des Verführers und der Verführten aufmerksam gemacht und durch das Betragen der Töchter erschreckt. Aber es war leider zu spät, das Werk der Verführung war bei den zwei ältesten Töchtern schon vollendet und in den Herzen der jüngeren wucherte auch der Same des Unkrautes üppig heran. Der Hauch der Unschuld war von der Stirn verwischt und hatte einem frechen Betragen Platz gemacht, von der Sittsamkeit war keine Spur mehr zu finden in dem eitlen, fast sündhaften Anzuge, Unlust zum Gebet und zur Arbeit sah man ihnen deutlich an und bemerkte dafür desto größere Freude am Tanz und andern sündhaften Unterhaltungen, in ihrem Betragen zeigten sie wenig Achtung und Liebe mehr gegen ihre musterhaften Eltern. Alle Thränen der Mutter, alle Ermahnungen des Vaters und selbst Strenge fruchtete nichts mehr. So oft sie konnten, stahlen sie sich aus dem Vaterhause an Sonn- und Feiertagen fort und begaben sich in liederliche Winkelhäuser zum Tanz, wo ihr Verführer gewiß niemals fehlte. Schon konnte die älteste Tochter ihre Schande nicht mehr länger verbergen. Darob erkrankte der Vater und die Mutter bekam ein langwieriges Siechthum. Nach dem Tode des Vaters fanden die Tänze in dem väterlichen Hause statt; um die Thränen der siechen Mutter bekümmerte sich Niemand. Die mußte verlassen ohne Pflege, in einem Winkel des Hauses ihren Schmerz und ihren Kummer abwarten. Gram, Verdruß und Mangel an guter Pflege brachte ihr Siechthum zu rascherem Ende,

als man anfangs glaubte. Die Vorstellung der sterbenden Mutter und ihr Tod brachte zwar die Töchter zum Stillstehen für einige Wochen auf dem Wege des Verderbens, jedoch zur Umkehr kam es nicht, dazu waren sie zu grundverdorben. Nach den wenigen Wochen wurde des Lasterlebens Fortsetzung wieder aufgenommen und zwar in vergrößertem Maßstabe, ja es kam so weit, daß das Haus eine wahre Mörderhöhle der Seelen wurde, so daß der Himmel in seiner unendlichen Langmuth nicht länger mehr zusehen konnte. Je ärger das Sündenleben war, um so schwerer war auch die Strafe. Es kam auf einmal um Mitternacht ganz unerwartet ein schreckliches Gewitter. Eine schwarze Wolke, Unheil verkündend, lagerte sich ober dem Hügel und aus derselben heraus wetterleuchtete es in Einem fort und lange nachrollende Donner begleiteten das Himmelleuchten; ein Blitzstrahl zündete nieder und legte die Behausung in wenigen Augenblicken in Asche. Ein Wolkenbruch entstand und schwemmte das Erdreich bis auf die nackten Felsen vom Hügel fort, so daß am andern Tage von Haus und Hof nichts mehr zu sehen war.

375.

Die Seaba.

Auf den ziemlich umfangreichen Villandereralpen mit ihrem beständig feuchten Moorboden, liegt ein stiller, schwarzer, unheimlicher Bergsee, über dessen Moordecke zu schreiten gefährlich genug ist. Das Volk nennt ihn insgemein nur die „Seaba" (See).

Hier stand einst ein glückliches Bergdorf, dessen Bewohner durch die nahen Metallgruben und üppigen Alpentriften unendlich reich, aber auch so hochmüthig und schwelgerisch geworden waren, daß Saufen, Tanzen und Buhlen zur Tagesordnung wurde; daher ging es bei ihnen zu wie in den Städten Sodoma und Gomorrha. Aber endlich, nachdem drei Mal eine Warnungsstimme vergeblich erschollen war, versank das Dorf tiefer und tiefer in den Boden und schwarze Gewässer stiegen empor und überflutheten so weit hinauf den Grund, als das Dorf gestanden hatte. Zugleich verdorrten die grünen Waldungen, ringsum spalteten sich die Felsen, verschütteten sich die edlen Metallgruben und versumpften die Alpenfluren,

so daß es ein Jammer war, wie es noch heute wohl zu sehen ist. Kein Vogel, kein Wild läßt sich sehen, die Gegend ist fluchbeladen — todt! Wenn es bei dem geblieben wäre, so wäre es doch vorbei, aber in den Sommernächten wird es da droben gar lebendig und unheimlich: Gestalten tauchen aus dem See in luftigen Hüllen empor und tanzen Paar an Paar auf dem Wasserspiegel bei Gesang und Musikklang, welchen der Wind manchmal bis zum Horn (ein Berg) hinaufweht; in die Schachte der Bergwerke schreiten Knappen mit dem Grubenlichte in der Hand und graben und hämmern am funkelnden Gesteine, dort dengeln bleiche Jünglinge die Sensen auf einem Stein, dort im Moose mähen blutlose Dirnen das Geröhricht ab; eine goldene Kugel rollt auf einer langen Bahn auf 9 Kegel, welche ebenfalls vom reinsten Golde sind und welche man bei hellen Tagen im Wasser erblicken, aber nicht heraufziehen kann. So spukt und bewegt sich die verdammte Geisterwelt und zeigt gleißendes Gold. Erst wenn die geweihte Glocke in Villanders zum Gebete läutet, wird alles gelähmt und stumm, dumpf rauschen die Wellen am See und mit einem Weheruf ist Alles verschwunden.

Diese Sage hat ungemein viel Verwandtschaft mit der von den Moorjungfrauen auf dem Rhöngebirge in Baiern; auch dort weite Sumpfstrecken; auch dort in Folge gottlosen Lebens versunkene Dörfer; auch dort zur Nachtzeit tanzende Paare.

376.

Frau und Kinder im Berge.

Zwei Hirten nahmen einst auf Guffbreit, einer Anhöhe der Latzfonseralpe, ihr Mittagessen ein, welches aus frischgemolkener Milch von drei Ziegen und Brod bestand. Während sie gemüthlich speiseten, vernahmen sie mit Einem Male Stimmen vieler Kinder gar wunderlicher Art, so daß sie dieß Getöne fast für den Gesang saliger Fräulein hielten; allein sie sahen nichts weit umher und die Stimmen konnten auch von keinem bewohnten Orte auf diese Alpenhöhen heraufgedrungen sein, die viele Stunden von Menschenwoh-

nungen entfernt lagen. Die zwei Hirtenknaben standen daher auf und näherten sich dem Orte, von dem die Stimmen kamen, und da hörten sie dieselben in der Tiefe des Berges durch einen Spalt, aber nicht mehr wie von Kindern, sondern die einer Frau, welche also sagte: Wartet nur, bis die Hirten fort sind, dann wollen wir heimlich hingehen und die Brosamen mitsammen essen. Daraufhin eilten die Hirten an ihren Platz zurück, verzehrten geschwind ihr Mittagessen, melkten alsogleich drei Ziegen, gaben Brod in die Milch, ließen Alles stehen, damit die Kinderlein zu essen fänden und entfernten sich.

Wie sie später zurückkamen, fanden die Hirten Alles aufgezehrt, und wie sie die hölzerne Schüssel, worin zu essen gewesen war, betrachteten, da erschracken sie fast ob dem was sie sahen: die Schüssel war voll der schönsten Goldstücke. Dieses Ereigniß erzählten sie zwei andern Hirten, welche ein Gleiches versuchen wollten. Das waren aber zwei eigennützige und habsüchtige Buben, auch wild und nicht fromm und brav wie jene beiden Hirtenknaben. Diese zwei habsüchtigen Hirten begaben sich auf den gleichen Platz bei Guffbreit, verzehrten ihr Mittagessen, ließen eine Schüssel voll Milch mit Brot stehen und entfernten sich. Nachdem sie wieder zurückgekommen waren, fanden sie die Schüssel leer, aber statt glänzenden Goldes, war sie mit Ziegenpöbelen (Ziegenlorbeer) angefüllt.

Die Sage deutet aber offenbar eines Theils nach der Perchtl mit ihrem Kinderheere hin, anderen Theils nach jener Sage vom Vöraner Fangg, der die Gesinnung eines Hirten erprobte *).

377.

Der Stier zu St. Valentin.

Auf der Stelle des durch ein Gottesgericht zerstörten Kastelrutt hatten sich längst hohe Schutthügel gebildet. Auf einem dieser Hügel begann einst ein Stier zu wühlen und wühlte unaufhörlich einen ganzen Tag lang. Als man in der Vertiefung, die durch das Wühlen des Stiers entstanden war, näher nachsah, ward das

*) Siehe Alpenburg's Myth. u. Sag. Tir. 48, S. 119 u. 120.

Oehr einer großen Glocke entdeckt. Man erhob dieselbe und hing sie in der Kirche zu St. Valentin auf. Noch immer führt die Glocke den Namen: „Der Stier zu St. Valentin,“ wenn sie denselben auch nur aus dem Munde des Volkes und nicht aus dem des Priesters bei ihrer Taufe empfing. Sie wird von den Hexen sehr gehaßt und gefürchtet, denn ihr Schall vertreibt die bösen Wetter, welche das Hexengeschmeiß so gern erregt.

Zu Latzfons, höher hinauf und rechts im Thale der Eisack, ist folgende Glockensage allgemein: Als man vor alten Zeiten die schöne und große Glocke von St. Pauls nach Kastelrutt führen wollte und dieselbe trotz angespannter 40 Ochsenpaare nicht von der Stelle bringen konnte, fing sie plötzlich zu reden an und sprach:

Maria Anna hoaß i,
Alle Wetter woaß i,
Alle Wetter vertreib i
Und zu St. Pauls bleib i.

Und da ist sie auch alldort verblieben!

378.

Die Maulrappen.

Unweit Kastelrutt mündet das Grödenthal in das Thal der Eisack aus. Im hintersten Theil dieses Thales liegt die Gemeinde Wolkenstein mit den Resten der gleichnamigen Burg in Mitte einer schauerlichen Felsenwand und einer Umgebung, die einem öden, unwegsamen Felsenpasse gleicht. Dort geht die Sage, daß zur Nachtszeit im Mondenschein oft haarige Köpfe mit bärtigen Fratzengesichtern aus den Ruinenlöchern lungern, welche mit dem Maul allerlei Grimmassen schneiden, so daß keiner sich zum zweiten Mal hinaufzusehen getraute, der einmal den Spuk gesehen. Auch sprangen manchmal in finstern Nächten feurige Reiter herab ins Thal und wieder zurück, wobei der Wind stürmend und sausend ward und die Reiter in wilder Fahrt mit Jagdlärm vorbeigalloppirten und Niemand auswiechen. Vor Alters hieß man diese Geister „die Maulrappen.“ Vor mehreren Jahren zerbrach sich ein Sagenforscher lange den Kopf in superkluger Gelahrtheit ob Maulrappen nicht ein verdorbenes „Maulaffen“ sein dürfte oder ob das

Wort nicht aus der Zusammensetzung von den Maulverdrehungen und den auf Rappen sitzenden Geistern (also von den beiden gespenstigen Erscheinungsformen) herrühre. Es war aber nichts mit sothaner Diftelei.

Burg Wolkenstein gehörte einem Geschlechte edler Herrn, welches den Namen „Maulrappen“ führte, und nach diesen kamen die von Villanders in den Besitz der Burg, die nun ihren Namen ablegten und sich von Wolkenstein nannten. Der Namensnachhall der ursprünglichen Besitzer blieb nur an den Phantomen einer schauerlichen Mähr hängen und haften.

379.

Der Werth des Vergeltsgott.

In Eggenthal war eine Bäuerin und diese Bäuerin hielt die Schweine besser als ihre Dienstleute; den Armen gar vergönnte sie nichts. Die Küchenmagd steckte den armen Leuten, die sie herbeibestellte, Eßwaaren durch den Ausguß hinaus; das that sie heimlicher Weise und mit solchen Dingen nur, die man ohne Sünde kaum den Schweinen geben, oder in die Dünggrube schütten durfte.

Die Vergeltsgott der armen Leute schenkte sie der Bäuerin. Die Bäuerin erkrankte, richtete sich christlich zum Tode und starb. Als man die Leiche aus dem Hause tragen wollte, brachte man sie auf keine Weise durch die Hausthüre; auf den Rath der Küchenmagd versuchte man es, sie durch den Ausguß hinaus zu stecken und siehe! o Wunder! es ging.

Die geschenkten Vergeltsgott haben ihr geholfen Nun bekannte die Küchenmagd Alles.

380.

Das Hexenbüchlein.

Zwei Bauern in Eggenthal besaßen ein Hexenbüchlein. Damit beschworen sie in der Gassermühle, die an einem unheimlichen Orte in einem tiefen Thalkessel mit Felsen und Wald umgeben baut ist, den Teufel, damit er ihnen Geld bringe. Er kam, achte ihnen Geld, wollte aber einen der zwei Bauern holen.

Drei Tage hatten sie Bedenkzeit. Den Teufel brachten sie nicht mehr fort, obwohl sie in solchen Umständen wieder ihre Gesinnung geändert hatten und des Teufels sammt dem Gelde ledig werden wollten. Endlich zuletzt (vermuthlich nach drei Tagen) brachten sie ihn auf die Weise zum Weichen, daß sie die gelesene Stelle wieder rückwärts lasen.

So brachten sie ihn zum Weichen, doch gings dabei nicht glimpflich zu. Beide fielen in Ohnmacht. Als sie wieder zu sich kamen, lagen sie an allen Gliedern zerschlagen außer der Mühle und alle Blätter des Hexenbüchleins lagen zerstreut und zerrissen im Hofe und auf dem Mist umher.

381.

Zigeunergeld wuselt.

Zum Unterwirth in Eggenthal kamen vor vielen Jahren öfters Zigeuner. Auf dem Heustock machten sie Feuer ohne Schaden zu thun; der Wirth ließ sie gewähren. Einmal zehrten sie mehr im Wirthshause. Auf Anfragen, was sie schuldig seien, bestimmte er ihnen eine geringe Summe. Sie zahlten und gingen. Kaum waren sie fort, da fing ihr auf den Tisch hingelegtes Geld zu wuseln (sich zu bewegen) an, als wäre es flüßig. Kaum ersah das der Wirth, so nahm er's und legte es in ein Weihwassergeschirr.

Hätte er es nicht gethan, so hätten es die Zigeuner wieder bekommen.

382.

Der letzte Boyneburger.

Die Gegenden von Missian und St. Pauls, und Eppan sind übersäet von Schloßruinen, so auch Boyneburg, in dessen Hofraum ein tiefes Loch hinabgeht, welchem Jedermann aus dem Wege geht. Der letzte Besitzer dieses Zweiges war Reinbrecht von Boyneburg, ein düsterer, wilder Geselle, aber auch ein todesmuthiger Kriegsheld, heftig und grausam. Er trug weit herum von den Rittern und Edeln das schwerste und größte Schwert, und sein starker Arm hob Jeden aus dem Sattel. Als Vasall der

mächtigen Eppaner, der Beherrscher vom untern Etschthal, deren Burg nicht weit von jener der Boyneburger stand, war er zugleich deren treuester Freund und Kampfgenosse, aber auch im Raufen und Saufen. Das Freundschaftsband gestaltete sich endlich zu einem brüderlichen Verhältniß, seit der Boyneburger im Kampfe des Eppaners mit dem Grafen von Tirol und dem Bischof von Trient wesentliche Dienste geleistet. Zur Erhaltung der Brüderlichkeit paßten sie in ihrem Charakter vollkommen zusammen: Uebermüthig, leidenschaftlich, unüberwindlich: daß aber der Boyneburger den Eppaner noch öfter besuchte, galt vielmehr der schönen Tochter des Eppaners, Adelheid, einer frommen Engelsseele. Er suchte ihr zu nahen, aber sobald sie ihn in der Nähe erblickte, erzitterte sie, floh vor ihm, und verbarg sich vor dem wilden Ritter. Doch er wußte sich das Jawort vom Eppaner, ihrem Vater, zu verschaffen, und wenn dieser auf etwas bestand, so mußte es geschehen. Daher ward trotz Weinen und Bitten der Tochter nach drei Tagen die Trauung bestimmt. Wohl wurde die Katharinenkapelle reich und herrlich verziert und die Trauung in Gegenwart zahlreicher Gäste vollzogen. Demüthig ergeben und folgsam dem barschen Wesen ihres Gemahls kam sie ihm liebreich entgegen — nur manche Thränen sprachen es aus, daß sie nicht glücklich sei. So war es auch wirklich. Unglücklich lebte sie fast ein Jahr, als Adelaide an einem schönen Frühlingsabende dicht verschleiert ins nahe Kastanienwäldchen wanderte, vor einem Christuskreuze weinend niederknieete, um Sinnesänderung für ihren Mann bat und es dann demüthig küßte. Aber da sprang plötzlich der Ritter hervor, erfaßte sie bei den Haaren, schrie: „Ich dulde keinen andern neben mir, auch nicht den Erlöser." Siehe, Adelheid ertrug die Mißhandlungen mit Geduld, ein Stoß des Wilden aber genügte, daß sie zu Boden stürzte und — die Dulderin war todt, eine geknickte Lilie lag im Waldesdunkel. Ritter Boyneburg war wie vom Donner gerührt, er stand lange vor der Leiche, er stand noch bewegungslos, als vom nahen Katharinenkirchlein die neunte Abendstunde verkündet wurde, und blieb stehen, als man sein Opfer von dannen trug. Die Unglückliche ward in die Gruft gelegt, ihr Vater, der Eppaner schleuderte einen furchtbaren Fluch auf seinen Freund und Eidam und verschloß sich für immer. Dieser aber zog wahnsinnig und rasend

in den Bergschluchten herum, ließ sich Haare und Bart bis über den halben Leib wachsen und konnte keinen Trost und keine Heilung finden. Einst sah man den wahnsinnigen Ritter auf jenem Felsen sitzen, wo man nach der Katharinenkapelle hinüberschauen konnte, und wo er zeitweilig zu sitzen pflegte.

Und Jedermann, der ihn sah, entsetzte sich ob der wilden bärtigen Gestalt und ging ihm aus dem Wege; nachdem er aber am zweiten, dritten und vierten Tag auch noch unbeweglich am Felsen saß, wurde es klar, daß er, wie es auch war, todt sei. Das Scheusal wurde hinabgeworfen in jenes finstere Loch im Burghofe, damit es dem giftigen Gewürm zur Speise werde.

Das Gottesgericht aber fiel schwer auf den Frevler. Ruhelos wandert sein Geist in den Finsternissen, um Mitternacht entsteigt der Boyneburger seiner verfluchten Höhle, in ein Leichentuch gehüllt, und schreitet zur Katharinenkapelle, steigt in die Gruft seiner Gattin und heult und seufzt, daß es ein Jammer ist. So sei es einst gewesen, ob es jetzt noch sei, kann niemand sagen, denn die Umwohner vermeiden es bei Nachtszeit in dieser Ruine zu verweilen und fürchten das Begegnen des spukenden, letzten Boyneburgers.

383.

Der Karfunkelstein des Nörggleins.

Oberhalb Leifers an der Poststraße nach Italien, am linken Etschufer, führt ein Bergweg ins Brantenthal, aus dem der Brantenbach sein wildes Wasser ergießt. Gleich beim Eingang in dieses Thal am rechten Ufer des Baches erblickt man noch die zahlreichen Trümmer der ehemaligen Burg Lichtenstein.

Bevor diese Burg so hieß, ritt einst einer ihrer Besitzer, Peter mit Namen, diesen Weg entlang, als ihm ein winziges Männlein den Pfad vertrat und flehentlich eine Gabe heischte. Mit rauhen Worten wollte der Diener das Männlein von dannen scheuchen, aber der Gebieter, menschenfreundlicher gesinnt, als der Diener, wie nicht selten der Fall ist, gebot Jenem zu schweigen und vielmehr dem Männlein eine Gabe zu reichen, sei es Geld oder Brot und Wein. Da zog das Männlein aus seiner schmutzigen Tasche seines armseligen Gewandes einen herrlich strahlenden

Karfunkel, reichte diesen dem Ritter und sprach: Habe Dank und nimm diesen lichten Stein, Segen soll er bringen dir und all' deinem Geschlechte. Und plötzlich war das Männlein, als wie in den Erdboden hinein versunken, verschwunden. Das Männlein war ein Nörggl gewesen. Der Ritter bewahrte sorgsam den Karfunkel, ließ ihn in Gold fassen und setzte ihn mitten in sein Wappenschild. Herrlich blühte sein Geschlecht empor, gewann reiche Besitzungen zwischen Vorarlberg, Graubünden und St. Gallen, die Herren von Lichtenstein wurden zu Reichsgrafen und endlich in den deutschen Reichsfürstenstand erhoben, und noch bis heute führt das hohe Geschlecht als Herzschild in seinem quadrirten Fürstenwappen von Gold über Roth quergetheilt das Andenken an den lichten Karfunkelstein des dankbaren Nörggleins.

384.

Die Wunderdoktoren.

Auch im Etschland und vorzugsweise über Eppan und Kaltern hinauf stehen die Viehdoktoren oftmals als Wunderthäter und Zauberer in hohem Ansehen, und das Volk trägt sich mit allerlei Meinungen über dieselben, die es sich auch keineswegs ausreden läßt. Die meisten dieser Doktoren sollen es mit dem Bösen halten. Sie durften in Folge solchen Bündnisses niemals die geweihte Erde eines Gottesackers betreten, denn sobald einer solches dennoch thue, so falle er um und sterbe jähen Todes. Auch erscheinen sie, wenn sie verstorben sind, ihren früheren Kunden oft noch als Geister und rumoren und spuken noch jahrelang in ihren Häusern. Wer aber eine solche Erscheinung sieht, darf nicht das leiseste Wörtlein sprechen, sonst hat er sich seines Lebens zu befahren. Am meisten werden von den Geistern diejenigen Kunden geplagt, die dem Wundermann im Leben etwas schuldig geblieben sind oder ihnen dadurch mißliebig wurden, daß sie zu einem andern Arzte ihre Zuflucht nahmen. Da ist es fürwahr wirklich gut, daß viele Aerzte keine Wunderdoktoren sind.

385.

Der schöne Wurm.

Beim Schlosse Korb in der Nähe von Boymont, dem herrlichen Besitzthum des Herrn von Putz zu Botzen, zeigte sich öfters ein außerordentlich schöner Wurm; der führte in seinem Munde ein goldenes Schlüsselchen. Wurde er aber von einem Menschen erblickt, so ringelte er sich rasch dem Schlosse zu und verschwand in den Spalten und Klüften des zertrümmerten Gemäuers. Dieser Wurm wird für einen Schatzhüter gehalten; denn im ganzen Oberetschgebiete gegen Eppan und Kaltern hin ist der Volksglaube stark lebendig, daß viele Schätze in den zahlreichen Burgtrümmern jener Gegend verborgen liegen und daß jeder einzelne Schatz seinen Hüter habe, der sich als Wurm oder Schlange zeige, oder auch nur als rothes oder blaues Licht, bis entweder frühere Sünden abgebüßt oder die Schätze von berufenen Händen gehoben seien.

386.

Der Teufel auf Gleif.

In der Umgegend von Eppan sind Teufelsspukgeschichten eine Menge vorhanden, welche mit den Rittern und Edelleuten, deren Schlösser und Ruinen so malerisch die Landschaft zieren, die aber in Saus und Braus gelebt, böse abrechnen. Auf dem Kalvarienberge ob Eppan — „Gleif" genannt — mit der wunderschönen Aussicht (in dessen Nähe die Ansitze: „Gleifheim" und „Englar" stehen), zeigt man etwa 100 Schritte hinter demselben einen sonderbaren Porphyrfelsen, der die Form von einem modischen Lehnsessel hat und bis auf die Jetztzeit von Moos und Flechten frei blieb, während alle andern Gesteine rings von solchen Pflanzen überwuchert sind. Nur müßigen Händen und dem Zahne der Zeit ist es gelungen, an dem Porphyrsessel Manches zu zerstören. Einst machte der Teufel um Schulthaus die Gegend unsicher und trat einer spät in der Nacht heimkehrenden Dirne in den Weg, er wußte mit listigen Kniffen und Pfiffen sie zu überreden mit ihm zu gehen, was sie auch that. Hierauf schickte er sie um Wein und Brot aus und die leichtsinnige Dirne holte ihm Alles, so wie er befohlen

hatte. Bei diesem Felsen tranken sie und unterhielten sich einige Zeit; als sie jedoch seinem ungestümen Wesen nicht Genüge that, erdrückte er sie am Lehnsitze und so heftig, daß die Eindrücke zur Warnung der jetzigen Bewohner noch zu sehen sind. Das mögen die Dirnlein wohl beherzigen und nicht nächtlicher Weile herumstreifen, denn noch sind die Teufel nicht ausgestorben. Auch beim Blashofe unweit St. Pauls wird in der Nähe des Gottesackers ein Sandstein gezeigt, von dem man ganz dieselbe Sage erzählt.

387.

Der Teufelsritt in Eppan.

An der Kapuzinerstiege zu Eppan, gleich am Eingang in den Raum vor der Kirche, sieht man den Eindruck von einem Hufeisen. Die Sage geht, daß einst der Teufel mit großer Gewalt zu Eppan und dessen Umgegend hauste. Ja er war so keck und vermochte es auch sogar in die geweihten Kirchen einzubringen, und gerieth auch in diese abgelegene Kirche. Da fing der Teufel aber vor Schrecken zu beben an; denn diese Kirche war so heilig und vom Geruch der Heiligkeit der frommen Kapuzinerpaters erfüllt, daß der Teufel alsbald wieder aus dem heiligen Hause entwich; zornvoll aber stampfte er noch mit seinem Pferdehufe, und es drückte sich dessen Hufeisenspur so tief in den Boden ein, daß es noch heute zu sehen ist.

388.

Das böse Hexenwetter.

Ueber St. Pauls und Eppan regnete, blitzte und donnerte es einmal ohne Unterbrechung und drohte wahrlich diesen Theil des Etschthales zu vernichten. Bittgänge und Segnungen waren vergebens. Man kam endlich auf den Gedanken, daß in den pechschwarzen Wolken Hexen säßen, welche gehorsam dem Erzfeinde der Menschheit, die Wetter machten, eine gewöhnliche Anschauung, die damals im Volksaberglauben tief wurzelte.

Und da geschah es, daß man den Untergang dieser Unholden beschloß; es wurden Kugeln und ein sicher treffender Stutzen ge-

weiht. Ein geweihter Arm war bereit beim nächsten Hexenwetter die Luder herabzuschießen. Es dauerte gar nicht lange, so kam ein solches Wetter über die Gegend. Der dortige Geistliche lud das Rohr, murmelte gewisse Gebete und schoß dreimal in die Wolken, worauf alsbald beim dritten Schuß eine schwarze Gestalt den Wolken sich entrang, und wild sich gebärdend unter heftigem Gekrache in der Nähe des Friedhofes zerplatzte und in Staub und Wolken aufging. Gleich darauf wurde die Natur und der Himmel wieder heiter und es wehten wieder milde, gesunde Lüfte.

389.

Der Ablaßzettel.

Zu einem Kaufmanne in Kaltern trat einst ein Männlein in den Laden, hielt einen Zettel mit dem Portiunkula-Ablaß in der Hand und sprach: Nun meine ich, hab ich für mein Seelenheil all mein Lebtage genug gewonnen in diesem Ablaß. Der Kaufmann, der keineswegs zu den Strenggläubigen gehörte, lächelte und scherzte: Was geb ich dir für das Papier. Ist dir's recht, wenn ich dir's mit Gold aufwiege? — Warum nicht? antwortete das Männlein und gab den Ablaßbrief hin; der Kaufmann legte den leichten Zettel in die eine Wagschale und warf in die andere einen Dukaten, vermeinend, das Papier sollte hoch in die Luft fliegen. Aber er hatte sich stark verrechnet, die Wagschale mit seinem Dukaten stieg. Er legte noch einen hinzu, noch einen — 3, — 4, 6, — dem einen hinzu. Der Ablaß sank, — das Gold stieg und der Kaufmann hatte nicht mehr Gold. Da wendete sich sein Herz; er gab dem Männlein alles Gold und seinen Zettel dazu und sprach: Ich glaube nun und will Gott nimmer versuchen. Das Männlein nahm das Gold und verschwand unversehens.

390.

Jagd am Allerseelentage.

Der Allerseelentag gilt zu Kaltern und den umliegenden Ortschaften als besonders trauergeweihter, ausschließlich der Frömmigkeit und den armen Seelen der Abgestorbenen im Fegfeuer zu

verdienstvollen Handlungen geweihter Tag. Ein Jäger ging am Allerseelentag anstatt in die Kirche auf die Jagd, wo sich ihm, als er auf seinem Posten angelangt war, trotz langen Irrens kein Hase zeigen wollte; er bestieg nun, um seine Spur zu verbergen, einen Baum in der Nähe von Montiggl und war gesonnen von diesem herab die kommenden Hasen zu erlegen. Aber auch jetzt zeigte sich ihm kein Hase, obgleich es der wildreichste Boden war. Der Jäger dachte endlich nach und machte sich Vorwürfe, daß er an einem solchen Tage jagen gegangen und wurde darüber sehr nachdenklich. Doch blieb er bis gegen Abend auf dem Baume sitzen. Mit einem Male, als er auf die Erde hinabblickte, sah er mit Staunen am Fuße des Baumes eine Menge Hasen in buntem Gewimmel und mit seltsamen Gebärden herumspringen. Er nahm sein Gewehr, schlug an — doch die Hand zitterte und das sonst verläßliche Gewehr versagte. Jetzt schrie der Jäger aus Leibeskräften um Hilfe und als ein Mensch aus der nächsten Behausung zur Stelle kam, mußte er den entsetzten Jäger mit Mühe vom Baume herabnehmen, und er war fast „g'for'n." Ueber das Wie? und Was? befragt, konnte er nicht Red und Antwort geben — er war stumm. Erst lange Zeit darnach gewann er die Sprache wieder und konnte seinen Freunden das Abenteuer am Allerseelentage erzählen. Uebrigens hatte er genug an diesem Deuter und hat in Zukunft diesen Tag stets als einen heiligen Ruhetag mit ernster Andacht gefeiert.

391.

Ein Mönch rettet die Teufelsbeschwörer.

In einem Wirthshause zu Kaltern saß eine Anzahl wüster Zechgesellen, Studenten, beisammen, die zuletzt auf den Gedanken kamen, den Teufel zu rufen, damit er ihnen Künste lehre, ihnen gleichsam eine Vorlesung halte, wie ein Professor. Die Teufelscitation erfolgt und der Teufel war auch wirklich so gefällig zu erscheinen, was er nicht immer thut, wenn er gerufen wird. Man einigte sich mit ihm, als Honorar jenen Studenten zuzugestehen, der zuletzt aus dem Zechgemache gehen werde; dieß hatte der Teufel ausbedungen; denn Privatissima gratis zu lesen kann man keinem Professor und selbst dem Teufel nicht zumuthen. Darauf

begann das Collegium. Der Teufel lehrte, wie man des Heiligen spottet, das Recht verdreht, mit Menschenleben experimentirend spielt und Gott läugnet. Er lehrte wie man der Unvernunft Tempel baut, dem Meuchelmorde Hymnen singt und Musik macht, die Werke edler und hoher Geister in den Staub zieht und die eigenen bleiernen Machwerke vergoldet und sie glänzen läßt. Er lehrte wie man auf dem Mantel fährt und ihn nach dem Winde dreht, wie man Prinzen zu Tyrannen erzieht, und große Talente geistig niederdrückt, wie man der Sitte Hohn spricht, und endlich wie man alle Kunst und alles Kunststreben mit roher Teufelsfaust vernichtet, welches letztere Kritik genannt wird. Die Studenten lernten sehr viel in dieser Einen Stunde; aber sie waren undankbar, sie meinten diese Künste taugen nichts, sie müßten mehr lernen und erbaten vom Teufel ein zweites Collegium in der nächsten Nacht und dann solle er seinen Lohn doppelt haben. Der Teufel nimmt auch lieber zwei Vögel auf Einen Schuß und ging darauf ein. Mittlerweile theilten sich Jene einem Mönch mit und dieser verhieß ihnen, daß Alle frei ausgehen sollten. In der zweiten Nacht lehrte der Teufel weiter. Er las über die Vortheile der Lüge und des Meineides, über das Behagen, welches ein Richter bei ungerechtem Urtheil und Geschworne empfinden, wenn durch ihren Spruch, auf irrige und falsche Anklagen hin, Unschuldige verurtheilt worden sind, über den Nutzen völlig Gesunde in Irrenhäusern einzusperren und ihre Güter zu verwalten, über den Segen der Volksherrschaft, wenn Alle gebieten und Keines gehorchen will; über die politische Freiheit mit dem „ch" und ohne „i", über die Glorifikation aller Fleischeslüste und des Selbstgottseins der Menschennatur, gegenüber dem Scheinen einer erträumten Gottheit. — Solches Collegium schmeckte. Wie es aber zu Ende kam und der Teufel sich zwei Zuhörer packen wollte, trat ihm ein Mönch mit dem Skapulier und Brevier entgegen, ließ die Studenten hinter sich alle zur Thür hinausschlüpfen und ging dann rücklings ebenfalls hinaus. Der Teufel aber hielt sich vor dem Geruch der Heiligkeit des Mönchs die Nase zu und that vor Wuth einen Bocksprung, bis hinauf zur Decke, wo er sich fast die Hörner einstieß.

392.

Der Geist zu Weißenstein.

Einst gingen zwei Leute nach der Wallfahrt zu Weißenstein, ziemlich weit links dem Etschthale auf dem Mittelgebirge gelegen. Sie hörten dort, wie üblich, ein Paar heilige Messen und gingen dann nach den Trümmern einer ehemaligen Einsiedelei. Dort nahmen sie eine hohe Felswand wahr, an welcher eine Stiege von zwölf glatt gehauenen Steinen niederführte, wo sich eine in den Fels gebrochene Nische zeigte. In dieser Nische schien wahrhaftig auf einer Steinbank der alte vorheimische Einsiedler selbst zu sitzen, nur trug die Gestalt, die da drunten kauerte, kein Eremitengewand, sondern erschien im schwarzen breitkrämpigen Hut, im Lodenhemd, kurzen Beinkleidern, grauen Wollenstrümpfen, in sich gebeugt, die gefalteten Hände auf dem Schooße ruhend und in die dicht vor ihm aufgähnende schwarze Tiefe hinabstarrend. Stets und stets blieb diese Erscheinung unbeweglich. Da kam die beiden Wallfahrer ein Grauen an und sie verließen den unheimlichen Ort. Als sie einem bejahrten Manne ihr Abenteuer erzählten, sprach dieser: „Ei! da hättet ihr eine arme Seele erretten können, hättet ihr das Männlein nur getrost angesprochen.“ Nach einiger Zeit gingen die beiden Freunde abermals nach Weißenstein, festen Entschlusses, wo möglich die arme Seele zu erlösen, falls in dem Männlein eine solche wohne, und diese sich wieder zeige. Allein sie fanden nicht nur kein Männlein wieder, sondern auch zu ihrer großen Verwunderung weder zwölf Stufen, noch eine Vertiefung, noch eine Felsennische, noch eine Steinbank — von Allem diesen gar nichts, wie sehr sie auch rundum suchten. Die gute Stunde war unwiederbringlich dahin.

393.

Die drei schwarzen Ritter.

Auf einem Bergvorsprung an der Straße, welche vom Etschthal ins Fleimserthal führt, steht kaum eine Stunde von Neumarkt das Dorf Montan, etwas ob demselben das Schloß Enn, einst ein römisches Kastell zum Schutze der nahen Mansion Endide, später

eine Burg der Herren von Enn, sehr rauflustiger und unruhiger Ritter, die zu Ende des elften Jahrhunderts meuchelmörderisch den Grafen Heinrich von Eppan, der auf dem Schlosse Eschenloh im Ultenthale wohnte, ermordeten. Obgleich sie den Mord mit Goldbuße sühnten, und Friedrich von Wangen, der Bischof von Trient, sie später mit ihren eingezogenen Gütern wieder belehnte, so müssen doch die Meuchler noch jetzt gespenstig umgehen und können nie Ruhe und Sühne finden. Es sind der Geister drei, die als schwarze Ritter in den äußern Räumen herumirren; dann hört man auch das Seufzen eingemauerter Gefangener und in der Folterkammer ein Gewinsel. Hierauf steigen die verdammten Ritter in die Folterkammer hinunter und dann wird alles ruhig und todtenstille — der Spuk ist zu Ende.

394.

Die Blumenmalerin.

Die reizende Tochter eines Ritters von Caldres am Nonsberge, wälsch Val de Non, erging sich oft auf dem Gebirge, um seltene und besonders schön blühende Blumen zu suchen, welche sie treu abzuzeichnen und zu malen verstand. Dabei verstieg sie sich aber einstmals so in Felsenklippen, daß sie nicht zurück konnte und in Lebensgefahr gerieth. Ein junger Bursche, der Sohn eines Bauers, wurde ihr Retter; sie dankte ihm lebhaft und sah ihm tief in die treuherzigen Augen, er gefiel ihr, sie ihm nicht minder und rasch schloß sich ein Bündniß der Herzen. Die Ritterstochter war ohne Arg und glaubte, sie würde ohne Hinderniß den Bauernsohn heirathen dürfen. Daran und an eine Einwilligung ihres Vaters war gar nicht zu denken. Der Ritter zürnte auf das heftigste, als sie ihm ihre Liebe zu dem Jüngling von nicht adeliger Herkunft gestand, und da sie fest dabei blieb, so sperrte der Vater sie in ein getäfeltes Thurmgemach hoch oben unterm Dach, das sie lebend nicht mehr verließ. Sie brachte ihre Zeit damit hin, daß sie alle Wände ihres Kerkerzimmers ganz zierlich mit Blumen bemalte, doch nach Jahr und Tag erlag sie ihrem Liebesgram, man fand sie in ihrem Gefängniß und es war anzusehen, als ruhe eine Selige auf einem Bette voll Blumen. Auch später hat man sie am Tage

darin gespenstig erblickt, sie auch seufzen gehört und Nachts durch das kleine Fensterlein des Gemaches Lichtschimmer wahrgenommen, in welches seit ihrem Tode keine lebende Seele kam. Der harte Vater ist nie wieder fröhlich geworden und bald auch zu seinen Vätern heimgegangen. Wenn ein Wanderer recht viel Vertrauen denen einflößt, die jetzt noch den erhaltenen Theil der Burg bewohnen, kann es kommen, daß man ihn die hohen Stiegen emporführt, ihm hoch unter dem Dach die kleine, blumenbemalte Kammer zeigt und auf eine entblätterte Rose, in deren Herz ein Wurm frißt, aufmerksam macht. Das war die letzte Blume, die sie sterbenskrank noch malte, — sie selbst nannte man die Rose von Caldres.

395.

Klingeln und Ringeln im Fels.

Zwischen Salurn und Buchholz gibt es der Felsen und Felswände viele, so daß sogar eine solche felsreiche Oertlichkeit vorzugsweise „im Stoanreich" genannt wird. In einem dieser Felsen des sogenannten Stoanreiches geht nun eine große Kluft tief hinein und drinnen hört man beständig ein Klingeln und Ringeln.

Die Leute sagen, das komme her von eitel großen, schwarzen Schlangen, die drinnen sich aufhielten, niemals an das Tageslicht kämen, und nach deren näherer Forschung niemand ein Verlangen trägt.

396.

Der Hahnschrei.

Eine allgemein verbreitete und überaus heimische Teufelssage wiederholt sich auch in Trient.

Ein reicher und vornehmer Herr daselbst erbaute einen Palast und wünschte diesen in der allerkürzesten Zeit vollendet zu haben.

Da stellte sich ihm der Teufel als Baumeister dar und versprach dem Bauherrn den Palast in einer Nacht zu vollenden, doch fügte er die Bedingung hinzu, wenn vor dem Hahnkrähen Alles vollendet sein würde, so solle ihm des Bauherrn Seele ge-

hören. Der leichtsinnige reiche Mann schlug ein, denn er glaubte an keinen Teufel. Wie er aber sah, daß eine unermeßliche Anzahl von sonderbaren, fremden Gesellen daherkam, die so schnell arbeiteten, daß der Bau wie ein Zauberwerk emporwuchs und wie gegen ein Uhr nach Mitternacht schon fast Alles fertig war bis auf ein weniges, lief er verzweifelnd herum und weckte durch sein Gestöhn die Magd auf. Diese, als sie das übernatürliche Zauberwerk sah und die Bestürzung ihres sonst guten Herrn wahrnahm, sprach ihm Muth ein, lief sogleich in die Küche, schüttete eine Tazze voll Wasser auf den schlafenden Haushahn, der geschreckt aufsprang und aus vollem Halse sein Kikeriki! schrie und so oft wiederholte, daß es durch alle Zimmer helllaut hilderte. Und weil der Hahn vor Beendigung des Baues schrie, war die Seele des Herrn auch gerettet und der Teufel war betrogen. Dieser ergrimmte aber so sehr, als er bei solchen, ihm schon häufig auch bei Deutschtirolern wiederfahrenen Anläßen zu ergrimmen pflegte, er faßte den unschuldigen Hahn und fuhr mit ihm durch die Wand hinaus. Das Loch darin können noch heut die Neugierigen sehen, die in Trient diesen Prachtbau, welcher Teufelspalast genannt wird, besuchen wollen. Man sagt, daß der Palazzo Tabarelli dieser Teufelspalast sei, andere hinwieder bezeichnen als solchen den Palazzo Saluzzo.

397.

Die Teufelsorgel.

Die Sage geht, daß die schöne Orgel in der Kirche Santa Maria Maggiore, in welcher das berühmte Trientiner Concilium gehalten wurde, nur mit Hülfe des Teufels von ihrem Erbauer habe vollendet werden können, zugleich aber auch, daß die Trientiner den eigentlichen Werkmeister geblendet haben, wie die Straßburger mit dem Schöpfer ihres künstlichen Uhrwerkes, Hobrecht, gethan, damit derselbe kein zweites und der Trientiner auch nicht wieder eine so herrliche Orgel erbaue. Aber wie jener Hobrecht dadurch gerächt wurde, daß das Uhrwerk plötzlich ins Stocken gerieth und keine Stunde mehr schlug, so schlug hier ein Blitz in das Orgelwerk und zerstörte es auf lange Zeit in den besten Theilen.

398.

Schatz auf dem Dos-Trento.

Der Dos-Trento, ein merkwürdiger Hügel aus einem Felsenstücke, wie ein Brotlaib geformt, scheint aus der Thalebene bei Trient aus dem Boden gewachsen zu sein. Darauf stand einst eine Burg der Hetrusker, später ein Kastell mit Römerbesatzung, noch später ein erneuertes Schloß der Gothen, welches endlich die Zeit in einen Schutthaufen verwandelte. Nach Jahrhunderten bauten sich die Bischöfe von Trient ein Sommerhaus hinauf, und nun ist es ein Schatzhügel von den merkwürdigsten Alterthümern aller Zeiten. Im vorigen Jahrhunderte hieß man den Dos-Trento den „Franzosenbühel," weil diese Kuppe stets ein fester und wichtiger, strategischer Punkt war. Jetzt meint man, daß droben viel Geld und Geldeswerth verborgen sei.

Unter diesem Hügel liegt ein einsames Dörflein Piè di Castello, und in diesem kleinen Dörflein lebte eine arme Dirne, welche ihrer Mutter Kühepaar täglich auf den Schloßberg trieb und bis spät in die Nacht dort verblieb. Einmal übermannte der Schlaf die Hüterin dermaßen, daß sie auf dem Dos-Trento fest fortschlief und, als sie am Morgen aufwachte, einen Haufen Kohlen neben sich liegen sah, die sie früher gar nicht beachtet hatte; sie war froh ihrer Mutter einige derselben in der Schürze heimtragen zu können. Als die brave Tochter heim kam schüttete sie die Kohlen hinter den Herd und sagte zur Mutter, sie solle Platz machen für die andern Kohlen, welche sie noch bringen werde und ging hinauf auf den Hügel dieselben zu holen. Aber die Kohlen waren alle verschwunden, nicht einmal Kohlenstaub ließ sich finden, und noch mehr staunen mußte sie als sie sah, wie ihre Mutter nachgelaufen kam, hastig um den Ort fragte, wo die Kohlen lagen, weil, weil — weil, sagte die Alte, jene Schürze voll Kohlen sich zu einem ansehnlichen Häufchen glänzender Silberlinge verwandelt hätten.

Der Schatz war verschwunden und vergebens bemühen sich jetzt noch manche Leute ihn zu finden, oder doch wenigstens ihn blühen zu sehen.

399.

Der Garten Abrahams.

Zwischen der Landschaft Judicarien (Quiedi curiae) und der Landgemeinde Limone, ist auf dem Grenzrücken ein herrliches Alpen- und Waldgefilde ausgebreitet, darauf nicht nur die köstlichsten Nutz-, Heil- und Futterkräuter wachsen, sondern überhaupt eine Alpenflora sproßt, die des Pflanzenforschers Herz mit Wonne erfüllt. Das ist der Garten Abrahams, il giardino d' Abraham. Auf demselben glücklichen Bezirk springt eine Quelle, deren Umgebung Abrahams Küchengarten, Orto d' Abraham, heißt. Mag mancher Ortolan daselbst sich fett speisen! Die Volksmeinung geht dahin, der Urstock des überaus herrlichen Wassers dieser Quelle sei in den Schweizeralpen befindlich und ströme durch unterirdische Kanäle, erst hier zu Tage kommend, um das südliche Tiroleralpenland zu erfrischen.

So viel darf geglaubt werden, daß der Erzvater Abraham, hätte er diesen seinen Grundbesitz mit eigenen Augen gesehen und von diesem seinem Quellbrunnen getrunken, wohl nicht nach Aegyptenland gezogen wäre.

400.

Die Fischotter.

Ehe noch die Gegend um Primiero von Menschen bewohnt war, bedeckte das ganze Thal ein großer See, an dessen Ufer kein anderes warmblütiges Wesen hauste als eine Fischotter. In dieser wohnte aber ein seltener Naturtrieb; sie grub und grub fortwährend und unermüdlich unter dem Wasser einen tiefen engen Graben, in diesen drang das Wasser immer nach und endlich kam die Otter weit von ihrem Wohnort in einem Thale heraus und das ganze Wasser strömte aus und der ganze See lief allmälig ab, erweiterte auch von selbst den Durchgang und die Mündung. In Jahresfrist lag das Thal mit frischem Wiesengrün und herrlichen Weiden da.

Gar bald kamen Menschen, die sich zuerst hier anbauten und weil sie das thaten, nannten sie auch ihren jungen Ort Primiero,

d. h. so viel als: Ursprung, Erstling, erster Anbau, und dann nahmen sie zu dankbarer Erinnerung die Fischotter in ihr Gemeindewappen auf und führen dasselbe noch bis zum heutigen Tag.

401.

Die weiße Frau auf Madruzz.

Unter dem Dorfe Madruzz im Sarkathale erheben sich die Trümmer der gleichnamigen, einst prachtvollen Bergveste auf einem felsigen Hügel. Vernachlässigt und zerstört liegen diese Reste der Ahnenwiege eines geschichtlich berühmten Geschlechtes vor Augen.

Man verkaufte die Quader des Bergschlosses, um drunten im Thale armselige Wohnungen und Stallungen davon zu bauen. Der Letzte des Geschlechtes deren von Madruzz hieß Karl Emanuel, war Bischof von Trient und wünschte sehr seinen alten, berühmten Stamm nicht mit sich aussterben zu sehen. Mit schweren Geldopfern erkaufte er sich in Rom die Entbindung von der geistlichen Würde, die man aber mit der Bedingniß einer standgemäßen Verbindung verband. Der Erzbischof liebte aber herzens- und nicht standesgemäß und lebte mit seiner Gemahlin, einer gebornen Ponticella, in dem reizend gelegenen Schlosse Toblino am See gleichen Namens. Aber man weiß nicht, durch was bewogen, überfielen einmal die eigenen Geschwister des liebenden Weibes zur Nachtszeit das unbewachte Schloß, entführten ihm die Angehörige und stürzten sie in den See. Noch bis heute heißt die nach dem See führende Schloßpforte nach jener dunklen That: la Porta di Ponticella und nicht minder verewigt eine Straße in Trient: Contrada di Ponticella das Andenken jener Unglücklichen, die um hohe und schöne Liebe so grausam büßen mußte. Ihr Geist spukt aber noch im Schlosse Madruzz, sie ist dessen weiße Frau geworden und erscheint stets, wenn der Familie oder dem Besitzer wichtige Ereignisse bevorstehen.

Anhang.

Ueber den Haselwurm.

Halbmythische Würmer spielen in der tirolischen Sagenwelt die Hauptrolle und von diesen der „Haselwurm," welcher auch bisweilen weißer Wurm, Wurbl (Wurmb), Murbl, Paradeiswurm, Paradeisschlange oder Wurm der Erkenntniß genannt wird. Bis jetzt ist es den Forschern noch nicht gelungen über des Haselwurms Wesen, Wirken und Gestalt ein genaues Bild zu bekommen. „Auf der Schön," einem Bauernhofe ober der Higna (Higenau) am Reiterberge, dessen Besitzer Thomas Hechenblaikner heißt, ist eine sehr sorgsam aufbewahrte Hausaufschreibung vom Jahre 1661 befindlich, welche von dem Ahnherrn des Thomas, dem Wolfgang Hechenblaikner herrühren soll, von welchem die Sage 47, Seite 39 „der gefrorne Wolfgang" mehreres erzählt und der jetzt noch im Rufe übernatürlicher Wissenschaften im Volksmunde lebt. In dieser Hausaufschreibung befindet sich auf 40 Seiten Quartblättern nebst verschiedenen damal im Brauche gewesenen Heilmitteln und Bannsprüchen auch über den Haselwurm so viel Altes und Neues, daß es als die verläßlichste Quelle angesehen werden kann; daher erlaubt sich der Herausgeber diesen interessanten Gegenstand nach dem Originale zu copiren, welches lautet:

„Eine schöne Wissenschaft vom Haselwurm
oder weiße Natter unter der Haselstaude.

Es ist eine schöne Kunst, daß einer durch verschlossene Thüren mag eingehen ohne alle Müh und Arbeit, und mag wissen alle Namen der Kräuter und zu wemb (was?) sie nutzen und gut sind, und alle Welt muß dich lieben, und vor allem Gefängniß bist du

behütet und magst ledig werden, und mit keinerlei Waffen kannst überwunden werden, und alle Recht magst gewinnen und überwinden.

Sieh nur wie das mag sein: es mag in Wetter, Eisen oder Schloß oder Waffen nicht schaden, und alle deine Feind müssen dir unterthänig sein, und die bösen Geister dergleichen; und bist unsichtbar.

Wo du Haselstauden findest die Mistl *) hat, die grab sammt den Bäumen ganz heraus, und ehe du sie ausgrabst und den Wurm haben willst, was an einem Freitag im Vollmond vor Aufgang der Sonne geschehen muß, sprich (vor der Kreismachung) die Beschwörung:

„Ich beschwör dich reiner Wurm (im Original: „Rainer Wurben") bei Gott dem Vater, bei Gott dem Sohn und bei Gott dem heil. Geist, Amen; daß du nicht weichst von dieser Statt, als bis ich dich von dannen trag."

Sodann macht man drei † darüber. Sodann macht man drei Kreise um die Stauden und fangt zu graben an, ohne ein Wort zu reden. Sobald du den Haselwurm erblickest, so nimm gepulverten „Artoimiossia"**) und wirf viel hinein so er wollte entfliehen, so aber findest du gar eine schöne weiße Natter („weißlannge Natter" im Original), sie ist nicht giftig und auch nicht bös, und windet sich nicht wie eine andere Natter, greif sie nur tröstlich an ohne alle Furcht. Sobald du sie in der Hand hast, dann sprich laut dazu folgende 13 Worte (Absätze):

---

*) Ueber die uralte heilige Mistel berichtet ausführlich Grimms Mythologie 2. Auflage S. 1156 und Simrocks Mythologie S. 90—93. Zingerle's Sitten und Bräuche S. 67 nennt sie ein Herenkraut, in Alpenburgs Mythen und Sagen werden ihr die Eigenschaften der Springwurzel beigelegt und magisches Mittel genannt. Mit Hilfe einer Mistel kann man Schätze heben. Siehe Vernalecken Alpensagen S. 157. Mistel schützt vor Truden. Siehe Vernalecken Mythen und Bräuche S. 271.

**) Artoimoissia ist deutlich zu lesen, obgleich die Schrift wohl schwer zu verstehen ist, weil es im Bauerndialekt geschrieben ist. Es kann wohl nichts anders als gepulverte Artemisa, Beifuß d. h. Artemisia absinthium (Wermuth) sein, jene allgemein zu Beschwörungen und Bann und Zaubereien verwendete Pflanze.

Stuiz hote: Hodivie: Evna: Ferlier: Kher: Khenlina:
1 2 3 4 5 6
mit hoch: Allerues: Eurmite: Segma: Shen Malita: Eeml:
7 8 9 10 11 12
Eso malitu Mür:
13.

Sobald du dieses gesprochen wirst haben, fügt er (der Wurm) sich in alles geduldig und er wird dir alsogleich unterthänig sein. Nun zieh ihm die Haut ab und nimm ihm die Zunge heraus, die Zunge stecke jedoch in die abgezogene Haut und binde alles (Haut und Zunge) in ein weißes Tüchl. Dieses dient zum unsichtbar machen. Wenn man es in der rechten Hand hält, so sieht einem kein Mensch ob zu Pferd oder zu Fuß. Wenn man dann eine Thür oder ein Schloß anathmet (anhaucht) so geht es von selbst auf, und geht wieder zu, wenn du die Haut mit der Zung aus der rechten in die linke Hand nimmst, bist auch wieder sichtbar.

Nachdem die Haut abgezogen, die Zung herausgerissen ist, dann schneide die Natter in Stücke, siede sie in einer neuen Pfann, und iß von derselben so viel du kannst: alsobald erkennst du aller Kräuter Natur, und gewissen Reichthum und Gedächtniß. Alle Welt ist dir hold, niemand kann dir Feind sein, alle Recht gewinnst du, aller Reichthum fällt dir schlafend zu: man mag dich nicht fahen (man kann dich nicht einfangen), alle bösen Geister müssen fliehen oder dir unterthänig sein. Das Essen der Natter schadet dir nicht.

Keine Kunst ist leichter zu wege zu bringen; und was einer liest, es sei christlich oder weltlich, das kann er alles auswendig und vergießt es niemal, eben so was er niemal gehört hat, und was er anfangt, endet glücklich: es ist über die schwarze Kunst.

Keine Haselstauden hat Mistl bevor sie nicht 35 Jahr alt geworden ist, den Haselwurm kann man essen zu welcher Zeit man will früh oder spat, den vordern oder hintern Theil, das ist gleich.

Die 13 Wort, eigentlich die 13 Absätz welche in der Formel mit: abgetheilt sind kann niemand erklären welche Sprach sie sind und was sie bedeuten, man hat daher einmal den Teufl selbst gebannt um solches heraus zu bringen und ihn befragt, aber er hats

nicht gesagt, man setzte ihm so heiß zu, daß er geschrien hat erbärmlich, nur so viel brachte man heraus daß es noch viel heimliche Ding enthalte, daß dadurch aber der Teufl keinen Menschen schaden kann sei er wer er will.

Wer einen Haselwurm graben will muß sich wohl merken, daß er die Haselstaude zuerst begrüßt mit folgenden Worten:

Gott grüß dich edle Frucht Haselstaude, von Gott geziert durch ... deinen auserwählten Schatz den du unter dir hast und behütest vor Wasser, Hagel, Regen, Blitz und Donner mit dem Schatten deiner Kleider; ich bitte dich daß du mir den Schatz wollest zukommen lassen im Namen Gott des Vaters † Gott des Sohnes † und Gott des heil. Geistes † Amen.

Wenn man die Natter gefunden hat, so sage bevor du sie angreifest folgende Beschwörung:

† An Hotei: Hordirum: Verlirie: Korch: Erlira: mit orso Lerno: Kundtis Segnam: Segmartiotior: Achchmaltirum †.

(dann spricht man weiter)

Ich beschwöre dich Schlange bei den der dir gebothen hat, daß du auf deinem Bauch kriechen mußt wegen deiner Hoffahrt, wegen dem Betrug den du gegen die Eva verbrochen hast, daß sie zerbrach die Geboth Gottes im heiligen Paradies wie auch ihr Gemahl der Adam. Ich beschwöre dich das du mir unterthänig seiest, das Gift und den Unflat von dir werfest und ich dich zu fangen vermag und brauchen nach meiner Kunst und Nothdurft; im Namen Gott des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen.

Darnach nimm einen ganz neuen Handschuh, der von niemanden gebraucht worden ist, hebe sie auf und spalte sie von einander, mach Stuck daraus und mach sie in Pfeffer und Salz wohl ein daß mans essen und brauchen kann, und das auch ein anders davon essen und gebrauchen mag. Dieses ist eine wohl lange weiße Schlangen und für gar vielerlei zu gebrauchen.

1. Von dieser gut aufbewahrten (eingebeizten) Schlange einem Knaben oder andern jungen Kind ein kleines Stück zu essen eingegeben wird alles lernen was es sieht oder hört, gar nichts ausgenommen, es hat völlige Erkenntniß von allem.

2. Wenn du sie bekommst zieh ihr die Haut ab und reiß ihr die Zung aus, und wickele es in ein Seidentüchl weißer Farbe und trags bei dir so bist du unsichtbar.
3. Wer davon ißt, kennt alle Kräuter und zu was sie gut sind.
4. Wer von dieser Schlangen ißt, der stirbt eines gähen Todes nicht.
5. Wer das Herz und Beinlein der Schlange in seinen Garten oder Feld eingrabt, dem frißt kein Wildpret die Frucht ab.
6. Wer von der Schlangenhaut 3 Rippen in das Feld oder in Garten grabt den schabet kein Hagel.
7. Die Beinl sind auch gar gut für obiges in den Krautgarten.
8. So du die Beinl auf dem Haupt hast, und laßt die von einem Priester taufen, (weihen?) so zeigen sich dir alle verborgenen Schätz.
9. Wer die Beinl bei sich hat, zu dem kann kein böser Geist kommen.
10. Nim die Rippen von der Schlangen Seiten, laß drei heil. Messen drüber lesen zu Ehren des heil. Sebastian und heil. Martin (Bischof) so gewinnst du was du willst und kann dirs Niemand abgewinnen.
11. Wenn du die Haut und Zung in deiner rechten Hand hast, sieht man dich nicht, du seist zu Roß oder zu Fuß, lassest du dann deinen Athem an eine Thür gehen so verschlossen ist, wo du willst, so geht sie sogleich gegen dir auf: jedoch nicht zu unrechten (sündigen) Sachen. Daß sie aber wiederum zugehen soll, so nimm Haut und Zung in die linke Hand.
12. Wer den Balg (die Haut) bei sich trägt, den haben alle Leut gern und lieb.
13. Wer von der Schlang ein Stück ißt, dem müssen alle Geister unterthänig sein, und wann einer auf Schätz geht, so hat er keine Furcht und er gewinnt ihn und alles zusammen.
14. Das Schmalz (Fette) der Schlang heilt alle Schäden und Wunden.
15. Wenn einem Menschen ein Schaden vermoant (angezaubert,

angewünscht) wird, so binde ein Beinl in ein Tüchl und häng es neun Tage an den Hals, wird alles gesund. Wenn ein Vieh vermoant wird, dann häng es ihn zwischen die Horn oder an den Schwanz, heilt auch.

16. Wer das hinfallende Siechthum (das Hinfallende) hat, und ein Beinl vom Schlangenkopf an den Hals hängt, laßt es von Stund an nach.

17. Wenn ein Weib an der Muttersucht leidet, schab vom Beinl ein Beinmehl herab und trinks mit Wein, wird sie geheilt.

18. Bei schwerer Geburt über ein Beinl getrunken, wird sogleich gut von statten gehn.

19. Welcher kaufen oder verkaufen geht nimm eins von diese Stück in ein seidenes Tüchl, bewahrs aber gut, daß es nicht zu dem Geld kommt, dann ist Kauf oder Verkauf glücklich, endlich

20. Der etwas in oder bei sich von der Schlang hat, der hat zu allen Dingen und Werken Glück, jedoch es muß zur Ehr Gottes und nichts Schlechtes sein.

Eine andere Grüßung ist dieß: „eine gerechte Kunst mit dem „Paradeiswurben“:

„Grüß dich Gott du edle Haselstaude, du edles fruchtbares Holz, ich grüß dich im Namen Gottes Vaters und Gottes Sohnes und Gottes heil. Geist. Amen.“ (Nun mache 3 heil. Kreuzzeichen über die Haselstauden) und sprich: Ich habe dich gesucht im Namen Gott des Vaters † o du edle Haselstaude, ich habe dich gefunden im Namen Gottes Sohnes †, Jesus Christus †. O du edle Haselstaube jetzt will ich unter dir suchen und graben den edlen Paradeis- oder Fruchtwurben, du Tugend aller Tugend die du in dir verschlossen hast. O Haselstaube du edles Holz und edles Zweig, dich hat Gott insonderheit so edel geschaffen, daß er unter dir läßt ruhen den Wurben des Paradieses. Kunstgeberin Haselstaude du edle Frucht und edles Holz, unter dir ruhete die Mutter Gottes mit ihrem lieben Kind und du gabst ihr Freud und Muth, Unterhalt im Wetter und Sonnenschein, darum hat Gott lassen unter dir warten die edle Frucht des Paradeiswurms, dem gibst du Freud und Wohnung für Wetter und Sonnenschein, dazu tragst du selber die Speis, darum empfangt er Saft und Kraft und

Macht wie Jesus Christus empfing von der keuschen Jungfrau Maria blutigen Saft und Kraft und Macht. Also hast du die edle Frucht unter dir verschlossen, wie Maria die Mutter Gottes hat ihre Frucht Jesus Christus unter ihrem Herzen verschlossen gehabt, bis zur rechten Zeit der Geburt, auf daß eine edle Frucht die du unter dir verschlossen hast von dir nicht weiche bis auf die Stund wo wir mit Freuden sie brauchen zu Nutz und Gut unserer Seele und des Leibs und Gott zu Lob und Ehr seiner Mutter und allen himmlischen Chören, dazu helfe mir die heiligste Dreifaltigkeit Gott Vater † Gott Sohn † und der heil. Geist † Amen.

(Diese Beschwörung über die Schlange sprich dann)

„Ich N. N. beschwöre dich Paradeis- oder Haselwurm bei dem ewigen starken Gott, der Himmel und Erde erschaffen hat, der das Paradies und dich geschaffen hat allen Kreaturen und dich zu gut und Nutz der menschlichen Natur durch Kunst und Gunst zu überkommen, er hat dich den Menschen unterthänig gemacht, darum gebiete ich dir bei der wahren göttlichen Kraft und Macht, daß du mir nicht weichest von der Statt, so wenig als der Herr Jesus Christus ist von der reinen Jungfrau Maria Leib gewichen bis zu der Zeit seiner Geburt, als sie zu Bethlehem geboren hat. Ich beschwöre dich Haselwurm bei dem wahren Jesus Christus, daß du mir nicht weichest von der Statt so wenig als Jesus Christus ist von der Stätte des heil. Kreuzes gewichen, bis er Tod in Marter für uns gelitten und die heiligen Altväter aus den Höllen erlöset hat — also wenig weiche auch mir ab von der Statt wo du bist bis ich dich schließe in meine Gewalt mit aller deiner Kraft und Macht. Ich beschwöre und gebiete dir Haselwurm, daß du mir so wenig als die Jungfrau Maria von der Statt des heiligen Kreuzes ist gewichen, bis man ihren lieben Sohn Jesus Christus wieder vom Kreuz genommen und in ihren heiligen Schoos gelegt hat und endlich begraben worden, eben so wenig sollst du mir weichen bis ich dich in meiner Hand empfange und gebrauchen mag zu meinem Nutzen sammt all deiner Kraft und Macht. Ich beschwöre dich und gebiete dir an der Haselstaude, daß du so wenig von der Statt wo du jetzt liegst weichest bis ich dich herab nimm; so wenig sollst du weichen, so wenig als der ewige Gott von seinem Thron kann verstoßen werden, und mußt mir wahrlich verbleiben so wahr als

Jesus Christus wird kommen am jüngsten Tag das Thal Josafat zu richten, die Lebendigen und Todten: Ich bann dich und gebiet dir daß du stille stehst und stehen mußt als der Jordan ist stille gestanden wie Johannes der Gottestäufer Christum getauft hat, allwo der Jordan sich nicht gewagt und bewegt hat bis Jesus Christus aus der Tauf ist heraus gegangen, eben so wenig darfst jetzt gehen von der Statt bis ich dich in meiner Hand hab empfangen, auf daß du mir zu Nutz und Heil an Seel und Leib und meinen Nächsten Hilfe seiest. Ich gebiete dir Haselwurm bei dem lebendigen Gott, bei seiner Ewigkeit und bei seiner allergrößten Kraft und Macht und bei Jesus Christus seinem eingebornen Sohn und bei der reinen Jungfrau Maria und bei allen Engl und Erzengl Gottes und bei allen himmlischen Chören, daß du stille stehst nicht weiter gehst; bis ich dich ergrabe und empfange, das gebiete ich dir durch die Vaterliebe und Treue als Jesus Christus zu den menschlichen Geschlecht hat. Ich beschwör dich und gebiethe dir Haselwurm daß du wahrlich und kräftig still stehst und bleibst so wahr Jesus Christus ist erstanden aus dem heiligen Grab: ich gebiete dir wahrlich zu bleiben so wahr als Jesus Christus ist gegen Himmel aufgefahren; du sollst also wahr stille stehen ohne Schaden, so wenig Schaden der falsche König Herodes unserem lieben Herrn Jesu Christ in seiner Jugend schaden konnte, ich befehle dir Haselwurm daß du nicht von der Statt weichst durch die wahre Lieb und Treu als die heiligen Drei Könige zum lieben Jesus Christuskind hatten und ihm heilige Opfer brachten als Gold, Weihrauch und Mirrhen. Ich beschwöre dich und gebiete dir Haselwurm daß du still stehst und nicht weiter gehst und lassest dich finden so wahr als die heilige Helena das Kreuz und die heiligen drei Nägl gefunden hat. Ich beschwöre dich und gebiete euch allen bösen Geistern daß ihr nicht könnet diesen Wurm verschwenden oder verblendten so wenig als sie das heilige Kreuz konnten verschwendten oder verblendten bis es die heilige Helena gefunden und erheben lassen sammt den heiligen drei Nägeln: damit alles wahr seie und werde und meinen lieben Schatz den Haselwurm nicht können verblenden, dazu helfe mir das heilige Kreuzzeichen und die heiligen drei Nägel welche unserm Herrn Jesu Christ durch Händ und Fuß geschlagen wurden, und helfe mir unsers Herrn Jesu Christus ro-

senfarbes Blut das über abfloß das sei für allen Betrug des bösen Feindes gut, auf daß mir zu Theil werde die edle Frucht unter dieser Haselstaude. O Haselstaude und Wurm steht still durch Jesus Christus Willen und der Lanze, welche seine heilige Seite öffnete, durch das heilige Blut und Wasser das aus dieser Wunde geflossen ist und durch die Dornenkrone welche unserm Herrn Jesu Christ in sein heiliges Haupt geschlagen worden, und durch seinen heiligen bitteren Tod, Auferstehung und Himmelfahrt, und durch Sendung des heiligen Geistes. — O heiliger Geist erleuchte uns mit deiner Klarheit, auf daß uns kein böser Geist schaden könne, dazu helfe uns die heilige göttliche Dreifaltigkeit Gott der Vater, Gott der Sohn und heilige Geist. Amen. —

Der Wintling Schmid und der Eisl und der Kogler am Thurm, diese drei Männer haben den Haselwurm durch diese Beschwörung bekommen im Jahr 1627 *).

Wenn du den Haselwurm (so auch Paradeisschlange ehedem genannt wurde) bekommen willst so geh am heiligen Sonnenwendtag dahin und mach die Beschwörung, dann muß er am hellen lichten Tag hervor kriechen. Er wird hinauf kriechen an der Haselstaude zur Mistl und von derselben die weißen Mistlbeer verspeisen **).

Item, merk auf. Auch alle Jahr an den drei heiligen Frühlingstagen kannst du ihn fangen, als: am weißen Pfingstag (Gründonnerstag) am heiligen Charfreitag und am Charsamstag. Willst du den Wurm haben so mußt du zwischen 9 und 10 Uhr während die heilige Passion gelesen wird Vormittags die Stauden ausgraben. Mußt jedoch Acht geben daß die Haselstaude schwarze Rinde und beerentragende Mistl hat.

Es war einst ein stater Kaufmann in Rattenberg, welcher eine besondere Aufschreibung über den Haselwurm hatte wo es ebenso beschrieben war, und zwar daß man ihn auch bei hellem Tag bekommen kann.

---

*) Die Wintlingschmiede steht jetzt noch in der Higna. Eisl ist der Ißl- oder Rißlhof am Koglberg, der nächste Hof daran heißt Kogler am Thurm, allwo gegenwärtig Erz gegraben wird.

**) Der Haselwurm soll auch an den frischen Haselblättern mitten durch ein Löchlein fressen, das sei seine Nahrung. Siehe Alpenburg's Myth. und Sag. Tirols Seite 378.

Auch wärs am besten und sichersten am St. Johannestag oder St. Jakobitag oder wenn der Mond im Vollschein ist muß die Stauden umgegraben werden.

Will man am Johannistag graben so soll es zwischen 9 und 1 Uhr Vormittags geschehen.

Besagter Kaufmann hatte ein Buch deßgleichen, daß man in der Johannisnacht von 9 Uhr Abends bis 1 Uhr Mitternachts oder am Johannistag von Vormittag 9 Uhr bis Mittag 1 Uhr graben soll. Das ganz gleiche gilt für den St. Jakobtag. Ist also nicht viel zu merken und leicht.

Im Jahre 1660 am weißen Pfingstag und Charfreitag am 25. und 26. März ausgegraben, und am 14. April im Jahre 1661 haben ich und der Mot Hans einen ausgraben und die Haselstauden eingeschrieben."

Eine ähnliche Aufschreibung über den Haselwurm oder Paradeiswurm fand sich in den Händen eines originellen Mannes, der 1854 gestorben ist und selbst fest glaubte, daß er ein Wunderdoktor sei. Er schrieb sich Johann Gschösser, war aber nur unter dem Namen „der Graschberger" oder „der Thalegger-Hansel" bekannt. Ein abgehärteter Robbler, Gemsenjäger und Senner, bewohnte er in den Schluchten der Hinterriß seine Almhütte am Kraschberg selbst zur rauhesten Winterzeit ohne einen Ofen zu haben und betrieb in der Einsamkeit vermeintliche Wunderdinge, Heilungen, wodurch er sich weitum berühmt machte. Nach seiner Wissenschaft höre ein Mensch welcher von dem Wurm gegessen auch die Vögel, und am deutlichsten die größern Eulen, Raben und Adler reden *), Heilmittel angeben und prophezeien, welches in

---

*) Dasselbe gilt vom Genuß der Drachenherzen: „Sigurd nahm Hafnirs Herz und briet es am Spieß. Und als er dachte daß es gar wäre, und der Saft aus dem Herzen schäumte, da stieß er daran mit seinem Finger, um zu sehen, ob es gar gebraten wäre. Er verbrannte sich und steckte den Finger in den Mund. Aber als Hafnirs Herzblut ihm auf die Zunge kam, da verstand er der Vögel Stimmen. Er hörte daß Adlerinnen auf den Zweigen zwitscherten. Die eine sang: Da sitzt Sigurd blutbespritzt ꝛc. ꝛc. ꝛc. Fafnismal, Simroks Edda S. 200. Im Urtext: Edda Saemundar hins Froda von Th. Möbius Seite 136. Raßmann, die teutsche Heldensage I. Seite 125. Durch den Ge-

vielen Sagen des Unterinnthales wiederholt wird. Nach der gleichen Quelle und einer uralten Ueberlieferung von Mund zu Mund in dem Alpbacherbezirke stammen die Haselwürmer von jener Schlange her, welche im Paradiese die ersten Menschen verführt hat, daher ihr Name Paradeiswurm, Paradeisschlange, Wurm der Erkenntniß. Nachdem die Schlange das ganze Menschengeschlecht elend gemacht, so müsse sie nun gegen ihren Willen dem Menschengeschlechte dienen, Gesundheit und Glück bringen, und unter der kostbaren der heiligen Jungfrau geweihten Haselstaude wohnen.

Unter Breitenbach am „Innrain“ (im Unterinnthal am Wege von Breitenbach nach Kleinsöll) war früher ein ganz weißer Wurm ein Haselwurm — öfter gesehen worden. Der war 1½ Schuh lang, man fürchtete sich vor demselben, weil mehrere Kühe wegen ihm zu Grunde gegangen seien.

---

nuß einer weißen Schlange erlernt man die Sprache der Thiere, wie in der Sage von Seeburg (Grimm deutsche Sagen I. S. 131). Die weiße Schlange (Grimm's Märchen I. S. 93). Wolf Beiträge zur deutschen Mythologie II. Seite 445. Kuhn norddeutsche Sagen S. 154.

Berichtigungen und Druckfehler.

Seite 1 Zeile 3 von unten lies: und der schauerlichen Klamm zeigt sich 2c. 2c. statt: und der schauerlichen Klamm bei Innsbruck zeigt sich 2c. 2c.

„	14	„	1 v. u. lies Dirnail statt Firnail.
„	35	„	12 v. u. lies Biberwier statt Lieberwier.
„	39	„	10 v. u. lies Reit statt Steit.
„	„	„	„ „ „ „ Hignau statt Gignau.
„	40	„	1 und 16 v. u. lies Reit statt Steit.
„	41	„	1, 4 und 9 von oben lies Reit statt Steit.
„	41	„	18 von oben lies Reiterkirchhof statt Steiterkirchhof.
„	42	„	13. v. o. lies Reit statt Steit.
„	43	„	16 von unten lies Alpbachthale statt Alpachthale.
„	44	„	14 v. u. lies vergoaselt statt vergraselt.
„	47	„	2. von oben lies Besen statt Busen.
„	47	„	16 v. o. lies: drei Stettaueralm, Salcheralm, Farbenkahr statt: drei Stettaueralm, Farbenkahr.
„	47	„	19 v. o. lies Galtenberg statt Goltenberg.
„	47	„	2 von unten lies „Bangarscht" statt „Bongarscht".
„	156	„	14 von oben lies: Rückenschwerer statt Rückenschwörer.
„	221	„	7 von oben lies Laudecker statt Landecker.
„	„	„	6 von unten lies Laudeck statt Landeck.

Gedruckt bei Josef Stöckholzer v. Hirschfeld in Wien.



